P.o.germ. 678 n

Jensen

Am Ausgang des Reiches.

Wilhelm Jensens neuere Dichtungen:

Das Tagebuch aus Grönland. Roman. Drei Bände. (Berlin 1883.)

Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. Drei Bände. (Freiburg i. B. 1884.)

Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß. Zwei Bände. (Leipzig 1884.)

Am

Ausgang des Reiches.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer.
1886.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

In der Tiefe des Erdinnern verbirgt sich eine ungeheure, unbekannte Kraft. Alle wissenschaftliche Forschung hat nur ihr Bestehen festzustellen, doch über ihren Ursprung, die Art und Gründe ihrer zeitweiligen Bethätigung nichts weiter als Conjecturen zu geben vermocht. Diese Muthmaßungen widerstreiten sich, obwohl kein absichtlich verdunkelnder Parteistandpunkt dabei in Frage kommt, sondern Allen an der Aufhellung des wirklichen Zusammenhanges gelegen ist. So lange die Sinne und das Denkvermögen von Menschen Prüfungen anstellen, wird die Verschiedenheit ihrer Individualität abweichende Meinungen zwischen ihnen mit sich führen.

Doch zweifellos enthält die Erde in ihrem Innern eine in feurigem Zustande befindliche Masse. Der einzelne Mensch und selbst Geschlechter können ihr Leben darüber von der Wiege bis zum Grabe vollenden, ohne etwas davon zu bemerken, allein die Ge-

schichte lehrt das Vorhandensein jenes Glutflusses in scheinbar unveränderter Fortdauer. Er ist unberechenbar, wie von seltsamer Laune abhängig, die er heut' ebenso bethätigt, wie am ersten Anfang des menschlichen Wissens. Jahrhunderte lang erregt er den Eindruck eines stillen, unbewegten Meeresspiegels, dann peitscht ein Sturm ihn plötzlich zu wilder Wuth auf, aber was diesen Orkan veranlaßt, weiß Niemand. Ist es eine Gährung, die sich lange in der Tiefe vorbereitet, die unwiderstehliche Ausdehnungskraft entwickelter Gase, in Dämpfe verwandelten Wassers? Man kennt nicht die Ursache, nur die Folgen. Ein dumpfes Rollen dringt von unten herauf, der Boden wankt, die beweglichen Dinge auf ihm schwanken. Es ist die Kraft, die, von dem unbekannten Impuls getrieben, ihre Fesseln zu sprengen sucht. Nicht immer gelingt es ihr, die ihr entgegengesetzten Schranken erweisen sich stärker als sie, und murrend legt sie sich nach dem vergeblichen Ansturm wieder zur Ruhe. Doch zu Zeiten entwickelt sie einen, vermuthlich so weit ausgedehnten, allseitig zusammenwirkenden Expansionsdrang, daß ihm nichts Widerstand leistet. Dann spielt sie als unbändige Naturgewalt mit den kleinen Hemmnissen von Menschenhand. Der Fels muß ihr, auseinanderklaffend, weichen, sie läßt Flammen emporschlagen, um das wilde Schauspiel zu beleuchten, wie sie auf der weithin gleich Wogen wallenden Erdfläche

alles zuvor Aufragende, Hütten, Paläste, Thürme niederstürzt, Städte mit ihren jammernden Bewohnern in Schutt vergräbt. Denn sie ist eine aufbrechende Elementarkraft, die nicht denkt, fühlt, abwägt, kein Ohr des Erbarmens besitzt, die nur will. Und wo dieser unbeugsame Wille sich am gewaltigsten concentrirt, da reißt er einen gähnenden Kraterschlund auf und schleudert aus der brodelnden, pressenden, glutzischenden Abgrundsmasse erstickende Dämpfe, Rauchwolken, luftverfinsternde Asche, weißglühendes Gestein, eine Feuersäule gleich einer in den Himmel lodernden Riesenfackel auf. Dann stürzen mit rasender Schnelligkeit ringshin, schon mit ihrem Anhauch versengend, begrabend und verkohlend, die Lavaströme in's Land, löschen Felder und Wälder, Dörfer und Städte aus.

Ein Land, von der dämonischen Gewalt aufbrechender unterirdischer Glut erschüttert, bebend, mit Allem, was auf ihm bestanden, zusammenstürzend, ist Frankreich, und sein Kraterschlund heißt Paris.

Ein aufgerissener, unermeßlicher Abgrund schleudert alles Furchtbarste aus der Tiefe gährenden Menschenblutes herauf. Prasselnd und heulend stiebt der Auswurf empor: Wuthgebrüll, Geifer, Blut, Brand, Mord, das Richtbeil, die Marter, der lechzende Hohn, Neid und Rachsucht, die Erbarmungslosigkeit, der Wahnsinn. Die Menschheit, zur Bestie umgewandelt, packt mit den Zähnen und zerreißt; die Faust des Stärkeren,

die List des Klügeren, Tücke und Verruchtheit des Gewissenloseren thronen als Sieger, von den Schultern blindwüthenden Pöbels getragen. Nicht der Zorn, die Empörung aller menschlichen Gefühle, hat diesen gigantischen Ausbruch veranlaßt, nicht Erkenntniß der Vernunft, noch Gerechtigkeitsdrang, nicht einmal der Trieb der Leidenschaft. Nichts als der unwiderstehliche Wille einer Kraft, die sich selbst unbekannt ist. Und es ist ebenso zwecklos, ihn zu fragen, ob er recht oder unrecht handle, wie das Erdbeben, den Vulkan, ob sie mit Recht oder Unrecht ein Land verheert, seine Bevölkerung vernichtet haben.

Wie ist dieser Wille entstanden? Seit bald hundert Jahren suchen die Forscher nach seiner Ursache, denn gleich dem Alles zertrümmernden Aufdrang der Glutmasse in unserer Erde muß er einen Erzeuger gehabt haben, der nicht nach einer plötzlichen Laune gehandelt. Doch die Meinungen der Messenden und Wägenden über die treibende Kraft widerstreiten sich auch hier, und hier mehr denn irgendwo, nach Maßgabe der Stellung, die sie mit Gunst und Abneigung beseelt. Sie alle fragen, ob Recht, ob Unrecht, und sie sollten sich mit der Antwort begnügen, die ihnen unsere Erde zu Theil werden läßt: Es ist eine Gewalt, von einer Spannung erzeugt, die nach dem Naturgesetz jede Hemmung überwinden muß. So ruht auch das Leben eines Volkes auf einem Gesetz der Natur, und

die Unfähigkeit, innerhalb ihm aufgezwungener Fesseln weiter zu leben, erzeugt in ihm die gleiche Nothwendigkeit, die gleiche, jeden Widerstand sprengende, befreiende Kraft.

Umsonst sucht die Parteiverblendung, gute oder üble Tendenz, die Widerspruchsbegier und wissenschaftliche Klügelei darüber zu täuschen. Sie können unerschöpfliches Material herankarren, um zu beweisen, daß dieser ungeheure vulkanische Ausbruch der Menschheit nicht erforderlich, unbegründet und unberechtigt gewesen sei; ihre Anhäufung von Belegstücken ist ebenso werthlos, dawider zu sprechen, wie das unerschöpfliche Material entgegengesetzt Urtheilender nicht ausreicht, um die Erforderlichkeit, die Begründung und Berechtigung zu erweisen. Sie berühren beide nicht das Innerste des Ereignisses. Sie sind zwei Chirurgen, die mit dem Secirmesser im Hospital vor einem geöffneten Leichnam stehen, von denen der Eine demonstrirt, alle Lebensorgane hätten sich in vollständiger, oder nur unwesentlich verrückter Ordnung befunden, während der Andere sie sämmtlich als unheilbar zerrüttet und funktionsunfähig erklärt. Aber sie erläutern Beide an einer Leiche, die, als sie handelte, ein lebendiger Mensch war und eine Seele besaß. Und sie sind keine Psychologen, welche die Vorgänge in dieser Seele messen und wägen können, die den ganzen Körper zu seiner That trieben. Zu einer That, die nicht aus einer Aufzählung von Gründen dafür entsprang und nicht von

Willensfreiheit abhing, die so geschehen mußte, wie sie geschehen ist. Der lebendige Mensch ist aufgesprungen und hat einen andern, vor ihm stehenden zerfleischt wie ein Tiger, ihn zerstampft wie ein Elephant. Er hat etwas gethan, was in ähnlicher, erbarmungsloser Weise Keiner vor ihm vollbracht, ist zum blutlechzenden Thier geworden, eine Verkörperung der Wildheit, der Wuth, des Wahnsinns. Dieser Mensch aber ist ein ganzes Volk, dessen Erzeuger menschliche Eltern gewesen. Mögen die Aerzte an seiner Leiche anatomische Untersuchungen anstellen und zu einem physiologisch befriedigenden oder pathologisch erklärenden Befund gelangen — für denjenigen, der die geistige Natur des Menschen und der Menschheit kennt, bleibt kein Zweifel, daß dieser Todte, als er noch gelebt, eine Zerstörung in seiner Seele erlitten, die ihn zum Wahnsinn bringen mußte. Dieser Seele von Millionen ist eine Last auferlegt, welche ihre Natur nicht erträgt.

Ein winzig kleines Abbild von ihr sitzt im Narrenhause zu Schwetzingen und schneidet aus einem schwarzen Taffetstück „mouches“ aus, um die Wölbung über ihrem irrsinnig hämmernden Herze ndamit zu bekleben.

Aber für denjenigen, der nach faßbaren äußeren Begründungen des tobenden Wahnsinns sucht, welcher die Seele Frankreichs in tollem Wirbelsturm fortreißt, hat Karl Theodor von Dalberg sie dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern gesprochen. Scheinbar

hat er nur von dem Kurerzbisthum Mainz geredet, doch er hat mit seiner Anklage dies nicht gemeint, wenigstens nur als einen geringfügigen Gegenstand derselben. Das Bild, das sein Mund zurückgespiegelt, ist das seiner ganzen Zeit, wie überall, fast in ganz Europa die „Favorite", das Abbild von Versailles, blendenden Glanz um sich werfend, über lichtloser Finsterniß der Länder und ihrer Bevölkerungen thront. Eine Sonne ist's, die nur für sich selbst leuchtet, mit keinem Strahl die Nacht der Armuth und Unwissenheit, des Elends, der Bedrückung, Rechtlosigkeit, Verachtung und Lebensunfähigkeit von Millionen erhellt. So steht im hohen Norden die Mitternachtssonne am Horizont, eine glanzvolle Kugel, doch ohne Lichtwirkung und ohne Wärme für die Erde, die von einem unheimlichen, wie unterweltlichen Dämmern überronnen daliegt. Es ist ein gespenstischer Anblick, denn das Auge fühlt, in dem undurchdringlichen Schatten regen sich lautlos auch die Geister der Unterwelt.

Jetzt sind sie in's Tageslicht heraufgestiegen, laut, lärmend, furchtlos, in unermeßlichem Gewühl. Jedes Unrecht, jede Knechtung, jeder Schimpf hat Fleisch und Blut angenommen, jede Thräne und Sorge, der Hunger, die Seelenqual, die Entehrung. Aus den Thüren aller Häuser strömen sie hervor, in denen sie stumm und hülflos eingeschlossen gewesen, allüberall, ohne Hoffnung, fast ohne Gedanken, es könne anders

sein. Denn die Kirche hat sie belehrt, es sei so nach dem Willen Gottes und der von ihm eingegebenen Gesetze, und Rechenschaftsablegung habe er seinen irdischen Vertretern für ein jenseitiges Leben vorbehalten. Aber jetzt sind sie da — nicht die Stimme eines Einzelnen hat sie gerufen, auf einmal, zugleich sind sie gekommen. Nicht ein Einzelner hat über der Lehre der Priester und ihrer weltlichen Helfer gebrütet, sie Alle zusammen haben wie in einer Brust empfunden, es sei eine Lüge, um sie, für die Alleinberechtigung von Wenigen zu jedem Taumel, jeder Ueppigkeit des Daseins, ihres natürlichsten Lebensrechtes hienieden zu berauben. Sie sind gekommen, wie ein Vogelzug, der im Frühling zur Wanderschaft aufbricht — keiner weiß, wer dieselbe zuerst begonnen, die Flügel aller haben sich gleichzeitig geregt — und sie fordern von ihren Bedrückern Rechenschaft im Diesseits. Hinter ihnen drein aber flattert das Gevögel der Nacht, Eulen und Raben; aus den Mansarden und Kellertiefen, den Bruthöhlen jedes Uebels taumeln sie in unzählbarem Schwarm. Nicht die legitimen Kinder unverschuldeter Noth, sondern die Bastarde der Schuld — der Müßiggang, die Arbeitsscheu, die Scheelsucht, die Begierde, das Laster, das Verbrechen, und sie schreien nicht um Rechenschaft, sondern um Rache! Vielleicht hätten auch sie ein Recht dazu, Rechenschaft zu fordern, denn daß sie geworden, was

sie sind, ist zum großen Theil auch eine Folge der Herrschaftsübung derjenigen, gegen die sie ihre Wuthstimmen mit erheben. Aber das wissen sie nicht, und wenn sie es auch wüßten, gälte es ihnen gleich. Sie sind das Gevögel, das die Luft schwärzt, wo es einen Leichenschmaus wittert. Ihr Rachegebrüll heischt keine Gerechtigkeit, denn die träfe vernichtend sie selbst; es ist nur der Deckmantel, unter dem sie sich mit gleicher Begier an die Tische zu setzen trachten, von denen sie die vorherigen Schwelger herabreißen. Und sie besitzen die Ueberzahl der Kehlen und Fäuste, vor Allem der Gewissen, die keine Scham und Scheu vor sich selber hegen. Sie sind die echten Geister der Unterwelt; die Andern, ihre Beschwörer, waren nur Schatten und sinken vor den wirklichen Dämonen, die sie heraufberufen, wesenlos wieder ab, werden von ihnen unter teuflischem Gelächter mit in die große Abfallsgrube des Todes verscharrt. Nicht die Gerechtigkeit triumphirt, sondern Hohn auf jedes Recht, nicht die Wahrheit und Menschlichkeit, sondern die Lüge und Unmenschlichkeit, die nämliche Gewalt wie zuvor, nur in anderem, rohem, gemeinem Gewand. Aber trotz alledem ist es ein Werk der Unerläßlichkeit, einem Volke von einem Willen auferlegt, dem es sich nicht weigern kann, und der Fluch von Jahren birgt den Segenskeim für Jahrhunderte in sich.

Das ist der Krater Paris. Er wirft seine unge-

heure Feuersäule auf, rastlos, immer gleich, doch auch immer wechselnd. Er hat seinen Schlund dort geöffnet, wo die höchste Spannung der unterirdischen Glutmasse erzeugt worden, neben Versailles, dem großen Erfinder, Verkündiger und Lehrer des schrankenlosen Rechtes der Fürsten und der Rechtlosigkeit ihrer Völker. Wo der Niederdruck, die Zusammenpressung am längsten und am rücksichtslosesten geübt worden, haben die entwickelten Dämpfe ihre harte Decke zuerst gesprengt.

Ein buntes Schauspiel, was da zwischen dem Rauch und den Flammen aus der Tiefe aufgewirbelt wird. Es prasselt Alles so hastig durcheinander, daß es für das Auge kaum unterscheidbar bleibt. Manchmal ist's wie das Kinderspiel eines jungen Cyklopen, der die Muskeln seiner Arme prüft und sich daran belustigt, possenhaft, was ihm in die Hände geräth, aus seiner Werkstatt in die Luft zu schleudern. So fliegen der Firlefanz von Generationen, die naturwidrigen Costüme, die künstlichen Haargebäude, die Eleganz und Vornehmheit des alten Regime, die Götzenbilder, an die ein Jahrhundert geglaubt oder die es zu verehren gezwungen, herauf; der schnaubende Rauch umballt sie, wie ein glitzernder Funkenschwall emporgestiegen, fallen sie wie einförmiger grauer Aschenregen herab. Aber anderer Auswurf wallt hinterdrein, grausiger für den Blick, Blutströme und Tausende von abgerissenen Köpfen. Es ist kein spielendes Cyklopenkind mehr, das Possen

treibt, sondern der Losbruch der entfesselten Titanen, der Söhne des Uranos und der Gäa, die vom Tartaros heraufbrechen, um die Herrschaft zu stürzen, unter die der Hochmuth, der Hohn, die Frivolität der Olympier sie gebändigt. Und nun nichts als wirbelnde Trümmer und fallende Götter. Zuweilen scheint durch dies Chaos ein Stern aufzuschießen, funkelnd, wie schicksalsmächtig steht er darüber. Doch nach wenig Augenblicken zerplatzt er in auslöschendes Nichts; der Abgrund wirft keine Sterne empor, nur Meteore und schillernde Glasflußblasen. Der vielköpfige Kronos hat sein Ziel erreicht, den Uranos entthront und beginnt seine Herrschaft damit, seine eigenen Kinder zu verschlingen. Im Verborgenen wächst einer seiner Söhne heran, der als Zeus der Zukunft auch ihn vom Thron stürzen wird, doch noch ist die Zeit desselben nicht erfüllt.

Was da aber über dem sprühenden Kraterschlunde wie fliegende Bälle durcheinanderkreist, sind die Köpfe von geistreichen Abbés und würdevollen Bischöfen, von Vicomtes und Marquis, von tadellos nach dem allerhöchsten Vorbild gekleideten, unübertroffenen Cavalieren und schönen, durch die Reize ihres Körpers und den Esprit ihrer Zunge gleich bezaubernden Frauen. Man hat sie bisher einen Reigen der Huldgöttinnen und ihr Regiment das der Aristokratie benannt, jetzt betitelt man sie Nachkommen der Marozia und Pornokratie, und es kommt nur auf die Betrachtungsweise an, um

beiden Bezeichnungen recht zu geben. Mit ihren Köpfen rollen die von Prinzen und Herzogen zur Erde, der eines schwachen, unfähigen Königs, der für die Frevel seiner Väter büßt, und der einer leichtfertigen, gedankenleeren Königin, deren Herz und Gehirn nie von Anderem, als dem Vergnügen des Augenblicks berührt worden. Es fällt auch der Kopf desjenigen, der an niedriger Heimtücke, Habgier und Ruchlosigkeit jeden Auswurf der Pariser Verbrecherhöhlen überbietet, der für die Hinrichtung Ludwig's des XVI. gestimmt, um sich auf den Thron desselben setzen zu können, der Herzog Ludwig Philipp Joseph von Orleans, der sich Philipp Egalité benannt und Jacobiner geworden. Die meisten seiner ehemaligen Genossen hat man wie leblos zur Guillotine hinangeschleppt, manche indeß auch haben sich unter sie mit einem verächtlich graziösen Lächeln, einem letzten Bonmot auf den Lippen gebettet. Philipp von Orleans hat Champagner getrunken, ehe er den Kopf unter's Fallbeil gelegt, und Pamela Fitzgerald ist in Wirklichkeit zur vaterlosen Waise geworden.

Nun ist der allein übrig, den das ancien régime spöttisch Jacques bonhomme geheißen, Jacob der Tropf, der Jacobiner. Aber er betreibt jetzt eine neue, seltsame Art von „Jacquerie;" nachdem er seine einstmaligen Herren zerrissen hat, zerfleischt er sich selbst. Er hat keinen Beruf, zu schaffen, nur den, zu zerstören. Wie ein Rudel von Wölfen und Hyänen heult er

durch die Gassen und fällt sich wechselseitig an. Er will nicht, daß Einer ein reicher gefärbtes Fell auf dem Leibe trägt, nur Gleichheit Aller. Aber doch auch hegt Jeder den Drang danach und sucht sich als das größere Raubthier über die Andern zu heben. Und immer gelingt es Einem, wenigstens eine kurze Weile lang, und die ihm zuschauen, sind Franzosen, und mehr als sonst noch unter Menschen ist es bei ihnen Brauch, einen Königstiger zu bewundern und als ein Meisterstück der Natur zu preisen, so lange er sie nicht in den Krallen hat.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sie thronen dem Namen nach über dem Krater Paris. Aller Stolz, Rang, Reichthum, Vorrecht, Herrschaft und Glück des Einzelnen haben in der Theorie aufgehört und sind in den Gemeinbesitz des Ganzen übergegangen. Jeder stellt sich, als glaube er daran, aber Jeder weiß, daß dies in der Praxis einen Widersinn, eine Unmöglichkeit darstellt, und Jeder arbeitet in der Stille, bei der ungeheuren Beuteaustheilung sich für die Zukunft möglichsten Gewinn zu sichern.

Doch in Einem herrscht in der That Gleichheit, in der Berechtigung, an der großen Wettbewerbung theilzunehmen. Sie besteht für Jeglichen gleich, der nicht Aristokrat, sondern „Bürger" ist. Und sie macht keinen Unterschied des Stammes und Volkes, alle Angehörigen der alten und neuen Welt sind vor ihr ebenbürtig.

Sie begünstigt nur denjenigen am meisten, dessen verhungertes, verkommenes Aussehen am redendsten Anspruch an eine Aussteuer aus der Erschaftsmasse erhebt. Eine Art von „Brüderlichkeit“ liegt darin.

Da ist Einer, dessen Erscheinung der erste Blick diese Gattung von Berechtigung zuspricht, ein langaufgewachsener, hagerer junger Mensch mit beginnendem Bartgekräusel, in verwahrloster Kleidung. Alles an ihm zeigt, daß er an Mangel und Obdachlosigkeit gewöhnt ist, vielleicht auch an Fußtritte und Peitschenhiebe. Wahrscheinlich ist er irgendwo aus einem Frohndienst weggelaufen und zwar nicht auf dieser, sondern auf der anderen Seite des Rheins, denn er weiß sich nur mit wenigen zusammengestoppelten, von der Straße aufgelesenen französischen Worten zu behelfen und spricht sie mit einem ungelenken deutschen Accent. Hat er etwa in seiner Heimat ein Verbrechen begangen und der Galgen ihm als Wegweiser die Weite gedeutet? Der Criminalist würde ihn als einen Solchen bezeichnen, bei dem man sich nach seinem Aeußeren der That versehen könne. Sein Gesicht besitzt etwas Wildtrotziges, einen unjugendlich finsteren Ausdruck, daneben einen gewissen lüsternen Trieb, die Kraft seiner Glieder zu benutzen. Nur in seinen Augen liegt mehr eine Drohung, ein Grimm über eine Schuld, die an ihm verübt worden, als freches Bewußtsein eines Frevels, dessen er selbst sich schuldig

gemacht. Sein Blick erweckt nicht viel Neigung, ihm zu begegnen; aber er weicht Niemandem aus. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eingeborener Jähzorn ihn bei einem geringfügigen Anlaß leicht zu einer Gewaltthat fortreißen wird, doch aus den Augen spricht trotz alledem etwas, ein Straßenräuber, ein Dieb, ein berechnender Bösewicht ist er nicht. Nur ein schonungsloser Haß gegen Solche, denen er die Urheberschaft seines elend verlotterten Zustandes beimißt, lodert in der Tiefe zwischen seinen Lidern.

Es scheint, daß er, um seinen fressenden Hunger zu stillen, als Steinklopfer oder etwas der Art gearbeitet hat, denn seine Hosen sind auf den Knieen durchlöchert, die Stiefelreste fallen ihm beinahe von den Füßen. So schleift er durch den Wegstaub und durch den Wegkoth. Er hält die Richtung von Osten gegen Westen, gibt sich selbst nicht Rechenschaft drüber, weshalb, eine magnetische Kraft zieht, ein undeutlicher Drang treibt ihn. Wie er so diesem nachfolgt, liegt auch in seiner Art, manchmal zu den Wolken aufzusehen, einem Vogel nachzuschauen, dann und wann einmal den Kopf mit halb traumstarrendem Blick zurückzuwenden, kein französisches Wesen.

Dann kommt ein dumpfes Brausen ihm näher, ein irres Funkeln in den Augen aller Derer, die ihm begegnen; ein wirres Durcheinander ihrer Lippen. Es sind die landein kreisenden Sturmvögel, welche die

Nähe der wuthgährenden Brandung ankündigen. Hastiger läuft er, aus ihrem Anblick rüttelt ihm ein Fieber das Blut. Er fühlt, daß sein Instinct den richtigen Weg gewählt, dichter und stärker schlägt ihm ein heißer Anhauch, der Athem eines Riesenungethüms entgegen. Es ist der speiende Krater Paris.

Paris, dorthin gehört er! Er kann sich rühmen, ein Sansculotte in der verwegensten Bedeutung des Wortes zu sein, denn die zerfetzten Kleider decken buchstäblich seinen Körper nicht mehr. Und nun hat er den Rand des tobenden Vulcans erreicht.

Doch was dort? Er ist fremd in der wogenden Riesenstadt und seine Zunge noch nicht geschickt, sich in ihr zu behelfen. Auch der vom alten Regime Enterbte muß seine Ansprüche geltend machen, ihnen Gehör verschaffen können, und er weiß nicht wie, denn Niemand kennt ihn, Niemand versteht ihn und achtet auf ihn. Auch hier liegt weder das Gold noch das Brod auf der Straße, daß die Hand sich nur niederzustrecken braucht, um es aufzuheben. Sein alter Feind, der Hunger, schnürt ihm schmerzhaft den Magen zusammen; doch auch in Paris vermag man ihn nicht mit Holz und Stein still zu machen, besitzt der Mittellose nichts, als die schrankenlose Freiheit, von der Habe der Reichen mitzuessen, wenn er im Stande ist, derselben habhaft zu werden. Der stadtfremde Ankömmling kann nicht

eine verschlossene Thür aufbrechen, in ein Haus gehen und sich darin an den gedeckten Tisch setzen.

Es dunkelt, weht und sprüht Regentropfen herab. Er hat sich Paris anders gedacht, vielleicht sich keine Verstandesvorstellung davon gemacht, aber in seiner traumhaften Einbildung war es anders, ein Paradies, in das man nur einzutreten brauchte, um an allen Früchten und Köstlichkeiten desselben Antheil zu haben. Ueber ihm knarren die windgeschaukelten Oellaternen, die an Drähten über den breiten Straßen hängen, darunter treibt eine tausendköpfige Menge. Sie macht Revolution und schlägt Aristokratenköpfe von den Rümpfen, allein Jeder verfolgt für sich doch noch einen anderen Weg und Zweck, einen Beruf, der ihn mit den Mitteln zur Fristung seiner täglichen Lebensexistenz versorgt. Paris ist ein Krater entfesselter, blutlechzender, wahnsinniger Gemüther, aber in dem Organismus seines großen Körpers herrschen, wenn die zeitweiligen Krampfzuckungen vorüber sind, doch noch immer althergebrachte geordnete Funktionen fort, die sich schon dadurch bethätigen, daß die Straßenlaternen beim Einbruch der Dunkelheit mit der gleichen Regelmäßigkeit wie früher angezündet werden. Die Leute, welche dies Geschäft vollziehen, würden solcher Mühwaltung nicht obliegen, wenn sie nicht des Lohnes dafür bedürften, sich auf leichtere und sichere Weise Geld, den Zauberstab aller Wünsche, verschaffen könnten. Der Zustand

in Paris ist anders, als es dem Fremdling aus der Weite phantastisch erschienen.

So steht er in dem Gewoge, drin Keiner ihn wahrnimmt. Nur eine junge, aufgeputzte Dirne dreht jetzt den Kopf nach ihm zurück und sieht ihn, von einer Laterne bestrahlt, mit blitzenden Augen an. Trotz seinem zerlumpten Anzuge scheint er ihr zu gefallen und offenbar liest sie den Hunger auf seinem Gesicht. Sie lacht: „Dein Rock ist nicht fein, aber qu'importe? Komm mit, Du kannst bei mir zu Nacht speisen.“

So viel Französisch hat er erlernt, daß er ihre Aufforderung, ihre Verheißung versteht. Doch er versteht noch mehr, als ihre Lippen gesprochen, erkennt in dem Blick ihrer Augen die reizende Schlange des Paradieses, nach dem er getrachtet. Und seltsam, der begierig Hungernde, Fremdverlassene stößt die Hand, die seinen Arm gefaßt und ihm als Führerin zur ersehnten Sättigung dienen will, mit rauhem Widerwillen zurück, sagt barsch: „Laß mich!“ und tritt von ihr fort. Ihr Lachen klingt ihm gereizt und spöttisch nach: „Une bête d'Allemagne!“ doch es bekümmert ihn nicht. Ihm ist's plötzlich anders, besser zu Muth geworden, wie zuvor, als trage er einen Lohn in sich selbst davon, der sogar den nagenden Hunger still gemacht. Er ist müde und hat nur noch ein Verlangen, sich hinzustrecken und zu schlafen. Und sein umsuchendes Auge entdeckt eine Brücke, die über die Seine führt;

ihre Wölbung bietet ihm am Uferrand ein Dach gegen das feuchte Niedergeriesel aus den Wolken, er legt sich auf den harten Grund, und in wenig Minuten trägt ihn ein Traum aus dem Krater Paris in ferne, stille Weite davon.

Wie er aufwacht, regnet es noch immer, und er steht ebenso da wie am Abend. Aber er hat Zeit gehabt, sich von seinen nebelhaften Illusionen los zumachen, und er sieht wiederum vor sich, daß auch hier, wer nichts besitzt, arbeiten muß, um seinen Hunger zu befriedigen. Es ist jetzt heller Tag, und man zündet keine Laternen an, aber Leute in ähnlichen Kleiderfetzen, wie die seinigen, sind beschäftigt, für den täglichen Gang der Dinge und besonders für die zierlichen Stöckelschuhe der eleganten Pariser Damen den Schmutz von den Straßen wegzusäubern. Und er bedenkt sich nicht lange, sondern versucht, bei ihrer Arbeit mit angestellt zu werden. Es gelingt ihm, und er ist Gassenkehrer. Bei allem Trotz und Grimm, die aus seinem Aeußeren reden, liegt in seiner Natur etwas Tüchtiges, das ihn nicht vor harter Mühsal zurückscheuen läßt.

Nun treibt er auf dem sturmgepeitschten Ocean Paris, ein fremder Landvogel, der zwischen Hunderttausende kreischender und fischender Möven heruntergefallen. Doch das gilt ihnen gleich und sie lassen ihm das nämliche Recht wie sich selber. Nur muß er

sich selbst die Fähigkeit erwerben, es auszuüben, und er zeigt wieder eine Mitgift ungewöhnlicher Begabung, denn er bildet rasch seine Füße, die nicht zur Kunst des Ruderns auf solchen Wogen geboren, nach denen der Schwimmvögel aus. Er taucht unter in dem Strudel und kommt an anderer Stelle verwandelt wieder herauf. Er ist nicht mehr Gassenkehrer, sondern Botenläufer für die, welche seinen Dienst heischen, Commissionair in einem großen Geschäft — nun Ausrufer von Flugblättern — nun Mitarbeiter an einer Zeitung durch Ueberbringung aufregender Neuigkeiten. Vor Allem ist er „Bürger", ein Stück des neuen, souveränen Volkes von Paris, dessen Sprache er mit überraschender Schnelligkeit erlernt hat, daß man ihm kaum seine deutsche Abkunft anhört, wenn er: „Liberté! Égalité! Fraternité!" ruft.

Denn er ist Revolutionair aus tiefster Seele und steht überall voran, wo es Kampf für Dasjenige gilt, was man in Paris Menschenrecht und Freiheit nennt. Er hegt nur einen wildglühenden Haß, gegen die offenen oder heimlichen Bedrücker der Menschheit, und wo der Ruf solche deutet, da stürmt er an der Spitze des tobenden Haufens. Und er kennt keine Furcht und kein Erbarmen, packt die als Schuldige, als Verräther an der Majestät des Volkes Bezeichneten mit, schleppt sie zum Richtsaal, zum Schafot. Seinen Kopf deckt die rothe Jacobinermütze, das Hemd auf seiner Brust

steht offen, obwohl seine Mittel ihm jetzt bessere Kleidung verstatten und er einen natürlichen Geschmack in der Wahl derselben bekundet. Sein Wuchs hat sich seit Jahresfrist in die Breite gedehnt und läßt die Glieder nicht mehr als zu lang um ihn schlottern. Aus seinem Antlitz redet vielleicht noch mehr Verwegenheit und trotziger Wille als früher, aber er trägt auf kraftvoll schlanker Gestalt ein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht mit einer schmalrückigen, auffällig stark gekrümmten Nase, und die Augen der Mädchen und Frauen richten sich auf ihn, wenn er vorüberkommt. Doch er erwidert ihre Beachtung nicht; dem Wein spricht er in nächtlichen Orgien zu, läßt jedem wilden, zerstörungslustigen Einfall die Zügel schießen. Nur bei unberechtigter Aneignung fremder Habe hat Niemand ihn betroffen und bei Tändelei mit zuvorkommenden „Bürgerinnen", wie jede Dirne heißt, selbst in der Trunkenheit nicht. Seine Genossen hänseln und höhnen ihn deshalb, aber er bekümmert sich nicht drum, es läßt ihn gleichgültig oder er lacht mit drein. Nur einmal, wie Einer ihn im Rausch einen Gänserich nennt, der vermuthlich eine deutsche Gans im Herzen trage, deren Federn ein Andrer statt seiner rupfe, hebt er die Faust und schlägt ihn ohne Wort zu Boden.

Das stört die Freundschaft nicht unter den Cumpanen, mit denen er sich zusammenhält, der andere Morgen hat es verschlafen. Doch das weibliche Ge-

schlecht ist weniger vergeßlich und rachsüchtiger, und ein Zufall gibt Einer desselben Gelegenheit, eine Mißachtung, die er ihr bewiesen, zu vergelten. Ein Auflauf staut sich an, wie sie tagesüblich, man stürmt das Haus eines Verdächtigen, und er kommt vorbei und mischt sich unter die gährende Menge. Da ruft plötzlich eine Stimme neben ihm: „Das ist ein verkleideter Aristokrat! Ich kenne ihn! Er hat an mir Gewalt üben wollen, als die Aristokraten noch herrschten! Auf den Karren mit ihm!“

Er dreht sich um und begegnet den racheluſtig funkelnden Augen der Dirne, die ihn am ersten Abend seines Eintreffens in Paris eingeladen, mit ihr zu kommen. Er kennt sie nicht mehr, doch sie hat ihn wieder erkannt und es ist der Zeit Brauch, solche kleine Rechnungen mit dem Kopf des Schuldners wett zu machen. Mißächtlich die Achsel zuckend, antwortet er ihr nur: „Bist Du toll, Bürgerin? Geh' an Dein Gewerbe!“

Da schreit sie, seinen Arm packend: „Seht ihn an, ob ich die Wahrheit gesagt!“ Und in der That erscheinen seine Gestalt und sein Gesicht, den Pöbelhaufen überragend, von merkwürdig aristokratischer Art. Und die blindwüthige Masse brüllt: „Es ist ein verkleideter Edelmann! Nieder mit ihm! Die Tochter des Volks sagt gegen ihn aus! Zum Tribunal!“

Ein Dutzend Fäuste packt ihn, und wer gepackt und

angeklagt ist, ist todt. Er hat keinen Vertheidiger und keinen Untersuchungsrichter. Das Geheul der Zuschauer im Gerichtssaal verurtheilt ihn, wenn er vorgeführt wird. Vom Kampf für die Freiheit des souveränen Volkes bis zur Guillotine ist für den Verdächtigen nur ein Schritt.

Er weiß es, denn er hat lang genug in Paris gelebt und Aehnliches oftmals an Andern erfahren. Blitzschnell erkennt er die ihm drohende, zugleich lächerliche und tödtliche Gefahr und daß es nur ein Mittel gibt, ihr zu begegnen. Mit dem Aufgebot aller Kraft reißt er sich los und rennt die Gasse hinunter; heulend stürzt die Meute ihm nach.

Seine langen Beine geben ihm Vorsprung, aber das Geschrei gellt hinter ihm. Er biegt um die Ecke, da kommen ihm Trommelschlag und Pfeifentriller entgegen, ein hundertköpfiger Schwarm, halb in Soldatenuniform, halb noch in verlumpter Sansculottenkleidung. Es sind Ausgehobene und Angeworbene für die Heere der Republik gegen ihre auswärtigen Feinde. Und mit jäher Geistesgegenwart wirft er sich mitten in den lärmenden Haufen hinein und ruft: „Es lebe die glorreiche Republik! Vergönnt mir, mein Blut mit für sie zu opfern!“

Dem Anführer gefällt der große, stattlich gebaute Mann. „Du willst zu uns?“ fragt er. — „Ja, ohne Handgeld, zur Vertheidigung Frankreichs!“

Das hat vermuthlich seinen guten Grund, die Polizei wird hinter ihm drein sein wegen Uebertretung irgend eines Paragraphen im Gesetzbuch, der das Eigenthum oder das Leben der „Bürger" beschützt. Aber wenn die Republik Soldaten haben will, kann sie nicht wählerisch nach der Vergangenheit derselben fragen, sonst würde sie zur Zeit nicht allzuviel Annehmbare finden. Und für den Werbeofficier fällt aus dem billigen Handel ein guter Profit; er streckt die Hand: „Schlag' ein!"

Nur eine halbe Minute lang hat's gedauert, da kommt die tobende Meute nach. Sie erkennt ihr verfolgtes Wild an der überragenden Länge der Statur und brüllt: „Auf's Schafot mit ihm! Ein Aristokrat! Ein Verräther!"

Doch der Officier ruft dagegen: „Soldaten der Republik!" Es liegt schon ein leiser Aufschimmer eigener militairisch-aristokratischer Mißachtung in dem Blick, mit dem er den belfernden Pöbelhaufen mißt. Einige vom letzteren suchen einzudringen, und sein Säbel fliegt aus der Scheide: „Zurück, Gesindel!" Andere Säbel blitzen nach, die vordersten Angreifer stutzen, hinten jauchzt begeistert die Masse: „Es leben die Soldaten der Republik!" Geschrei, Flüche, Jubel, Trommelklang, Pfeifengeschmetter; im Gewirbel geht's fort nach der Porte Saint Martin, der neue Soldat der Republik in der Mitte. Nun steht er, in eine alte Uniform ein-

gekleidet, draußen auf freiem Feld; der Krater Paris hat ihn wieder ausgeworfen.

Er ist eine glühende Schlacke der Lavaströme geworden, die der ungeheure Vulcan nach allen Seiten hinuntergießt. Auch in ihrem Vorwärtsdrängen steckt noch die dämonische Kraft ihres Ursprungs. Die Freiheit ist nicht mehr in Paris vom ancien régime bedroht, doch an den Grenzen Frankreichs. Dorthin wälzen sich die Kämpfer für die Republik.

Der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern hat sich geäußert, er halte die französischen Pöbelrotten für durchaus unfähig, sich aus den Straßen von Paris gegen geschulte Truppen in's Feld zu wagen. Doch auch in seiner Antwort darauf, das Heer des großen Friedrich sei nicht mehr vorhanden, hat Karl Theodor von Dalberg recht gehabt. Nicht das Heer und noch weniger der Geist des großen Königs.

Sie sind ungeschult noch, aber ungeschulte Panther, die sich durch keinen verunglückten Ansprung abschrecken lassen, ihn zu wiederholen. Wie die Dinge im „Reich" liegen, würde es der Aufbietung vollster Kraft bedürfen, um ihren immer rückkehrenden Ungestüm zu bezwingen. Doch abermals hat der prophetische Blick des Coadjutors von Dalberg deutungsschwer in die Ferne gesehen. Die Gegner der Republik schauen noch mehr sich wechselseitig mißtrauisch an, als den gemeinsamen Feind.

Ueberall an der ganzen Ostgrenze Frankreichs tobt der Krieg, den Oesterreich, Preußen und das Reich zur Wiedereinsetzung Ludwig's XVI. begonnen, in Savoyen, am Ober- und Mittelrhein, in den Niederlanden. Und überall findet der nämliche Verlauf statt. Die Heere der Verbündeten dringen anfänglich gegen die ungeschulten Truppen der Republik siegreich vor. Aber die letztere ist eine wilde Naturgewalt, welche die unbezwingliche Kraft des Willens besitzt; mit ihm stampft sie Armeen aus dem Boden. Mit ihm disciplinirt sie die rohen Massen, bildet sie Officiere, Generale, Strategen aus. Die Noth und der Wille zeugen Kinder eines neuen, ehernen Geschlechts, vor dem das alte, marklos gewordene nicht Stand hält. Den Beginn umwendend, führen die Generale Dumouriez, Pichegru, Jourdan, Moreau die französischen Fahnen zum Sieg und in Feindesland. Es sind Namen, von denen die Zeitgeschichte bis dahin nichts gewußt; ihre Träger waren unbekannt und bedeutungslos, zum Theil nicht einmal dem Kriegshandwerk zugehörig. Aber Heere brauchen Führer, und ein wunderliches, unwiderstehlich in Kampf und Tod treibendes Gefühl fängt an, die Brust auch des gemeinen Soldaten zu erfüllen, daß er vielleicht einen Feldherrnstab in seinem Tornister trägt.

Gegen den Rhein braust es wie ein neuer Schwarm eines unzählbaren Steppenvolkes. Doch sie kommen

nicht nur mit Waffen in der Hand, auch mit Rufen auf den Lippen, als Brüder und Befreier aller Völker, denen sie das neue Evangelium von Paris verkünden. Und wie einst den vorwärtsdrängenden Nomadenhorden Asiens, schließen sich die, von ihren großen und kleinen Bedrückern zertretenen, zur stumpfen Verzweiflung gebrachten Bauern und Bürger der transrhenanischen deutschen Länder und Ländchen aufjauchzend ihnen an.

Noch setzt der breite Strom ihnen ein starkes Hinderniß entgegen, doch die Hauptstadt des Kurerzbisthums Mainz liegt auf der linken Seite des Rheines und hat nicht nur den Feind vor den Wällen, sondern ebenso in sich selbst. Die „Clubisten von Mainz", deutsche Jacobiner, öffnen dem französischen General Custine die Thore, ebenso Speier und Worms. Friedrich Karl Joseph von Erthal, der letzte Kurfürst von Mainz, flieht über den Rhein. Die „Favorite" besitzt Raketen und Böller zu festlichen Salven, doch keine Kanonen; den hohen Gebieter umringen Generäle und Obersten in goldbestickten Uniformen, doch keine Soldaten, vor Allem kein Volk, das in dem Heere der französischen Republik einen Feind erblickt. Um von seinen eigenen Unterthanen nicht erkannt zu werden, verläßt der Kurerzbischof heimlich bei Nacht in einem Wagen mit abgekratztem Wappenschild, doch in denselben mit seinen schnell berufenen Lieblingsfreundinnen zusammengestaut, seine Residenz,

wie das „unbehoste Lumpengesindel“ gegen diese heranzieht, und das hochwürdigste Domcapitel folgt ihm in rasender Hast nach. Die „Favorite“ aber, aus der um wenige Jahre zuvor ein Manifest der hochgeborenen Emigranten und ihrer deutschen Verbündeten hervorgegangen, in welchem den Republikanern mit Vernichtung, Ausrottung und Zerstörung ihrer Hauptstadt gedroht worden — das zauberhafte Lustschloß der Mainzer Erzbischöfe und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hat seine Zeit erfüllt. In dem Unwetter, das von Westen heraufbraust, ist die Favorite mit ihrem graziösen Rococostil, ihren Spiegel- und Tafelsalons, Boudoirs, Cabinets und Pavillons, mit ihren Terrassen, gestutzten Taxushecken, Wasserkünsten, Statuen und Monumenten, mit ihren französischen, englischen, holländischen, chinesischen Anlagen, Labyrinthen, Künsteleien und Tändeleien — mit Allem ist sie vom Erdboden verschwunden, und kein Stein gibt mehr eine Kunde, wo sie gestanden.

Der vormalige Gassenkehrer von Paris, der Botenläufer, Flugschriftausbieter, Zeitungsreporter, der als Aristokrat und Verräther aus dem schnaubenden Krater herausgeschleudert worden, ist noch viel weiter umhergeworfen, gen Nord und Süd, nach Holland, nach Savoyen. Der Werbeofficier hat sich nicht in ihm getäuscht; in jedem Gefecht, bei jedem Sturm ist er an der Spitze gewesen und in wenigen Monaten vom Ge-

meinen zum Sergeanten aufgerückt. Denn er ist nicht nur ein todverachtend tollkühner Geselle, sondern bewährt auch eine seltsame Intelligenz in militärischen Dingen. Wenn die Armee der Republik Officiere braucht, so ist er von dem Holz, daraus man sie schneiden muß. Vielleicht ist er Einer von denen, die den Marschallsstab im Tornister tragen — nun trägt er die Lieutenantsuniform, die er sich bei Jemappes unter den Augen von Dumouriez erworben. Doch sein General wählt ihn als Courier zur Ueberbringung einer wichtigen Botschaft an den General Kellermann, der an der Isère gegen die vereinigten sardinischen und österreichischen Truppen kämpft. Er muß zu Pferde steigen, aber nach wenig Stunden beherrscht er auch dies, als sei er im Sattel zur Welt gekommen, und er jagt von den Marschen der Nordsee zu den Alpen. Die gigantische Kraft, welche die neue Zeit aus dem Schooß der Erde aufgeworfen, verleiht auch ihren Kindern einen ungeheuren Willen. Der junge Infanterielieutenant ist zum Reiter geworden und bleibt es, wird einer Cavallerieescadron zugesellt. Er kämpt mit bei Albarete und verfolgt die geschlagenen Feinde auf den Kleinen Sanct Bernard; für die Gefangenen, die er zurückbringt, schmücken die Capitainsepauletten seine Schultern. Im Süden ist der Gegner besiegt und gefahrlos, doch die Mosel-

armee bedarf der Unterstützung, und sein Regiment wird mit dorthin abcommandirt.

Wie er an der Spitze seiner Schwadron in das gerade eroberte Trier einreitet, zieht er alle Augen auf sich. Er ist ein Officier der Republik, trägt die Uniform ihrer Heeres, doch nach seiner sonstigen Erscheinung würde man glauben, er sei ein Abkomme der alten Geschlechter, die früher die Bataillone Frankreichs befehligt. Man kann dem Pariser Pöbelhaufen den gehegten Verdacht kaum verargen, sein Aussehen ist in der That altaristokratisch vom Scheitel bis zur Zeh. Wer ihn vor zwei Jahren zuletzt erblickt, erkennt ihn nicht wieder, Alles an ihm ist in männliche Kraft und Schönheit, Energie und geistige Reife verwandelt. Auch sein Name ist ein anderer, der deutsche Klang paßte ihm nicht bei seinem Eintritt in die französische Armee. Er hat sich nach Klangähnlichkeit mit seinem früheren einen Namen gebildet, der ihn als einen Sohn der großen Revolution kennzeichnet, und nennt sich nicht mehr Arnulf Wendemar, sondern Arnould Vendémiaire.

Zweites Kapitel.

So tobte der Krieg an den gleichmäßig fortrollenden Wassern des Rheines. Sein glänzendes Band bildete die Grenzscheide zwischen der Revolution und dem ancien régime im Reich; in breitem Bett setzte er den Lavaströmen seine Wellen entgegen. Drüben lauter Aufruhr, hier war Stille, oder wenigstens die Ruhe des Abwartens, ob der Feind versuchen werde, den Fluß zu überschreiten.

Bald hier, bald dort zeigte sich indeß vom Taunus und Odenwald bis zum südlichen Schwarzwald auf dem rechtsseitigen Rheinufer ein buntscheckiges Gewimmel von Uniformen Oesterreichs, Preußens und des Reiches. Vorzüglich die des letzteren glänzten durch unbeschreibbare Mannigfaltigkeit, wehende Federhüte und goldgestickte Aufschläge der Officiere, und gemahnten noch genau an die „eilende Reichsarmee" des Tages von Roßbach. Und ebenso wie damals saß der „immerwährende Reichstag" zu Regensburg und er-

ließ in seinem Schooße wohlerwogene Mandate strategischer Operationen und taktischer Vertheidigungsvorkehrungen zur Sicherung der Reichsgrenzen. Als Anhängsel dieser verschiedenen Heeresbestandtheile der Verbündeten tauchten überall kleinere und größere militairisch organisirte Emigrantenabtheilungen auf, doch die Einnahme von Mainz und die Zerstörung der „Favorite" durch die Republikaner hatte eine neue, gewaltige Anzahl vornehmer französischer Flüchtlinge, die nicht waffenfähig oder nicht von kriegerischem Ehrgeiz beseelt waren, auf das Schutz bietende rechte Rheinufer herübergedrängt, so daß die Wohnräume in den süddeutschen Residenzen fast nirgendwo zu ihrer Beherbergung ausreichten. Von Tag zu Tag die Vernichtung der „Pariser Bluthorden" erwartend, sammelten die Emigranten sich naturgemäß am meisten in der Kurpfalz an und wechselten mit dem Hof derselben ihren Aufenthalt zwischen den Nachbarstädten Mannheim, Heidelberg und dem ländlichen Lustschloß zu Schwetzingen.

An einem Ort aber führten die Schutzmaßregeln, welche gegen einen Einbruch des Feindes über den Rhein getroffen wurden, eine neue geschichtliche Entwickelungsphase mit sich. Das einstmalige Dorf Udenheim, die seit mehr als einem halben Jahrhundert zerfallende Festung Philippsburg ward auf einen Reichsbeschluß wieder in Vertheidigungszustand gesetzt.

Allerdings nicht ohne heftigen Widerspruch Celsissimi, des durchlauchtigen und hochwürdigsten speierischen Fürstbischofs Damian August, Grafen von Limburg-Styrum, der von seinem Residenzschlosse zu Bruchsal aus beim Reichstage dringliche Beschwerde gegen die neue Wehrbarmachung seiner Stadt erhob und „die seinem Hochstifte zuständigen Rechte feierlichst verwahrte“. Denn „es unterliege keinem Zweifel, daß der nahe Friede die Festung entbehrlich mache, daß dieselbe aber auch bei Fortdauer des Krieges wegen ihrer Lage und der dabei in Betracht kommenden Umstände dem Reiche von keinem Nutzen werden könne“. So sei es wohl „den hohen Mitständen zur zweckmäßigen Beurtheilung anheimzustellen, ob es dermalen der Zeitpunkt sei, so viele Millionen auf die Festung Philippsburg zu verschwenden“. Allein der Reichstag nahm höchst befremdlicher Weise für diesmal von dem „lamentablen Memorial“ keine weitere Notiz, als daß er es als schätzbaren Eingang sorgfältig bei den zu erledigenden Acten von Jahrhunderten deponirte, und Philippsburg ward eilfertig weiter befestigt.

Und allerdings war dazu ebensoviel ausreichender Grund vorhanden, als die Sache sich nicht ohne erheblichste Anstrengung in's Werk setzen ließ. Die letzten Jahre hatten an der Festung und ihren Bewohnern fast noch mehr gezehrt, als die voraufgegangenen Jahrzehnte. Während der Kriegsläufte war eine Schiff-

brücke zur „Rheinschanze“ hinüber geschlagen worden, viele deutsche Truppen hatten ihren Einmarsch nach Frankreich, dann die kaiserliche Armee unter dem General Wurmser ihren Rückzug darüber genommen. Diese häufige Wegnahme ging aber nicht ohne eine Wegnahme des Letzten, was den Bewohnern des Ortes noch geblieben, vor sich. Hungernde und frierende Soldaten, Flüchtlinge, Marodeure, Emigranten hatten, was lose und fest war, an sich gerafft, fortgeschleppt, abgebrochen, um sich damit zu nähren und ihre Wachtfeuer damit zu unterhalten. Es waren Freunde, doch ihre Anwesenheit und ihr Abzug hinterließen keine Merkmale davon.

Nun ward rundhin um Philippsburg in triefender Hast geschaufelt, gemauert, ausgebessert, neu angelegt. Viele Hunderte von Arbeitern, Karrenschiebern, Schanzern, Sappeuren wimmelten auf den zerfallenen Werken. Aus der Ferne schien's, als führe ein Ameisenhaufen bei Sonnenschein und Mondlicht unablässig seinen Bau weiter. Ein neues Gewand von Bastionen umschnürte die alte Stadt Philipps von Sötern, und überall zog es als Schleppe die Sümpfe und Moräste hinter sich drein.

Diese äußeren Umgestaltungen brachten naturgemäß auch innere mit sich. An die Stelle des kaiserlichen Hauptmanns Lambert Joseph von Bonkowsky trat als Festungscommandant der kaiserlich königliche Obrist

von Skal, ein Mann von ungewöhnlicher Energie und noch außergewöhnlicherer deutscher Art und Gesinnung. Er verstand nicht viel von Kunst und Wissenschaft, und sein Soldatenleben hatte ihn nicht besonders mit den Feinheiten der hohen Gesellschaftskreise in Berührung gebracht. In ehrlichem Herzen trug er Haß gegen den Feind, nicht so sehr, weil dieser unter der neuen Fahne der Republik, sondern weil er mit dem alten Losungsruf des Einbruchs nach Deutschland kam. Aber weit mehr noch beherbergte seine Brust grimmige Verachtung gegen französische Manier von Leuten, deren Wiege nicht in Frankreich gestanden, gegen Schwächlinge diesseits des Rheins, welche unschlüssig zaudernd saßen und sich scheuten, nach der einen wie nach der andern Seite deutliche Farbe zu bekennen, weil sie zur Wahrung ihres Vortheils abzuwarten gedachten, wohin die zweifelhaft schwankende Wage Bellona's sich neigen werde. Es gab nicht wenig solcher Leute zwischen Fluß und Berg von der Schweizer Grenze bis an den Main und drüber hinaus, und sie benannte der neue Commandant von Philippsburg, ob hoch oder niedrig, laut und mit rücksichtsloser Derbheit Verräther und die schlimmsten unter allen Feinden des Reichs. Ja, er hielt mit dieser Offenheit sogar nicht zurück, wenn sie eine erlauchte uud allerhöchste Persönlichkeit des Reiches betraf.

Doch für Armuth, Noth und Elend besaß er ein

menschliches Gefühl, soweit seine militärischen Pflichten ihm die Kundgabe und Bewährung eines solchen erlaubten. Nach Kräften suchte er die bedrückte Lage der Bevölkerung in der jetzt von einem ungarischen Regiment, sowie Reichscontingenten Hessen-Darmstadts, Nassau-Oraniens, und des Bisthums Münster besetzten Festung zu mildern. Zwar konnte er das Niederreißen mancher Häuser im Interesse der neuen Fortification nicht verhindern, doch er verschaffte den bisherigen Bewohnern derselben andere Unterkunft, indem er schleunigst das alte Schloß von den „Garnisons-Schutzverwandten" des humoristischen Hauptmanns von Bonkowsky säuberte. Der Vulcanausbruch in Paris hatte einen ernsten Wind in Europa erzeugt, der nach Osten herüberbrausend, da und dort auch ein deutsches Gemüth erfaßte und ihm für die Späße der Vergangenheit keinen Sinn mehr beließ. Aus den Thoren hinausgetrieben, zerstob das Philippsburger Schloßgesindel in alle Winde, lagerte sich auf Straße und Feld hinter Busch und Zaun, und erwartete, stehlend und ausplündernd, wo es konnte, sehnsüchtig das Herüberkommen der „Pariser Brüder", um unter ihrer Aegide das stark beeinträchtigte Gewerbe einträglicher wieder fortzusetzen.

Wenn indeß der Obrist von Skal französische Manier und in Folge dessen auch die Emigranten, ob mit oder ohne Waffenrüstung, nicht liebte, so ver-

ursachten diese dem Landesherrn von Philippsburg, dem Fürstbischofe Damian August, noch größere Unannehmlichkeit. Vielleicht mochte er in der Stille des Herzens seinen getreuen Unterthanen in der Stadt Speier den Besuch ihrer französischen Gäste nicht mißgönnen, aber, seines überrheinischen Besitzes durch die Republikaner beraubt, sah er sich in einer, ihm kaum minder unliebsamen Weise auf dieser Seite des Flusses durch die loyalen Anhänger weiland Sr. Majestät König Ludwig's XVI. bedrängt. Wider seinen Willen und seine kundgegebene Weigerung rückte der Prinz von Condé nach der fürstbischöflichen Residenz Bruchsal und quartierte dort seine Emigrantenlegion unter dem Befehl der Herzöge von Bourbon, von Enghien und Barry mit zahllosen Stabsofficieren, Adjutanten, Edelleuten, Damen und Zofen ein. Der französische Adel war seit Jahrhunderten so gewöhnt, die deutschen Rheinlande als sein Absteigequartier und Eigenthum zu betrachten, daß ihm diese Installirung darin, zumal als eines Verbündeten, durchaus selbstverständlich vorkam.

Zu den vorwiegenden Eigenschaften des Grafen von Limburg-Styrum gehörte Gastfreundschaft nicht, dennoch wären ihm, bei der allgemeinen hohen Werthschätzung französischen Wesens unter seinen Mitregenten des deutschen Reiches, diese Gäste immerhin an sich noch die am wenigsten unwillkommenen gewesen,

wenn er nicht einen andern Grund gehabt hätte, gerade sie am meisten aus seinen Landen und seiner Residenz fortzuwünschen. Er gehörte aber zu denen, welche, mit einem Auge über den Rhein blickend, sich der Möglichkeit einer Ueberschreitung des letzteren durch die Heere der Republikaner nicht verschlossen und in solchem Falle die Rache derselben für die Aufnahme der von ihnen am tödtlichsten gehaßten Emigranten befürchteten. Damian August sagte allerdings seinen Vertrauten und sich selbst, daß er diese Befürchtung im Interesse seiner ihm von der Gnade Gottes anvertrauten Unterthanen hege, allein der Obrist von Skal äußerte sich mit der ihm eigenen Rückhaltlosigkeit auch gegen die höchsten Herren laut, dem Fürstbischof von Speier sei, wie der großen Mehrzahl seiner Collegen, das Wohl seines Landes und der Bewohner desselben durchaus gleichgültig und er bange lediglich vor einem Verlust seiner Einkünfte, seines Schlosses mit den bemalten Wänden darin, seines ausgesuchten Weinkellers, kurz für sich selbst.

Das führte begreiflicher Weise nicht zu dem besten Verhältniß zwischen dem Commandanten der Festung Philippsburg und dem eigentlichen Landesherrn derselben, der dies de nomine jederzeit gewesen und de re weniger war denn je. So erhob Damian August von Limburg-Styrum beim Regensburger Reichstag eine Beschwerde um die andere, bald über das eigen-

mächtige Verfahren der Emigranten, bald über die Benachtheiligung seines souverainen Rechtes in seiner Stadt Philippsburg und über Anmaßung und Ehrerbietungslosigkeit des kaiserlich königlichen Obristen von Skal. Aber Kaiser und Reichstag spürten auch etwas von dem sonderbar aus Westen herübersummenden Winde und befanden sich nicht in der Gemüthsverfassung, die eine oder die andere Klage, wie in vormaliger Zeit, als hochdringliche Angelegenheit des Reiches zu erledigen.

Statt dessen traf von Regensburg eine neue Beschwerniß für den Fürstbischof ein, denn es kam eine Aufforderung an ihn, durch Stellung seines Reichscontingentes den Kampf der deutschen Heere gegen die Republikaner zu unterstützen. Er replicirte hierauf, daß „die äußerst betrübte Lage, in welcher seine Lande sich theils durch die linksrheinische Occupation, theils durch Einquartierungen, Durchmärsche, Lieferungen u. s. w. befänden, es ihm nicht ermögliche, sein Contingent zu stellen — da weder junge Männer zur militairischen Aushebung vorhanden seien, noch die Einkünfte aus den ihm verbliebenen Landen nur so viel betrügen, um seine Beamten und seine Dienerschaft zu besolden, so daß er schon seit Jahren genöthigt sei, Schulden zu machen.“ Der Obrist von Skal faßte dagegen die Sachlage in seiner eigenthümlichen Art dahin auf, daß der Fürstbischof von Speier

einer der reichsten Capitalisten in deutschen Landen sei, die jungen Männer seines Gebietes zur Bildung einer Leibgarde für seinen eigenen Schutz im Bruchsaler Schloß verwende und sich der Betheiligung am Kriege aus dem nämlichen Grunde zu entziehen trachte, weshalb er sich geweigert, das Emigrantencorps aufzunehmen, um eventuell nicht als Feind, sondern als ein Freund und Beförderer der Sache der „edlen französischen Nation" dazustehen. Und der Commandant von Philippsburg entblödete sich nicht, öffentlich beizufügen, in solchen geheimen Betrieben und Ränken seien die geistlichen Fürsten durch den Unterricht der Jesuiten noch weit besser ausgebildet, als die weltlichen, und wenn es außer der Vielköpfigkeit noch einen Hauptfluch des Reiches gebe, so bestehe er in der Selbstsucht, heillosen Entartung und feigen Erbärmlichkeit der priesterlichen Landessouverainetäten. Und es konnte dem Fürstbischof Damian August gegen diese ungehobelten Aeußerungen kaum zu besonderer Genugthuung gereichen, daß auf eine fernere Darstellung seines Unvermögens zur Theilnahme an der Vertheidigung des Rheines der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, als derzeitiger Oberbefehlshaber der deutschen Armee, ihm aus seinem Hauptquartier zu Schwetzingen in freilich ungleich höflicherer Form erwiderte: „Es ist wahrhaft auffallend, daß ein Fürst, dessen patriotische Denkungsart von dem ganzen Vater-

lande hochgeschätzt wird, gerade in dem entscheidenden Augenblick so wenig guten Willen zeigt, da doch Ew. Liebden neben Dero kreisverfassungsmäßigem Contingente auch noch dem Vernehmen nach eine Compagnie eigener Haustruppen auf den Beinen haben, wovon man sich im Nothfalle gewiß wesentliche Dienste versprechen könnte."

So hatte Damian August von Limburg-Styrum Anlaß zu vielseitigem Aerger, und da mit den Jahren mehr und mehr eine verdrossene Stimmung überhaupt bei ihm Herrschaft gewonnen, zeigte sich der Zustand seines Gemüthes selten als ein fröhlicher oder als ein besonders gnädiger für seine Umgebung. Für die himmlische Wohlfahrt seiner Unterthanen war er allerdings nach wie vor besorgt, indem er aus seiner verschuldeten Kasse ein „ewiges Engelamt" stiftete und zu Bruchsal eine neue, dem heiligen Paulus geweihte Kirche erbaute, über deren Eingang er die Inschrift setzte: „Höre, o Gott, das Gebet Deines Knechtes und Deines Volkes, um was sie immer bitten werden an diesem Orte. Höre es an dem Orte Deiner Wohnung im Himmel und wenn Du es hörest, sei gnädig. 3. Kön. 8, V. 30." Aber wenn er aus den Fenstern des Schlosses auf seine Residenz hinuntersah, traf sein Blick stets auf die unliebsamen vornehmen französischen Gäste, die er wohl oder übel in Bruchsal dulden mußte, und äußerst mißgelaunt von den irdischen Verhältnissen

um ihn her, zog er sich in die innersten Gemächer des großen Prachtgebäudes zurück. Er befand sich sehr allein, denn auch mit seinem Domcapitel lebte er seit vielen Jahren schon in beständigem Streit, und bei seinem Alter, das über den Beginn der siebziger Jahre vorgeschritten war, fühlte er eine Vereinsamung seines Daseins, das zuweilen merkwürdige Reflexionen über den Zweck des menschlichen Lebens aus ihm heraufbrütete. Vor Allem über den Verlauf ehelosen Priesterlebens, das am Ausgang Niemanden besaß, der ihm durch Bande des Blutes verknüpft, als Freund und Angehöriger zum Begleiter diente. Denn, daß er nicht gar weit vom Schlusse sei, sprach die Natur und redete noch deutlicher der Unterschied zwischen seiner jetzigen Erscheinung und dem erhaltenen Bilde dessen, was er einstmals, etwa vor vierzig Jahren, gewesen. An der Wand des Zimmers, in dem er sich zumeist aufhielt, hing ein lebensgroßes Portraitgemälde, das ihn als jungen Domherrn zeigte, zwar mit den kühn blitzenden Augen, den überaus kraftvollen, stolz herausfordernden Zügen nicht sehr an einen Geistlichen gemahnend, doch noch weniger an den vorgebückten, hageren Schatten, der heut' davon geblieben. Manchmal stand Damian August in seinen langen einsamen Stunden vor dem Bilde, und es wollte ihn überkommen, der ärmste und niedrigste Mann, der damals gleichaltrig mit jenem zusammen gelebt, ein Weib genommen,

sich mit ihm geplagt und gedarbt, sei jetzt beneidenswerther, wenn er Kinder um sich habe, denen er vertrauen, auf die er zählen könne, daß sie mit Liebe, Sorge und Thränen in seiner Todesstunde um ihn sein würden. Es lag etwas Angrausendes darin, alt, gebrechlich und allein zu sein und zu wissen, daß an dem kalten Sterbebett Niemand auf den letzten Athemzug horchen würde, als bezahlte Diener, die schon habgierigen Blickes die Schränke und Truhen musterten, auf die sie sich beim Ausröcheln des Verscheidenden zum Erhaschen der Leichenbeute stürzen wollten. Und Keiner dann, der den eklen Fliegenschwarm von dem noch halb Lebendigen scheuchte. Denn der greise Fürstbischof wußte genau, daß die frommen und ehrerbietigen Mienen um ihn her nur lügnerische Masken waren, aus Heuchelei gewoben, unter der sich Falschheit und Habsucht barg. Er kannte die Menschheit, unter der sein Leben vergangen, und es schauerte ihm eisig in's Mark, daß es keine Hand auf der Welt gab, um ihm nicht mit einem Hohn auf den Lippen darüber die brechenden Augen zuzudrücken. Allerdings war das gemeines Priesterloos, und gewohnheitsmäßig faltete er die Finger ineinander, um im Gebet bei Gott eine Tröstung zu suchen. Aber rasch wichen sie wieder aus ihrer Verschlingung, die Menschen kannte er und die Vorschrift, nach der man ein Gebet sprach, doch den, an welchen es sich richtete, kannte er nicht. Er hatte

ihn nie gesehen, noch seine Stimme gehört, nur — vielleicht — an ihn geglaubt, wie die Kirche es gebot und wie er es selbst Andern gelehrt. Doch, wenn er diesen Glauben wirklich gehabt, jetzt graute ihm auch davor. Hatte er gethan, was er gesprochen, die Gebote dieses Gottes, den er gepredigt, selbst erfüllt? Andere mochten sich auch noch mit weißem Haar selbst belügen, sich mit der Ueberzeugung eines unsträflichen Wandels und Handelns in's Grab legen, aber er konnte es nicht. Die langen, leeren Tage um ihn rollten ihm seine Vergangenheit auf, und es wäre ein Hohn gewesen, sich auf sie zu stützen, um Gnade vor einem Richter zu finden, wie die christliche Religion ihn verkündigte. Sein eigenes Leben hatte nur aus Selbstsucht und Heuchelei durch geheime Uebertretung kirchlicher Gebote bestanden, und das einzig Tröstliche für ihn blieb, an keinen Gott, der Rechenschaft forderte, zu glauben. Er wollte es auch nicht, aber die äußere Gewöhnung von siebzig Jahren hatte zugleich doch sein Gehirn mit einem Widerstand beeinflußt; statt des zweckwidrigen Gebetes mußte er etwas Anderes haben, um seine schweifenden Gedanken damit zu betäuben, sie daran zu hängen. Er nahm Cassetten aus seinen Geheimfächern hervor und wühlte, wie ein beim Anblick des Goldes von Fieber gepackter Geizhals, in den hochaufgehäuften Louisdors und den funkelnden Juwelenpretiosen, oder, müde davon, schlürfte er einsam in

langen Zügen einen Pocal des alten, köstlichen Weines, den sein Keller in zahlreichen Gebinden enthielt. Wenn auch das ihm die trostlos widrigen Nebel nicht aus dem Kopf zu scheuchen vermochte, setzte er sich hin und schrieb, als in seiner Souverainetät beeinträchtigter Fürst des Reiches, Beschwerden voll Zorn und Ingrimm an den Reichstag zu Regensburg.

So saß der Fürstbischof Damian August von Speier auf seinem Schlosse zu Bruchsal in Allem als das vollste Gegenbild zu seinem hocherlauchten Nachbarn, dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern. Zwar hatte die Occupirung des ganzen linken Rheinufers durch die Republikaner den Letzteren noch weit erheblicher betroffen, als den Bischof, da mehr als zwei Drittel des „Palatinatus ad Rhenum“ sich in den Händen der Feinde befanden. Aber der Kurfürst besaß einen unerschöpflichen Rückhalt an Baiern und seinen sonstigen Herzogthümern und Grafschaften im Innern des Reiches, und es gab Niemanden, der ihn am leisesten im Verdacht halten konnte, daß er, zu einer rascheren Wiedererlangung seiner jenseitigen Länder oder zu einer Sicherung der diesseitigen, jemals von einem Gedanken berührt worden, mit den Pariser Umstürzlern einen Pact oder Compromiß einzugehen. Er haßte und verachtete sie als das Thörichtste und Abscheuwürdigste auf Erden, das eine vollendete Weltordnung der Vernunft, Schönheit und feinen Empfindung mit

blindbestialischem Trieb zu zerstören trachtete, und er hielt es für seine oberste landesväterlichen Pflicht, jede Regung bei seinen eigenen Unterthanen, die nach irgend einer weltlichen oder religiösen Richtung eine Sympathie mit den Anschauungen der „Revolutionäre gegen Thron und Altar" bekundete, mit unnachsichtlichster Strenge zu unterdrücken und zu bestrafen. Nicht er selbst, er hatte nur das dahinzielende, von seinem Cabinets-secretär ausgefertigte Decret unterzeichnet und überließ dem Pater Lippert die Ausführung desselben, während er in geeignet erscheinenden Fällen Berichterstattung anbefohlen und sich das schöne Fürstenrecht der Gnadenübung vorbehalten. Und ebenso bewies er seine antirevolutionäre Gesinnung durch den Eifer, mit dem er sein Reichscontingent an der Seite der österreichischen und preußischen Truppen mit in's Feld gestellt hatte.

Doch trotzdem waren es natürlich Jahre mannigfaltiger Erregung gewesen. Die Ereignisse hatten einen häufig wechselnden Aufenthalt des Kurfürsten bald hier, bald dort nöthig gemacht und seinem in Mannheim, Heidelberg oder Schwetzingen zurückbleibenden Hofe die Licht und Wärme ausspendende Sonne oftmals gefehlt. Dann war ein Todesfall hinzugekommen, der einen besonderen Flor über die Schlösser in den kurpfälzischen Residenzen geworfen, denn die mehr als halbjahrhundertlange Lebensgefährtin Karl Theodor's, die Kurfürstin Maria Elisabeth, war gestorben. Sie

hatte sich zwar seit Jahrzehnten kaum jemals mehr in der Oeffentlichkeit gezeigt, sondern ihre Tage, von allen Festlichkeiten abgeschieden, zumeist auf einem stillen Landsitz verbracht, und das Wort „Lebensgefährtin" mochte nicht in schwerwiegender Bedeutung aufzufassen sein. Mindestens erregten die Gesichter der Hofleute solchen Eindruck, aber die Etikette erforderte nichts desto weniger eine dauernde officielle Trauer, und die glänzend laute Hofgeselligkeit machte für geraume Zeit einer ostentativ gemessenen Schweigsamkeit Platz. Der Kurfürst selbst befand sich in Baiern abwesend, und man raunte nur und lispelte in der verlassenen Residenz und flüsterte sich die Frage zu, von welcher Persönlichkeit zu erwarten stehen möge, daß man sie nach seiner Rückkunft und dem Aufhören der Trauerperiode als am meisten in der allerhöchsten Gnade befindlich betrachten müsse. Allerdings bestand hierüber bei den Wohlinformirten kaum ein Zweifel, denn Seine Kurfürstliche Hoheit hatte schon seit Langem ein so offenkundiges Wohlwollen für die junge Halbwittwe Lord Edward Fitzgerald's und so lebhaftes Interesse an der Unterhaltung mit ihr an den Tag gelegt, daß die hohe Gunst, deren sie sich erfreute, unbestreitbar erschien. Nur wurde eine deutliche Klarstellung der Situation und der Tragweite ihres Einflusses für die Beobachter durch die vielfachen Zwischenfälle der politisch-militairischen Erregungen, der Reisen Karl Theodors und

schließlich durch die Erkrankung und das Abscheiden der Kurfürstin unterbrochen. So harrte man jetzt mit doppelter Spannung der Rückkehr des Ersteren, um sich zu vergewissern, ob die Muthmaßung, welche einige Weitsichtige bereits nach der eigenthümlichen Trauung Lords Fitzgerald's angedeutet, bei dem bevorstehenden Abschluß der Hoftrauer volle Bestätigung finden werde. Zweifellos aber vereinigte sich die allgemeine Anschauung dahin, daß Lady Pamela Fitzgerald diejenige Persönlichkeit sei, der ein klugbedachtes Verhalten die größte Beachtung und Aufmerksamkeit zu erweisen habe.

Die in solcher Weise merkbar überall Ausgezeichnete empfand dies selbst, und obgleich ihr Inneres geringen Werth auf derartige Bevorzugung legte, that es ihr dennoch wohl. Sie war so lange gewöhnt gewesen, sich als ein rechtloses, verschuldetes, vor sich selbst Scheu empfindendes Geschöpf zu betrachten, daß der Anfang von menschlicher Achtung, der ihr in Schwetzingen zu Theil geworden, in ihrer Seele einen Hunger nach weiterer Anerkennung erzeugt hatte. Zwar war über ihr erwecktes Selbstgefühl noch eine doppelte schwere Prüfung gekommen, die sie kaum zu überwinden vermocht: die Nachricht, daß ihr Vater mit für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt und daß er später, gebrandmarkt von der Verachtung ganz Europas und sogar des Pöbels, mit dem er sich verbrüdert gehabt, selbst unter dem Fallbeil geendet habe.

Das hatte Pamela heftig in ihre frühere trostleere Empfindung einer nur zur Buße prädestinirten Lebensexistenz zurückgeworfen, und es war einzig dem fortgesetzten, weise berechneten, liebevollen Zuspruch des Kurfürsten gelungen, sie nach und nach wieder aufzurichten und zur Selbstachtung zurückzubringen.

Da hatte sie erkannt, daß er ihr väterlicher Freund, außer Dalberg der einzige für sie auf Erden sei. Sie begriff nicht, woher ihr solche Schicksalsgunst zu Theil geworden, doch sie fragte auch nicht nach dem Grunde und nahm das Unverhoffte mit innigem Danke an. Auch über die Geschichte ihrer seltsamen Heirath war sie jetzt unterrichtet. Daß Lord Fitzgerald niemals Liebe für sie empfunden, war ihr in keinem Momente zweifelhaft gewesen, aber warum er eine Vermählung mit ihr erstrebt und ihr Vater sie dazu gezwungen, ihrem Grübeln stets unerforschlich geblieben. Doch nun wußte sie, daß zwischen Beiden ein Geschäft geschlossen worden, bei dem sie einen Handelsartikel gebildet. Lord Fitzgerald verfolgte die Absicht, im Anschluß an die französische Revolution in Irland einen Aufstand hervorzurufen, der mit einer Losreißung von der englischen Krone enden und ihn zum Herrscher auf seiner Heimatinsel machen sollte. Zur Durchführung dieses großen politischen Planes bedurfte er außerordentlicher Geldmittel, und mit diesen versah ihn der enorme Reichthum des Herzogs Philipp von Orleans,

indem der Letztere dadurch seine Tochter zur Königin von Irland zu erheben und dergestalt wieder eine kraftvolle Unterstützung seiner Intriguen zur Erlangung des französischen Thrones zu gewinnen hoffte. Die Hochzeit hatte deshalb eine nothwendige Bedingung gebildet, damit der Eidam des Herzogs die ausbedungene Mitgift überliefert erhalte.

Weshalb aber Lord Fitzgerald seine junge Gattin nicht mit sich nach Irland genommen, wußte Pamela nicht. Sie dachte sich freilich, daß sie ihm dort nur unbequem gewesen sein würde, und daß er wahrscheinlich nach Erreichung seines Zweckes ebenso froh die Möglichkeit erfaßt habe, vor der Hand von ihr befreit zu bleiben, wie sie von ihm. Doch etwas Räthselhaftes lag trotzdem in seiner sofortigen Abreise nach der Trauung, und Pamela wußte dafür keine Erklärung. Nur daß sie auch für diese Erlösung, wenngleich nicht zu begreifen, wie sie geschehen, dem Kurfürsten Dank schulde. Er hatte nie davon geredet, und es war ein Gegenstand, von dem ihr ein mädchenhaftes Gefühl sagte, daß sie keine Frage darüber an ihn richten könne, doch um so mehr hing ihr Herz mit Vertrauen und Liebe an dem allsorgenden väterlichen Freunde.

Von demjenigen, dessen Namen sie trug, vernahm sie nichts. Dann hatte der Tod ihres Vaters das Gute für sie mit sich geführt, daß Lord Fitzgerald's praktisches Interesse an ihr damit ebenfalls er=

loschen sein mußte. Er besaß keinen Schwiegervater mehr, von dem er weitere Geld- oder Machtunterstützung erhoffen konnte, und Pamela sagte sich, er werde ihrer nicht mehr gedenken, sie sei nicht nur zeitweilig, sondern völlig, für immer frei. Sie kannte ihn, um zu wissen, das formelle Band, welches ihn mit ihr verknüpfte, bilde ihm keine Fessel, nicht einmal eine lästige, denn so wenig, wie sie, könne je ein anderes weibliches Wesen ihm einen Wunsch nach wirklicher Lebensverbindung einflößen, und ebenso galt es ihr gleich, die Freiheit zur Eingehung einer Ehe geopfert zu haben. Das Schicksal hatte es im Gegentheil eigentlich gut mit ihr gemeint; sie war selbständig, von ihrer Mutter unabhängig geworden, war Wittwe, ohne Frau gewesen zu sein, ohne eine Pflicht derselben vor sich selbst zu empfinden. Nur den unschätzbaren Gewinn trug sie davon, daß man sie nicht zu einer anderen Vermählung zu nöthigen vermochte.

So befand Lady Pamela sich in einer Lage, die ihr zum ersten Mal im Leben ein Aufathmen aus entlasteter Brust verstattete. Man sah es ihr an, sie fror nicht mehr, sie war manchmal von wirklichem Frohsinn erfaßt. Ein Hauch der alten Schwermuth lag wohl noch über ihrer Heiterkeit, doch kaum einem Auge wahrnehmbar, und zur erfolgreichsten Bekämpfung melancholischer Anwandlung diente ihr der Briefwechsel, den sie mit Karl Theodor von Dalberg führte.

Darin mischte sie ernstere und freudigere Auffassung des Daseins, bisweilen gesellte sich sogar eine jugendmuntere Laune hinein. Ihre Briefe unterrichteten ihn über den Verlauf ihres Lebens, athmeten in jeder Zeile das warme Gefühl der Verehrung, mit der sie den jungen Erzbischof über alle Menschen der Erde schätzte, doch niemals mehr. Nie blickte eine versteckte Klage aus den Worten, sie sprachen im Gegentheil stets von dem Glück und der Befriedigung, welche dieser Austausch ihr gewährte. Und ebenso antwortete er, gab ihr Rathschläge, theilte ihr seine Meinung über alle Fragen der politischen und der Gedankenwelt mit und förderte durch jede Zuschrift ihre Geistesbildung und ihr Verständniß. Ein immer unzertrennlicher gefestetes Band gleichen Denken und Empfindens wob sich zwischen ihnen hin und her; es war seltsam: für denjenigen, der die Briefe las, konnten sie den Eindruck erregen, als ob diese junge gattenlose Frau zwei Männer besitze, einen, dem das irdische Gesetz, und einen, dem die körperlose Seele sie anvermählt. Es war zweifellos, daß Pamela ein sehnsuchtsvoll klopfendes Herz in der Brust trug, das sie unter dem Zwang eines festen Willens gebändigt; doch von einer Regung, einem Verlangen der Sinne wußte ihre Natur nicht. Dem Namen nach eine Frau und in einer Umgebung, die in ihren Gedanken und Handlungen den vollsten Gegensatz zu ihr bildete, war sie geblieben, was

sie gewesen, und kein Nachsinnen, keine unlautere Vorstellung beeinträchtigte je die mädchenhafte Reinheit ihrer Gedanken. Das sprachen nicht allein ihre Briefe, sondern auch ihre Augen, ihr Antlitz, freilich nur für denjenigen, der im Stande war, die Möglichkeit solcher begriffslosen Unschuld nicht für undenkbar zu halten. Und man hätte weit suchen müssen, um einen nach dieser Richtung Gläubigen zu finden.

Vielleicht war Dalberg der Einzige von Allen, welcher Lady Pamela kannte. Er befand sich jetzt seit Jahren als erzbischöflicher Statthalter in Erfurt, wo er zum Segen der ihm untergebenen Bevölkerung eine rastlose, weit ausgebreitete Thätigkeit entfaltete. Verständig freisinnige Gesetze erlassend, hielt er die strengste, unparteiischste Rechtspflege aufrecht, entlastete überall das Volk von bedrückender Steuerbürde, förderte den Aufschwung des Handels und Gewerbes, der Landwirthschaft und des Gartenbaues. Obwohl mit der Priesterweihe der römischen Kirche versehen, strebte er auf geistlichem Gebiet den Gegensatz und alten Hader zwischen Katholiken und Protestanten aufzuheben, wandte beiden Confessionen gleiche Theilnahme zu, errichtete Schulen für sie und förderte den Fortschritt der Wissenschaft, indem er mit unermüdlicher Fürsorge die tief herabgekommene Universität zu Erfurt wieder zu geistiger Blüthe brachte.

Alles Trachten und Handeln des Statthalters Karl

Theodor von Dalberg ging aus einer hohen, idealen Auffassung von Regentenpflicht hervor, aber ihr gesellte sich ein Zug hinzu, der sie erst zur wirklichen Segensspende für die seiner Obhut Anvertrauten befähigte. Er trachtete nie, wie der gleich ideal gesinnte Kaiser Joseph II. es gethan, nach dem Unerreichbaren, einem Ziel, das sich nur im Bereich des Gedankens antreffen ließ, sondern gründete sein Reformwerk auf dem festen Boden der Erde. Praktisch besonnenen Blicks, mit den gewordenen Verhältnissen der gegebenen Menschennatur rechnend, überstürzte er seinen Weiterbau nicht aus dem Drang des eigenen Auges, ihn vollendet zu sehen. Er hegte nicht den Wahn, überall hastig aus Ueblem Gutes machen zu können, ihm genügte es, beim Widerstreit der Umstände das Schlimme zu mildern, so weit zu verbessern, als die Bedingungen es ermöglichten. Auch wo es vergeblich schien, bewahrte er die nämliche Ausdauer, um schließlich vielleicht doch noch zu nützen, und stand wie ein Soldat, der seinen Posten zur Bewachung eines in seine Obhut gestellten Gebäudes nicht verläßt, ob er gleich nach einer verlorenen Schlacht sich keinen Erfolg mehr von seiner Beharrlichkeit verspricht. Das hohe, ideale Ziel war die treibende Kraft in der Seele des Statthalters von Dalberg und die Pflichttreue bei der Erfüllung der täglichen, oft kleinlichen und ergebnißlos scheinenden Arbeit die verkörperte Bethätigung derselben.

Trotz dieser gleichmäßig ununterbrochenen Arbeitsamkeit ließ Dalberg keinen Brief Pamela's unerwidert und fand unverkennbar in der Correspondenz mit ihr eine gleiche Quelle der Erholung und Anregung wie sie. Nur hatte die letzte Zeit mit ihren starken militairischen Bewegungen am Rhein, Main und Neckar ziemlich störend auf die Regelmäßigkeit und Sicherheit der Postbeförderung gewirkt, und es traten öfter geraume Pausen ein, ehe eine erwartete Antwort in die Hände des Empfängers gelangte.

Auch der Wechsel in den Aufenthaltsorten Lady Pamela's trug dazu bei. Der Kurfürst wollte sich nicht von ihr trennen, da er gleichsam als Vormund Schutzpflicht für sie übernommen, und sie folgte ihm, wohin er seine Residenz verlegte. Doch kaum dort eingetroffen, nöthigte ihn häufig die Ordnung einer dringlich wichtigen Angelegenheit zu einer Reise, die er ohne Damenbegleitung unternahm und die deshalb auch ihr Zurückbleiben unumgänglich machte. Vielfach beriefen ihn auch Regierungspflichten in seine bairischen Lande; man sprach freilich am Hofe, daß er seine persönliche Gegenwart dafür vielleicht nicht als so unerläßlich erachten würde, wenn sie ihm nicht Gelegenheit biete, einen hohen Kunstgenuß mit dieser Selbstausübung seiner landesväterlichen Fürsorge zu verbinden. Doch er war auch ein besonderer Kenner und Schätzer der Musik, und es war gelungen, eine noch junge italienische

Sängerin von außerordentlicher Stimmbegabung für das Hoftheater in München zu gewinnen. Nicht allein durch die Schönheit ihres Gesanges, auch durch die ihrer Erscheinung und südliche Leidenschaft des Temperamentes riß sie die Zuhörer und Zuschauer zur Bewunderung hin, und sie hatte mit zuversichtlicher Erwartung darauf zählen können, daß sie sich gleichfalls der allerhöchsten Anerkennung des kunstempfänglichen Kurfürsten erfreuen werde. Für seine Befriedigung von ihren Leistungen legten auch bald Beweise mannigfacher Art deutliches Zeugniß ab: er erhöhte die ihr zugesicherte Gage um das Doppelte, überraschte sie jedesmal bei seiner Wiederkehr mit kostbaren Geschenken und ließ keinen Zweifel, daß er ihre Verdienste auf's Vollste zu würdigen verstand. Es lag nahe, daß er den Wunsch hegen möge, die Signora mit sich in die Pfalz hinüber zu nehmen, und sein Beichtvater, Pater Frank, deutete einmal darauf hin, wie es bequemer für Seine kurfürstliche Hoheit sein würde, sich den Genuß der göttlichen, über das Irdische erhebenden Kunst ohne das Ungemach einer so weiten Reise zu vergönnen. Doch Karl Theodor erwiderte ihm lächelnd: „Halten Sie mich für so alt, Frank, um eine kleine Anstrengung zu scheuen, oder so selbstsüchtig, daß ich um meiner Bequemlichkeit willen, meine guten Münchener, die schon mich und meinen Hof meistens entbehren, auch dieses köstlichen Besitzes berauben sollte?“ Viel=

leicht mochte allerdings der Gedanke ihm selbst schon zuvor gekommen sein, denn er fügte nach kurzem Besinnen hinzu, die Lust an Musik und Bühnentäuschung eigne sich gegenwärtig auch durchaus nicht für die Pfalz, die nach dem unvermeidlichen Rathschluß der Vorsehung ja voraussichtlich binnen nicht mehr langer Frist durch das Ableben der Kurfürstin in tiefe Trauer versetzt sein werde.

Dergestalt befand sich Lady Pamela im Ganzen nicht häufig und stets nur vorübergehend in der Nähe des Kurfürsten. Die Hoffestlichkeiten verloren durch die zahlreichen Unterbrechungen, wie durch die Krankheit der Landesmutter ihre Regelmäßigkeit, beschränkten sich auf seltenere Wiederkehr und kleinere Kreise, denn die Zahl der Emigranten, die dem Hofe nach Mannheim oder Heidelberg folgte, verringerte sich im Verhältniß zu der in Schwetzingen seßhaft gewesenen. Die kleinen Städte boten weniger Anziehendes, als das ländliche Schloß mit seinem weltberühmten Park, auch war die Nähe der republikanischen Horden auf der andern Seite des Rheines immerhin eine zu ungemüthliche, um besonders für die weiblichen Gäste aus Frankreich die Führung eines unbeeinträchtigt-genußreich vornehmen Lebens zu verstatten. Den Herren aber gebot die Galanterie, die Damen nicht zu verlassen, sondern überall zu ihrem Schutze gegenwärtig zu sein, und so wandte sich allmählich die Mehrzahl weiter

ins gesichertere Innere des Reiches hinein, anderen Abbildern der allerdings vor der Hand übernebelten Sonne von Versailles zu.

Wenn Karl Theodor in die Pfalz zurückkam, fand Pamela stets den alten Beschützer in ihm und erhielt die Aufforderung, Mittags und Abends an der Schloßtafel theilzunehmen. Gewöhnlich fand sie sogar ihren Platz neben ihm angewiesen, er führte lebhafte Unterhaltung mit ihr und ergötzte sich unverkennbar an der wachsenden Reife ihres Geistes und Verständnisses. Doch ihr kam öfter das Gefühl, sein Verhalten gegen sie habe im Anfang ihrer Freundschaft eine innerlichere Wärme besessen. Freilich mochte dies wohl davon herrühren, daß seine Gedanken durch so Vieles in Anspruch genommen wurden, und sie sagte sich, es sei nur eine Täuschung, die in keiner Veränderung seiner Freundschaft Begründung finde. Aber zweifellos waren in der That seine Gedanken häufig, wenn sie an seiner Seite saß, auf etwas Anderes gewandt, so daß er kaum hörte, was sie sprach, oder eine halb zerstreute Antwort gab. Außerdem fand er nicht selten etwas, wenn auch immer im Tone eines liebenswürdigen Mentors, an ihrer Erscheinung oder ihrem Wesen auszusetzen, wie er es früher nicht gethan. Ja einmal, als er über den Zauber weiblicher Schönheit gesprochen, der nicht auf der Vollendung äußerer Formen und Gesichtszüge allein, sondern weit mehr

noch in der Beseelung derselben durch ein inneres Feuer, das leidenschaftliche Temperament, wie der Süden es seinen Kindern als Mitgift gäbe, beruhe — da hob er wie mit einem prüfenden Blick die glänzenden Augen gegen seine junge Nachbarin, und es lag etwas gleich einer stummen Verneinung darin, als habe er ihr in früherer Zeit vielleicht den Preis solcher Schönheit zuerkennen zu können geglaubt, fühle sich indeß gegenwärtig nicht mehr dazu im Stande.

Nun hatte eine Nöthigung den Kurfürsten ungefähr fünf Monate nach dem Tode seiner Gemahlin abermals an die Isar geführt, und Lady Pamela hielt sich mit dem zurückgebliebenen Hofe in Mannheim auf. Sie bewohnte mehrere große Zimmer des unendlich weitläuftigen Schlosses gemeinsam mit Verena Schwanfeld, von der sie sich nie mehr einen Tag, noch eine Nacht lang getrennt hatte. Es war ihr gleicherweise ein Bedürfniß der Freundschaft und eine Lebensaufgabe geworden, ihre Tage im engsten Verbande mit dem Philippsburger Mädchen zu verbringen und den wesentlichsten Inhalt ihres Daseins darin zu finden, daß sie nach allen Richtungen für die Förderung des Geistes, der Lebensfreudigkeit und der äußeren Stellung ihrer ehemaligen Dienerin bedacht war. Zwar bedurfte die Letztere in den meisten Beziehungen eigentlich einer Beihülfe und Stütze nicht mehr. Eine ihr vorher unbekannt gewesene Gunst des Schicksals hatte ihr in

wundersamer Laune zugelächelt und merkwürdige Begabung auf ihrer Seite die unerwartete Wendung ihres Lebens auf's Ueberraschendste zu benutzen gewußt. Durch das Wohlgefallen, das der Kurfürst an „Psyche“ gefunden, war ihr ein jährlicher Gehaltbezug aus seiner Privatschatulle zugewiesen worden, ohne daß ihr irgend eine Dienstverpflichtung dafür oblag, und sie selbst hatte sich, von dem Beispiel und der Lehre Pamela's geleitet, zu einer vollendeten Dame ausgebildet. Ihre Manieren, ihre französische Conversation, der Geschmack ihrer Toilette waren tadellos nach dem Muster des alten Regime. Das Alles war nicht auf einmal gekommen, doch wie die Entfaltung einer Knospe, die alle Blätteranlagen, Farben und bunten Staubfäden ihres Blüthenkelches von jeher unwahrnehmbar verborgen in sich getragen. Es hatte auch nicht mehr überrascht, denn wer auf den Gang ihrer Entwickelung Acht gegeben, war zur Voraussicht gelangt, sie müsse binnen kürzerer oder länger Zeit so werden. So nahm sie eine eigenthümliche Stellung ein; ohne Ansprüche der Geburt, von unbekannter niedriger Herkunft, fehlte ihr überhaupt jede officielle Berechtigung am Hofe. Aber sie selbst besaß einen doppelten Zauberstab, der ihr überall Beachtung und Zutritt sicherte: die Gunst des Kurfürsten und die Schönheit. Vor beiden neigte sich die Vornehmheit des Kreises, in dem sie sich wie ihm zugehörig bewegte, und räumte „Fräulein Verena“ oder

wie sie gewöhnlich nach dem Zeitbrauch benannt wurde, „Mademoiselle Véronique“ einen Platz der Anerkennung bei sich ein. Man fragte nicht, woher sie stamme und wer sie sei, sie trug gewissermaßen als Rechtstitel die Bezeichnung „der Freundin“ Lady Pamela Fitzgerald's.

Und das war sie mit ganzem Herzen und ganzer Seele. Es gab keinen Menschen auf Erden, an dem sie mit dankvollerer Hingebung und Innigkeit hing, als Pamela. Sie wäre jederzeit bereit gewesen, ihr Leben für die Freundin zu opfern.

Aber sonst hatte sie sich in Manchem verändert, und es kam auf die Betrachtungsweise und Neigung der Augen an, um zu entscheiden, ob in vortheilhafter Art. Sie unterschied sich von ihrem ehemaligen Wesen ungefähr wie ihre Bezeichnung als „Mademoiselle Véronique“ von der als „Fräulein Verena“. Auch dazu, wie zur Entwickelung ihrer Schönheit und ihres Geistes mußte der Keim in ihr gelegen haben, der nur auf günstige Bedingungen für sein Wachsthum gewartet.

Lady Pamela liebte auch sie mit gleicher Herzensneigung, doch sie konnte sich nicht verhehlen, daß Verena Schwanfeld nicht in Allem das geworden sei, was sie im Beginn verheißen. Der Ernst war aus ihr gewichen und hatte einer Genüge an dem Schein, einer Befriedigung durch das Oberflächliche Platz gemacht. Auch sie fror nicht mehr, doch offenbar ge-

dachte sie auch nicht mehr daran, daß sie es gethan. Sie schien, was aus ihr geworden, nur als ein ihr zukommendes Recht anzunehmen, haschte nach Lustbarkeit und Auszeichnung und legte ihr entgegengebrachter leerer Galanterie mehr Werth bei, als einer geistfördernden Unterhaltung. Sie mochte selbst keine Unwahrheit sprechen, doch die intriguanten Täuschungen und Lügen Anderer erregten keinen Widerwillen bei ihr; man konnte sie nicht kokett und vielleicht auch nicht eitel nennen, aber sie trug keine Scheu davor, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und aus ihrem Behaben schimmerte nicht selten ein Selbstgefühl, das weniger auf natürliche Würde eines menschlichen Bewußtseins als auf hochfahrenden Stolz einer vom Glück Getragenen und Verwöhnten hindeutete. Das Alles trat nicht deutlich unterscheidbar, auch nicht unliebenswürdig hervor, allein ein feiner Sinn mußte es dann und wann empfinden. Pamela hatte alle Sorgfalt der Liebe, der eigenen Geistes- und Gemüthsbildung auf die Emporhebung Verena's aus ihrem voll vernachlässigten Philippsburger Zustande verwendet, und ihr Bestreben war ihr in allem Dem gelungen, was sich durch Reifung des Verstandes, Erweiterung des Wissens und äußere Nachahmung eines bewunderten und geliebten Vorbildes erreichen ließ.

Doch Verena Schwanfeld war nicht nur eine Knospe gewesen, welche diese Fähigkeit reichen Auf-

blühens in sich getragen, sie war gleichfalls eine Pflanze, welche nicht die Befähigung besessen hatte sich der Einwirkung des Bodens und der Luft, in die sie versetzt worden, zu entziehen. Und unbemerkt verweilten die Augen Pamela's manchmal mit einem stillen Blick der Besorgniß auf ihr.

Besonders fühlte sie sich dadurch von solcher erfaßt, daß sie dann und wann einen Mangel an Aufrichtigkeit, an Vertrauen und zugleich eine gewisse Unruhe in dem Wesen Verena's zu bemerken glaubte, und diese Unruhe schien bei derselben gesteigert, wenn die Hofgeselligkeit oder der Zufall sie mit dem Vicomte Arnould d'Andilly zusammengeführt gehabt. Es war das der junge Emigrant, den eine Morgenpromenade in den einsamen Labyrinthen des Schwetzinger Parkes am Tage des Maifestes Verena entgegengebracht, der' aus seinen Gedanken aufblickend, sich nach ihr umgewandt und gefragt hatte, ob die kleine Daphne oder Chloë ihm den Weg zur römischen Wasserleitung zeigen könne. Damals war sie noch nicht befähigt gewesen, seine Anrede zu verstehen, wie sie's ihm auf Deutsch höflich erwidert, und er hatte im Weitergehen spöttisch gelächelt: „Ein deutsches Gänschen, wo besaß ich meine Augen, daß ich gedacht, sie werde schon französisch verstehen?“ .Allein dennoch hatte er den Kopf noch einmal nach ihr zurückgedreht, und ihr

Gesicht, beim Fortschreiten gewendet, verrieth, daß der artige Cavalier ihr wohl gefallen habe.

Darüber war lange Zeit hingegangen, und Mademoiselle Véronique verstand und redete das Französische jetzt wie ihre Muttersprache. Seit Langem auch hatte der junge Vicomte nicht mehr als Gast am kurfürstlichen Hofe verweilt, sich bald hier, bald dort aufgehalten, doch vor wenigen Monaten durch eine übernommene Berichterstattung nach Mannheim geführt, war er hier alsbald nach seiner Ankunft mit Verena an der Schloßtafel zusammengetroffen und seitdem in der Stadt geblieben. Die Frage nach ihrem Namen, die er bei ihrem ersten Anblick an Jemanden gestellt, hatte gezeigt, daß er sie nicht wieder erkannt, doch sie erinnerte sich seiner deutlich, that dessen in einer Conversation, die er mit ihr anknüpfte, Erwähnung und rief auch ihm das Gedächtniß an jene Begegnung zurück. Erstaunt haftete sein Blick auf ihr, wie sie dies in elegantestem Französisch kundgab, und ihr Gesicht verhehlte nicht, daß seine wortlose Ueberraschung ihr heut' nicht minder Wohlgefallen errege, als damals seine artige Ansprache. Es war im Uebrigen vollbegreiflich, daß er sich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte, denn seine Erscheinung hob sich höchst vortheilhaft unter der Mehrzahl seiner vornehmen Landsleute hervor. Von der modischen Kleidung verstärkt, überschwebte wohl ein tändelnder, leichtfertiger Zug manch-

mal sein Aeußeres, doch lag derselbe unverkennbar nur auf der Oberfläche seines Wesens, denn aus dem Antlitz sprach Beschäftigung mit ernsten Gedanken und Gehalt des Geistes und Gemüthes aus seinen dunklen, fast etwas schwermüthig blickenden Augen. Arnould d'Andilly war ohne Frage nicht nur ein Mann von körperlicher, sondern mehr noch von einer interessanten und anziehenden seelischen Schönheit. Er hatte trotz seiner Jugend bereits schwere Schicksale durchlebt, unter den Gräueln der Bauernaufstände im südlichen Frankreich Eltern und Geschwister verloren und nur selbst durch einen glücklichen Zufall das Leben bewahrt. Das mochte seine ursprünglich vielleicht leichtfertiger angelegte Natur vertieft haben und spiegelte sich in seinen schönen Augen. Der blasse, schlanke junge Mann besaß das Unnennbare, die auserlesene Anmuth des letzten Namenserben eines mit ihm aussterbenden vornehmen Geschlechtes. Sichtlich aber zog er eine Conversation mit Mademoiselle Véronique derjenigen jeder anderen Dame am Hofe vor, verlor dabei jeglichen melancholischen Anhauch und suchte durch Unterhaltungsgabe und feinen Esprit den Beifall seiner Zuhörerin zu gewinnen. Ihr Gespräch wechselte zwischen halbem Ernst und oft übermüthigem Lachen, lauter Rede und leiserem Gedankenaustausch in einer Ecke der weiten Säle des Mannheimer Schlosses; doch wenn Verena sich mit conventionell tadelloser Ver-

neigung von ihm verabschiedet hatte, gewahrte Lady Pamela — und nicht selten noch spät am Abend des Tages — zwischen ihren Lidern das unruhige Flimmern, das sie selbst mit einer ungewissen Unruhe erfüllte.

Sonst schritten die Tage äußerst ruhig und gleichmäßig hin. Die Rheinschanze Mannheims jenseits des Flusses befand sich schon seit Langem in den Händen des republikanischen Heeres, ohne daß dieses je einen Versuch machte, den breiten Strom zu überschreiten oder durch herübergesandte Kanonenkugeln die Stadt zu belästigen. Drüben war eine andere Welt, von der man hier nichts wußte, nach der man in nicht militairischen Kreisen kaum fragte. Gerüchte eines bald'gen Friedensabschlusses durchschwirrten die Luft und weckten mehr Interesse. Am meisten aber thaten dies an bekannte Persönlichkeiten geknüpfte Nachrichten, die ab und zu fast sagenhaft aus der Ferne herüberkamen. Man entsann sich noch der schönen Theroigne de Mericourt, die eines Tages im Schwetzinger Schloßpark als Gefangene zu einem amüsanten Schauspiel gedient und dann nach einer hochinteressanten Unterredung mit dem Kaiser Leopold von diesem die Freiheit zum Geschenk erhalten hatte, und man vernahm mit einem eigenthümlichen Schauer, daß sie, nach Paris zurückgekehrt, als Vorderste in Waffen mit die Tuilerien erstürmt habe, nachher aber als begeisterte Anhängerin der Girondisten bei dem Sturz der letzteren von den

wuthschnaubenden Megären der Hauptstadt auf offener Gasse als Verrätherin an der Freiheit und den Menschenrechten nackt ausgepeitscht worden sei und seitdem, in Wahnsinn verfallen, in einer Zelle des Irrenhauses der Salpetrière sitze. Ein Schauder überlief Pamela, als Verena ihr diese Mittheilung zubrachte, das schöne, stolzflammende, wenn auch theatralisch begeisterte Weib stieg lebendig vor ihrer Erinnerung auf und sie stieß mitleidsvoll aus: „Die Unglückliche! Im Wahnsinn — das ist der Dank für hohen, selbstlosen Sinn, ob er auch irren mochte. Wenn ich's vermöchte, ginge ich zu ihr, um ihr zu helfen.“

Mademoiselle Véronique aber antwortete kurz: „Mich dünkt, ihr ist nur recht geschehen. Was wollte sie das Königthum, die vornehme Gesellschaft, die Ordnung des Staates und die Schönheit des Lebens umstürzen! Sie war schon damals wahnsinnig. Ich verabscheue diese Republikaner.“

Eine andere Nachricht berührte Lady Pamela eigentlich näher, ließ sie jedoch weit gleichgültiger. Von Irland gelangte die Kunde herab, daß Lord Edward Fitzgerald dort als Anführer eines großen Heeres von Aufständischen mit Erfolg gegen die königlich britischen Truppen kämpfe und die Wahrscheinlichkeit seines Sieges und der Lostrennung seines Heimatlandes von England anwachse. Doch Pamela hörte die Botschaft gelassen

an, als ob sie mit nichts davon berührt werde. Sie trug kein Begehren nach der Krone einer Königin von Irland.

Da kam unerwartet jählings eine Meldung aus München, die im Mannheimer Schloß alle sonstigen Weltvorgänge als nichtsbedeutend vergessen ließ. Der siebzigjährige Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern hatte sich, sechs Monate nach dem Ableben seiner Gemahlin, in zweiter Ehe mit Maria Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Oesterreich, vermählt.

Drittes Kapitel.

Friede! Friede! Friede!

Es war ein lauter Ruf, der durch Deutschland und Frankreich, besonders aber am Ufer des Rheines von den Alpen bis zur Mündung entlang hallte. Freudig und seltsam zugleich klang er; die Gesichter der Hörer blickten sehr verschieden drein, alle überrascht. Einer der Wenigen, denen die Botschaft nicht unerwartet kam, war der Statthalter Karl Theodor von Dalberg. Die Ereignisse hatten wiederum einen Verlauf genommen, den er vor Jahren ahnungsvoll dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern gedeutet; sein Antlitz wurde bei der Nachricht nicht von Freudigkeit erhellt, mit ernst-trüben Augen den Ueberbringer anschauend, nahm er sie auf. Ihn konnte weder in Trauer versetzen, daß die Hoffnung auf die Wiederherstellung des alten Regiments in Frankreich dadurch vernichtet wurde, noch war er ein Mann des Krieges, der das Aufhören des blutigen Kampfes bedauerte. Es mußte eine eigene

Bewandtniß mit dem Frieden haben, den Dalberg mit schwermüthigem Aufblick begrüßte.

Und so war's. Am fünften April des Jahres 1798 hatte Preußen plötzlich das Bündniß mit Oesterreich gelöst und zu Basel einen Separatfrieden mit der französischen Republik abgeschlossen. Seinem Vorgang folgten die übrigen norddeutschen Reichsstaaten und zogen ihre Truppencontingente zurück.

Für den Nichtpolitiker war dieser Friedensschluß räthselhaft. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen konnte nicht im Verdacht stehen, mit der Revolution zu sympathisiren. Obwohl der Nachfolger und Thronerbe seines großen Oheims, war er selbst einer der hervorragendsten Vertreter und Freunde des ancien régime. Vor wenigen Jahren hatte er als Gast des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal in der „Favorite", unter Entfaltung unbeschreiblichen Glanzes und Festprunkes von Seiten seines erzbischöflichen Wirthes, eine Zusammenkunft mit dem eben erst in Frankfurt am Main zum Oberhaupt des Reiches gekrönten Kaiser Franz II. gehalten, und in dem erlauchten Kreise unzählbarer Könige, Kurfürsten, Herzoge, Prinzen, Prälaten, Generale, Minister und vornehmster Emigranten hatte Friedrich Wilhelm II. am eifrigsten und entschiedensten auf Einsetzung aller Kraft zur vollen Wiederherstellung der absoluten Monarchie in Frankreich gedrungen. Und obendrein

waren die Operationen des preußischen Heeres in letzter Zeit wieder vom Glück begünstigt gewesen und Mainz in seinen Besitz zurück gelangt.

Doch für den in die geheime politische Geschichte der Zeit Eingeweihten enthielt der plötzliche Friedensschluß nichts allzu Ueberraschendes. Er entsprang keiner Beipflichtung zu dem Regierungsumsturz in Frankreich und fand seinen Anlaß nicht am Rhein, sondern an der Weichsel. Ob die Monarchen Oesterreichs und Preußens sich im Champagnerrausch der „Favorite" umarmt gehabt, hatte im Kern des dort von ihnen geschlossenen Bündnisses ein jahrhundertalter Wurm gesessen, der nur die äußerlich rothbäckige Schale einer innerlich hohl zerfressenen Frucht belassen. Kaiser und König reichten sich lachend die Hände, aber die Interessen ihrer Staaten, die Politik ihrer Cabinette blickten sich wechselseitig mit mißtrauisch spähenden Augen an. Seit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen hatte ein immer stärker anwachsendes Gefühl das Reich erfüllt, daß Oesterreich nicht mehr die allein herrschende Uebermacht in Deutschland besitze, sondern daß Preußen in einen Kampf um die Hegemonie mit ihm einzutreten begonnen habe. Und seit einem halben Jahrhundert war das Hauptaugenmerk des letzteren darauf gerichtet gewesen, Oesterreich keine Vergrößerung seiner Hausmacht zu verstatten, hatte dieses unablässig dem gleichen Bestreben Preußens entgegengewirkt.

Zugleich mit dem Anfang der französischen Revolution aber war ein so unheilbarer Zerfall der Republik Polen eingetreten, daß der bisherige Fortbestand derselben unmöglich geworden, und eine Einigung unter ihren Nachbarn Rußland, Preußen und Oesterreich hatte zum Beschluß einer Theilung des lebensunfähigen Freistaates geführt. Doch dieser Plan war leichter gefaßt, als eine Uebereinstimmung über den jedem von ihnen zufallenden Theil der Beute erzielt. In langen Verhandlungen und Intriguen der Bevollmächtigten der drei Reiche suchte jedes sich des größten Vortheils zu versichern, Oesterreich aber vor Allem für die Besitznahme Preußens in Polen eine Compensation durch Erweiterung seiner Macht in Süddeutschland zu erlangen. Eine Verständigung darüber ließ sich nicht erreichen, von Frankreich her drohte eine Gefahr für das monarchische Princip in ganz Europa, und die Unterhandlungen über Polen vor der Hand ruhen lassend, schlossen der Kaiser und der König in der „Favorite" das Bündniß zur gemeinsamen Bekämpfung der französischen Revolution.

Doch was das Uebereinkommen der beiden Fürsten ruhen lassen zu wollen erklärte, ruhte in Wirklichkeit keineswegs. Während ihre Heere vereinigt am Rhein stritten, war im Geheimen die Achtsamkeit ihrer Cabinette weit schärfer nach Osten als nach Westen gewandt. Man unterschätzte hochfahrend das kriegerische Ver-

mögen der Pariser Umstürzler und hielt dafür, den schließlichen Ausfall der polnischen Erbschaft nicht hoch genug schätzen zu können. Und es kam ein Augenblick, in welchem Preußen erkannte, daß sein Verbündeter im Kriege gegen Frankreich wesentlich den Zweck verfolgte, die Aufmerksamkeit und Streitmacht seines Rivalen um die Oberhand in Deutschland am Rhein festzuhalten, um durch kluge Ränke und Zugriff im geeigneten, vorbereiteten Moment sich des Löwenantheils an der Weichsel zu bemächtigen.

Da traf die Welt jäh die Kunde vom Abschluß des Friedens zu Basel. Preußen hatte sich im Westen die Hände freigemacht, um das volle Gewicht seiner Stärke im Osten einsetzen zu können.

Auch diese seine Hände waren nicht rein, und es war eine kurzsichtige Politik, nicht mehr die Friedrich's des Großen, sondern Friedrich Wilhelm's II. und seiner Rathgeber. Unter der Selbstbeschönigung, der Gefährdung seines eigenen wichtigsten Interesses begegnen zu müssen, beging Preußen einen Verrath an Deutschland, säcularisirte das Bisthum Münster für sich und überließ an Frankreich bis zum erfolgenden „Reichsfriedensschlusse" die überrheinischen preußischen Lande, ja in einer geheimen Clausel den Besitz des gesammten deutschen linken Rheinufers. Oesterreich freilich that es kein Unrecht damit an, es glaubte der noch treuloseren Politik desselben gegenüber dadurch

auf Kosten des verachteten „Reiches“ seine eigene Sicherung am besten zu wahren. Quem deus vult perdere, prius dementat.

So führten jetzt Oesterreich und der süddeutsche Theil des Reiches allein den Kampf gegen die Republikaner fort. Auch Spanien, das sich am Kriege gegen Frankreich mit betheiligt hatte, schloß bald darauf ebenfalls zu Basel Frieden. Ihm folgte nicht lange nachher der Eintritt eines Waffenstillstandes zwischen dem französischen und dem kaiserlich-deutschen Heere, und man betrachtete es überall als zweifellos, daß aus ihm gleichfalls ein Friedensabschluß und völlige Beendigung des Krieges hervorgehen werde. Am sauersten blickten dazu die Emigranten, die sich von solchem Ausgang nicht viel Erfreuliches versprechen konnten. Von den preußischen Heerführern waren sie nie mit besonders hoher Würdigung ihrer militairischen Hülfsleistung betrachtet worden und besaßen auch kaum sehr triftigen Grund, sich darüber zu beschweren, denn sie legten oftmals unverhohlensten Verdruß an den Tag, daß sie der Unterstützung der deutschen Armeen zur Wiedererlangung ihrer Würden und Güter benöthigt waren, und es war mehrfach vorgekommen, daß sie über eine Niederlage republikanischer Bataillone durch deutsche Truppen öffentlich große Thränen vergossen hatten. Es schien widersinnig, allein es lag ein Zug, ein Gefühl darin, das dem deutschen Volk als ein

nützliches Vorbild hätte dienen können: Sie verabscheuten die Revolutionäre, doch empfanden Trauer und einen bitteren Stachel darüber, daß in ihnen Franzosen durch Fremde besiegt wurden. Bei allem logischen Widerspruch und aller theatralischen Aeußerung dieser Betrübniß bildete sie doch noch das Echteste an den vornehmen Flüchtlingen, die einzige, wenn auch mit anmaßendem Hochmuth und Größenwahn verkuppelte wirkliche Liebe ihrer Gemüther für ihr Vaterland, einen Nationalsinn, von dem mindestens ihre hohen Standesgenossen diesseits des Rheines keinen Blutstropfen in den Adern hegten.

Es war sonderbar und gehörte zu den Widersprüchen in Verena Schwanfeld's Natur, daß sie dies empfand und das patriotische Gefühl an den Emigranten schätzte. Ihr Widerwille gegen die Republikaner war äußerst heftig, doch sie begriff vollkommen, daß derselbe bei Franzosen eine andere, gemischte Färbung besitzen müsse, als bei einer Deutschen, gleich ihr. Und es nahm sie außerordentlich für den jungen Vicomte d'Andilly ein, daß dieser trotz seiner unzweifelhaften hocharistokratischen Gesinnung eine gewisse Sympathie mit den ruhmvollen Waffenerfolgen seiner Landsleute nicht verhehlte. Darin verstand Lady Pamela Verena ebenfalls nicht; sie hatte nichts von einem Vater gewußt und nichts von einem Vaterlande. Ihre Heimat war in der Tiefe des eigenen Gemüthes, alles Andere klang ihr nur als ein inhaltsleeres Wort.

Bei so mannigfacher Bekümmerniß indeß besaßen die Emigranten immerhin wenigstens noch das hebende Bewußtsein, daß die Geringschätzung ihrer kriegerischen Fähigkeiten von preußischer Seite etwas durch den Eifer aufgewogen wurde, mit dem man sich an fast allen süddeutschen Höfen bemühte, die französischen Gäste über die Hinausschiebung ihrer Rückkehrhoffnung zu trösten und ehrerbietige Bewunderung vor ihrer unerreichbaren Potenz adligen Benehmens und Versailler Eleganz an den Tag zu legen. Zwar verschlangen der Krieg und die Kosten dieser Bewirthung gewaltige Summen, und die Kassen der meisten Fürsten standen leer. Aber für den hohen Zweck, den die Pflicht des „noblesse oblige“ auferlegte, ließen sich doch noch neue Steuern und Lasten für den Bauern und den Bürger ersinnen, besaß man Staatswaldungen und Dorfschaften, um sie gegen Geldbarstreckuugen zu verpfänden. Auch die Gotteskasten in den Kirchen enthielten Manches, das nicht dienlicher als zu einem derartigen, wenngleich indirecten Kampf wider die Gottesleugner verwendet werden konnte, und es war selbstverständlich, daß für einen so idealen Streit mit den Feinden des christlichen Glaubens auch die Kassen der Wittwen- und Waisengelder bereitwillig ihren Inhalt zur Unterhaltung der Beschützer und künftigen Wiederförderer der Religion in Frankreich hergaben.

Einen Mangel hatte allerdings in dieser Richtung

die letzte Zeit mit sich geführt. Der glänzendste, in jeder Beziehung Versailles am nächsten kommende Hof Süddeutschlands war durch die Nähe des Kriegstheaters und die häufige Abwesenheit des Kurfürsten Karl Theodor in München seines früheren höchsten Reizes beraubt worden. Die in Mannheim oder Heidelberg verbliebenen vornehmen Gäste langweilten sich nicht gerade, sie fanden Alles für ihre Bequemlichkeit sorglich hergerichtet und auch mancherlei Anregungen zur Verbringung der langen Tage, aber einen Vergleich mit der ehemaligen würdigen Lebensführung in Schwetzingen ließ der dortige Aufenthalt nicht zu.

Da kamen zwei Botschaften fast zugleich: Die neue Vermählung des Kurfürsten und der Abschluß des Waffenstillstandes, der unfraglich den Keim des Friedens in sich trug. Und um Weniges später folgte eine dritte Nachricht. Der Hof hatte Befehl erhalten, nach Schwetzingen überzusiedeln, denn Karl Theodor beabsichtigte, dort in seiner Wunderschöpfung seinen jungen Liebesfrühling zu feiern.

Das war der Frühling und der Friede, die Bürgschaft eines wieder beginnenden „würdigen" Lebens. Unablässige Geschäftigkeit herrschte im Schlosse, im Park, im Dorfe Schwetzingen. Der Hof beeilte seine Abreise zur Bereitung feierlichen Empfangs, die Emigranten folgten ihm nach. Und mehr denn hundert der Letzteren, die in anderen süddeutschen Residenzen verweilt,

erinnerten sich plötzlich der früheren köstlichen Schwetzinger Zeit. Sie fühlten die Verpflichtung adeligen Sinnes, den Kurfürsten bei der Begehung solcher Festlichkeiten ihre Anwesenheit nicht entbehren zu lassen und trafen wieder in Wagen, die unter der hochaufgestauten Last mit Galakleidern angefüllter Koffer zu brechen drohten, im Schloß und im Dorfe ein.

Dann kam der Tag der Durchlauchtigsten Ankunft, ein Sonnentag mit „kurfürstlichem Wetter", wie jede Höflingslippe der andern entgegenlächelte. Das Schloß wie alle Häuser des Ortes waren unter Fahnen, Wappenschildern, Guirlanden, Kränzen, bunten Teppichen verschwunden; harrend standen im Park die marmornen Olympier im Festgewande ihrer göttlichen Nacktheit. Eine goldene Inschrift blickte weitleuchtend vom Bogenportal des Schloßhofes: Au père et à la mére illustres de la patrie et du peuple; auch der Sommer betheiligte sich an dem großen, dem „Vater seines Landes und seines Volkes" dargebrachten Tribut, denn die Zufahrtstraße zum Schloß war so hoch mit grünem Laub und Blumen überschüttet, daß die Räder lautlos wie auf einem Teppich darüber rollten.

So füllte die glänzende, hochbenamte Gesellschaft in gespannter Erwartung den breiten, freien Raum zwischen dem Schlosse und den nächsten Häusern des Dorfes und bot in ihrer musivischen Zusammensetzung

durch die Gesichter ziemlich das nämliche Gesammtbild, wie in dem Frühling, der Verena Schwanfeld zuerst hierhergeführt. Doch in der äußeren Erscheinung, der Hülle um die einzelnen, körperlich und geistig gleich verbliebenen Gestalten hatte das bunte Gemälde sich nicht unwesentlich und eigenthümlich verändert. Weniger bei den Herren; sie bewegten sich zumeist in der alten, reichen Cavalierstracht, obwohl auch bei ihnen da und dort an die Stelle der zierlichen Escarpins hohe Klappstiefel getreten waren und fast nirgendwo mehr Perrücke, Haarbeutel und gepudertes Toupé, sondern das natürliche Haar in seiner wirklichen Form und Farbe die Köpfe bedeckte. In weit ungleich verwandelterer Weise aber erschien die Damenwelt. Die hochaufgebauschten Reifröcke und Thurmfrisuren mit ihren Blumenbeeten und Federwäldern waren völlig verschwunden; hart unter der allerdings noch tief decolletirten Brust geschürzt, fielen die Gewänder in gerader schlanker Linie über die Hüften bis zu den Füßen herab; die Arme blickten nicht aus weiten, niederhängenden Spitzenärmeln, geheimnißvoll leuchtend, hervor, hohe, weiße oder gelbe Handschuhe reichten zum Ellbogen hinan und ließen den Oberarm bis zum gepufften und gefältelten Achselrand des Kleides völlig entblößt. Auch die mouches hatten überall Brust, Hals und Gesicht verlassen, und die Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, wo das Auge hie und

da noch den vereinzelten Rest eines schwarzen Taffetfleckchens antraf, der unfehlbar nur mehr das „verbergende“ Schönpflästerchen zur Verdeckung eines Wärzchens oder sonstigen Hautmakels bedeutete. Verschwunden gleichfalls war das toupirte, weißgepuderte, aus der Stirn zurückgekämmte Pompadour- und Maintenonhaar; kleine zierliche Löckchen ringelten sich vom Scheitel an den Ohren und oft bis auf die Brauen nieder, oder schwere Locken fielen frei über Nacken und Brust herunter. Manche in ihrer Naturfarbe, manche noch von Puder bedeckt, doch mit dem eines feinen Goldstaubes, wie einst die Römerinnen der Cäsarenzeit ihn sich auf's Haupt gestreut, um dadurch eine Aehnlichkeit mit der bewunderten Haarfärbung der blonden teutonischen Frauen zu erzielen. Eine strikte Vorschrift über den tadellosen Aufbau einer Frisur schien es nicht mehr zu geben, sondern die Anordnung derselben dem Geschmack und der Neigung der Individualität ebenso überlassen, wie die Wahl der Kopfbedeckung. Durcheinandergemischt sah man niedrige Federbarette, denen der Edelknaben des Mittelalters ähnlich, und Herrenhüte mit Cocarden, buntfarbige Turbane, die das Haupt fast nach orientalischer Weise umwunden hielten, und phrygische Mützen, keck auf den Scheitel gedrückt, mit Perlen und Juwelen besetzt. Alles Kleidsame und Seltsame war elegant und nichts geschmacklos und

lächerlich, als was noch an die Tracht vor einigen Jahren an dieser Stelle erinnerte.

Er besaß etwas Merkwürdiges: Die Elite des Geistes und der Aristokratie des ancien régime harrte der Ankunft des Kurfürsten in dem „antiken" Costüme, das die Pariser Revolution geschaffen, über das sie bei dem Erscheinen Theroigne's de Mericourt auf der Rasenbühne des Schwetzinger Parkes gelacht und gespottet. Doch die „Hauptstadt der Welt" hatte diese neue Tracht erfunden, und es war selbstverständlich, daß sie das Höchste und Einzige an Geschmacksvollendung darstellte.

„Ihre Kurfürstliche Hoheit soll ein unübertreffliches Vorbild feinster modischer Eleganz sein."

„Haben Sie es authentisch gehört? Sie ist eine Oesterreicherin — die Kaiserin Maria Theresia ging am liebsten in einem schwarzen Bombassinrock."

„Es ist nicht selten, daß es den Erzherzoginnen wünschbar fällt, durch ihre Kleidung einen Mangel zu verdecken."

„Hoffen wir, daß kein Mangel sie um die Hoffnung bringt, die wir auf sie setzen."

„Glauben Sie wirklich? Der Kurfürst steht im einundsiebzigsten Jahr."

„Doch man sagt, daß seine Musikleidenschaft abgenommen hat."

„Ich habe gehört, die Kurfürstin solle keine be-

sondere Gesangfreundin sein und dem Münchener Theater ein großer Verlust drohen."

„Es scheint, daß man sich auch hier etwas geirrt und manche unnöthige Aufmerksamkeit beobachtet hat."

„Sie meinen, für irländische Angelegenheiten?"

„Eben, politische Neigungen sind sehr launenhaftem Wechsel unterworfen."

„Doch begreiflich, denn es handelte sich, klimatisch betrachtet, um ein etwas frostiges Land, das bei näherer Prüfung nicht besonders viel Verlockendes haben mag."

„Glauben Sie, daß solche genauere Erforschung früher bereits stattgefunden hat?"

„Ihre Skepsis ist sehr moralischer Natur."

Da schnitten Hornrufe durch das Summen, Flüstern, Lachen der hundertköpfig harrend hin- und herwogenden Menge. Ein Brausen und Schüttern des Bodens kam von Weitem, berittene Pagen in Seide und Sammet, mit andern, barock-elegant, englischen Jockeis ähnlich gekleideten Reitern untermischt, jagten heran und reihten sich zu einem Halbbogen auf. Von starken Pferden getragen, folgte ihnen eine Gardeschwadron in flammender, silberbetreßter Scharlachuniform — nun Kammerherren, Obristen, Oberstallmeister, Oberjägermeister, Oberhofmarschall von Gold blitzend und von Federn überwallt. Dann schnaubte das Achtgespann schneeweißer, stolz die Köpfe werfender Schimmel über den zur Seite gewirbelten Laub- und Blumen-

teppich und zog einen perlmutterfarbenen Muschelwagen hinter sich, an den dienstbaren Tribut des Meeres erinnernd, der Venus-Aphrodite einst aus der krystallenen Tiefe an's Licht gehoben. Die Köpfe aller Cavaliere entblößten sich, die Fächer, Sonnenschirme und gestickten Tücher der Damen flatterten in der Luft. Trommeln wirbelten, die Schloßwache präsentirte klirrend die Gewehre; hundertstimmiger Ruf: „Vive l'Electeur et l'Electrice!" klang in das laute Geschrei der Schwetzinger Dorfbevölkerung: „Es lebe der Kurfürst und die Kurfürstin!" und lächelnd neigte sich Karl Theodor von Pfalzbaiern zu seiner jungen Gemahlin und sagte: „Welch' schönster Lohn eines Fürsten, so von seinem Volke geliebt zu werden!"

Dann verließ er die haltende Equipage mit der Raschheit eines Jünglings und bot Marie Leopoldine galant die Hand, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. In Nichts gemahnte er an einen im Greisenalter Stehenden, er schien sich noch verjüngt zu haben, man konnte ihn für einen Mann im fünften Lebensjahrzehnt halten. Seine Augen leuchteten schön lebendig und beglückt, huldreich dankend nahm er die Beglückwünschungen der Herren, mit ritterlicher Artigkeit die Grüße der Damen entgegen. Es war eine an Körper und Geist, Kraft, Schönheit und Anmuth begnadete Menschennatur, die ungekünstelte Bewunderung erregen konnte.

Neben ihm in dem weitumher gebildeten vornehmen „Cerkle“ stand die neue Kurfürstin. Sie befand sich nicht mehr in erster Jugend und sah von der Reise etwas angegriffen und blaß aus. Das beeinträchtigte offenbar gegenwärtig ihre Gesichtszüge, die sich so kaum als schön bezeichnen ließen. Auf den ersten Blick schien es deshalb, daß die Heirath wohl aus politischen Zwecken geschlossen sein müsse, allein bei näherer Betrachtnahme lag doch ein verborgener weiblicher Reiz in dem Antlitz der österreichischen Erzherzogin, der geeignet sein konnte, ihr die Neigung eines Mannes zuzuwenden. Im Gegensatz zu dem kleinen Kopf war ihre Gestalt kraftvoll, in einer eigenartigen Mitte zwischen schlankem Wuchs und beginnender, doch durchaus noch anmuthiger Körperfülle, die sich unter einer nicht überladenen, aber höchst geschmackreichen Kleidung bemerklich machte. Ihren Mund umspielte ein etwas gleichmäßig gewolltes Lächeln: sie verstand unverkennbar tadellos, mit Würde und Freundlichkeit zu repräsentiren. Doch aus dem Hintergrund ihrer verbindlich blickenden Augen schimmerte etwas, das sich nicht ausschließlich auf Rechnung ihrer Reiseermüdung setzen ließ. Es regte den Eindruck, als ob es rede, die junge Frau selbst betrachte diese Repräsentation als den Zweck ihrer Vermählung und die letztere sei nicht aus ihrer Wahl hervorgegangen.

Karl Theodor stellte ihr jetzt die hohen Beamten

und Gäste seines Hofes vor. Es verging viel Zeit darüber, denn er wie sie richteten an jeden einige artige Worte, die sich manchmal zu einer kurzen Conversation ausspannen. Man sah, daß die Kurfürstin sich nach Ruhe sehnte, und ihr Gemahl bestrebte sich, den Rest der Vorstellung schneller zu beendigen. Er blickte ein wenig ungeduldig nach dem Abschluß um; nun war dieser erreicht, und sein Auge fiel nur noch auf eine letzte Persönlichkeit, die sich nicht vorgedrängt, sondern bescheiden zurückgehalten hatte. Einen Moment schien's, als habe der Blick des Kurfürsten sie überhaupt nicht wahrgenommen, sondern sei nur an ihr vorbeigestreift; aber dann sagte er mit einer leichten, präsentirenden Handbewegung:

„Ah, Lady Fitzgerald. Noch immer ohne Benachrichtigung, daß Ihr Gemahl Ihr Kommen nach Irland für erwünscht hält? Das ist ja sehr bedauerlich.“

Pamela Fitzgerald hatte sich tief vor der Kurfürstin verneigt und hörte die Begleitworte ihrer Vorstellung kaum. Erschöpft von der langen Anstrengung, entgegnete Marie Leopoldine auf die ehrerbietige Begrüßung der ihr offenbar auch dem Namen nach völlig Unbekannten nur mit einer leichten, halb nachlässigen Kopfregung, und ihre Brust konnte ein sichtbares Aufathmen der Erlösung nicht verhehlen. Der Kurfürst bot ihr jetzt wieder galant die Hand und führte sie durch das Spalier der präsentirenden Scharlachwachen

zu den für sie bereiteten Schloßgemächern empor. Hinter ihnen drein wogte die vornehme Gesellschaft in den Park, um dort die Erwartungsstunden der späten Festtafel zu verbringen.

In den breiten Sternwegen der Rotunde, wie in den heimlichen Labyrinthgängen der dichtbelaubten Anlagen gab es viel Stoff zu lauter Rede und zu flüsterndem Austausch:

„Eine Kurfürstin vom ancien régime; man kann der Pfalz und Baiern, wie uns Allen, nicht genug Glück wünschen."

„In der That eine fesselnde Erscheinung."

„Glauben Sie dauernd?"

„Ihre Frage berührt das Loos alles Irdischen, auch die schönste Blüthe muß einmal vergehen."

„Sie meinen, aus dem Frühling muß Herbst werden? Es fragt sich nur, wie lang der Zwischenraum sich ausdehnt."

„Darauf, denke ich, ertheilt der Kalender Antwort: Einen Sommer lang."

„Der gegenwärtige ist schon ziemlich weit vorgerückt."

„Hoffen wir, daß er warm genug bleibt, um vor dem Eintritt der Herbstkälte gute Frucht zu bringen. Das Land bedarf ihrer wahrlich, und es ist Gefahr im Verzug."

„Das wird der Herzog von Zweibrücken kaum sagen.“

Ein junger Emigrantenchevalier warf die Frage ein:

„Qu'est que ça, le duc de Sweibrück?“

„Ein Neffe Seiner Kurfürstlichen Hoheit und der Thronfolger in der Pfalz und in Baiern, falls der Kurfürst keinen legitimen Leibeserben hinterlassen sollte.“

„Ah, monsieur, à Dieu ne plaise!“

„Das ist die Hoffnung, über die wir uns gerade ausgesprochen haben, Marquis. Es steht indeß vielleicht zu besorgen, daß, wenn sie sich bewähren sollte, der Herzog von Zweibrücken doch noch einige Zweifel in ihre Richtigkeit setzen würde.“

„Dann gäbe es möglicherweise einen neuen pfalzbairischen Erbfolgekrieg; jedenfalls anständiger und amüsanter als mit diesem Lumpengesindel von Paris.“

„Es wäre ein Thema für philosophische Erörterung, wie die Entwickelung der Weltgeschichte auf der einer Schäferstunde beruht.“

„Vielleicht auf einer Flasche Champagner.“

Lachend schritten die Conversirenden an den silbern wallenden Fontainen dahin; weiter abwärts, dem Hirschmonument zu, äußerten sich die Stimmen einer Anzahl zum Hofhalt gehörender Damen und Herren:

„Es scheint in der That, daß man dieser unbedeutenden Persönlichkeit eine sehr unverdiente Beachtung geschenkt hat.“

„Pardonnez, ich muß mich nicht unter das „man" mit einzubegreifen bitten, denn ich habe sie immer für das angesehen, was sie ist."

„Das Bedauern der Allerhöchsten Worte, sie noch immer hier vorzufinden, war allerdings sehr verständlich."

„Eine Abenteurerin, die ihre Netze hier auszuspannen gedachte."

„Ein Geschöpf ohne irgend einen legitimen Geburts-, Bildungs- und Standesanspruch."

„Für den feinen Sinn eigentlich eine geradezu abstoßende Erscheinung."

„Unbegreiflich, daß man sie so lange geduldet, obendrein mit ihrer ebenso mesquin erscheinenden ‚Freundin'."

„Ihre Kurfürstliche Hoheit würdigte sie keines Blickes und wird sicher rasch mit solchen Existenzen hier aufräumen. Ich glaube, daß wir Aussicht haben, den Hof von allen zweideutigen Elementen gesäubert und moralisch veredelt zu sehen."

„Es wird vielleicht ein wenig langweilig werden."

„Ah, man gewöhnt sich. Jedenfalls wird man vor der Hand gut thun, Leuten von so „bedauerlicher Anwesenheit" das zukommen zu lassen, was ihnen gebührt."

Lady Pamela Fitzgerald sah mit einer leichten Verwunderung auf. Sie war in Begleitung Verena Schwanfeld's durch einen Baumgang der conversirenden

Gruppe von Damen und Herren entgegengeschritten und gewahrte diese sich plötzlich dicht vor ihr wie auf ein Commandowort scharf umdrehen und, unverhohlen ostentativ ihr den Rücken kehrend, in einen Seitenweg abbiegen. Unwillkürlich sagte Pamela: „Was haben sie?"

Sie war erst am Tage vorher mit Verena in Schwetzingen eingetroffen, und Beide gingen zum ersten Mal mit einander in den Park, um die Plätze ehemaliger Erinnerung aufzusuchen. Pamela war völlig unverändert in ihrer Erscheinung, man konnte fast glauben, daß sie die nämlichen Kleider trage wie damals. Mademoiselle Véronique dagegen hatte in der letzteren Richtung bereits die zweite Verwandlung durchgemacht, den bauschenden Reifrock abgelegt und das antike Costüm der neuesten Mode angenommen. Es stand ihrer wundersam schlanken, Pamela jetzt überragenden Gestalt in vollendetster Art. Mit hoher Taille, den Busen in schöner, mädchenhafter Doppelrundung aufschürzend, fiel das einfarbig lichtblaue Gewand ihr, nur ahnungsvoll leis über den Hüften anschwellend, glatt und beinahe faltenlos auf die, oben unter dem Saum vorblickenden zierlichen Schuhe herab. Die hochbehandschuhte Rechte trug einen reizend mit einer Watteau'schen Feldidylle bemalten Fächer; entblößt warfen die noch ein wenig zu schmächtigen Oberarme und der Nacken und Hals des kleinen, äußerst decenten Kleidausschnittes einen weißrosigen Schimmer

um sich. Es war, als müßten sie einen lieblichen Duft von Jugendfrische ausströmen; das reiche, schöne Haar ringelte sich nach dem neuesten Brauch der Zeit frei, doch ohne Goldpuder in Locken auf die Schulter und nickte vorn mit einigen kleinen, vom leisesten Hauch bewegten Flöckchen in die Stirn. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Verena Schwanfeld die anmuthreichste, jungfräulichste, vielleicht sogar seltsamer Weise die natürlich-vornehmste weibliche Erscheinung in Schwetzingen sei. Sie entsprach dem Märchenbilde einer jungen, von der Mitgift einer Fee bedachten Königstochter, und ihre Schritte und Bewegungen ähnelten in vollster Ungezwungenheit gleichfalls denen einer Prinzessin, welcher der Park umher mit allem seinem Wunderinhalt angehörte.

Doch die wenigen Jahre hatten hingereicht, sie ihre gegenwärtige Begleiterin fast mehr noch als an Wuchs, wenngleich nicht durch wirkliche Geistes- und Gemüthsbildung, so doch durch höfische Erfahrung, Verständniß und rasche Auffassung von Situationen übertreffen zu lassen. Beide bewegten sich in der nämlichen Atmosphäre, aber während Pamela unberührt und unbeeinflußt mit ihren Gedanken durch dieselbe hinging, entnahm Mademoiselle Véronique der Hofluft den wesentlichsten Theil ihrer geistigen Nahrung. Ihre Natur besaß eine wunderbare Assimilitationsfähigkeit dafür, sie befand sich in den Strahlen des Abbildes

der Versailler Sonne wie in einem Element, für das sie geboren.

Das hatte schon öfter ein Nichtverstehen zwischen ihr und Pamela, manchmal sogar eine leicht gereizte Stimmung auf ihrer Seite veranlaßt, wenn sie sich der Freundin und Erzieherin gegenüber mit einem vermeinten Besserwissen überhoben gehabt und sich nachträglich doch dem Gefühl einer tieferen Einsicht derselben nicht entziehen gekonnt. Dann empfand sie wohl innerlich Beschämung, doch zugleich auch Verdruß darüber. Sie war nicht von der Art, eine Demüthigung in sich selbst zu ertragen, und hätte sich am besten geeignet, als die Thronerbin eines absolut regierenden Fürsten zur Welt zu kommen, vor der jeder Widerspruch bei dem Aufblick ihrer Augen im Keime verstummt wäre.

So war es auch heut' schon zwischen ihr und Lady Pamela zu einem Gegensatz gekommen, der sich freilich nicht in Worten, doch in dem Benehmen und Wesen Verena's geäußert. Sie hatte dem Empfang des kurfürstlichen Paares beigewohnt und, was jene bei ihrer Vorstellung nicht bemerkt, mit richtigem Verständniß aufgefaßt und noch nachhaltiger in sich empfunden. Es war ihr zweifellos gewesen, daß Pamela bei dem Kurfürsten nicht mehr in Gnade stand, und das Nämliche traf sie als die Freundin derselben mit; Karl Theodor's Blick hatte sie sogar nicht einmal wahr-

genommen, und sie maß Pamela die Schuld daran bei. Mit Gründen vermochte sie eine solche allerdings nicht zu belegen, sie hatte des Vorganges deshalb auch nicht Erwähnung gethan, nur ihre Art verrieth eine innerliche Mißstimmung und Reizung. Aber jetzt gesellten sich zwei Dinge hinzu, um das von ihr Verhaltene zum Ausdruck zu drängen: das plötzliche, unverkennbar demonstrative Umwenden der vornehmen Hofbeamtengruppe und die verwunderte Frage Pamela's: „Was haben sie?“ Und Mademoiselle Véronique erwiderte rasch und unverhohlen auf die letztere:

„Sie bewundern auch, Dir hier noch zu begegnen — wie der Kurfürst — und suchen diese Unannehmlichkeit zu vermeiden.“

Die Antwort selbst blieb Pamela noch unverständlich, doch der Ton enthielt so deutlich einen Vorwurf, daß sie ihre Gefährtin erstaunt anblickte: „Habe ich Dir etwas Unangenehmes angethan?“

„Mir?“ Verena stockte einen Moment, denn es klopfte ein Gefühl in ihrer Brust, das ihr zugleich Ungerechtigkeit und Undank vorhielt. Aber ihr Verdruß siegte und, die Augen schnell abwendend, fuhr sie fort: „Insofern Du es Dir angethan, mir wohl auch.“

„Und was hätte ich —?“

Nun fiel die Befragte, mit überwundener Scheu ihrer Gemüthsverfassung freie Bahn lassend, ein:

„Was Du manchmal nicht hast, weiß ich — Auge

und Ohr für das, was um Dich, mit Dir und Anderen geschieht."

Es dauerte noch eine Weile, bis Frage und Antwort Pamela ein Verständniß desjenigen eröffneten, wovon Verena mit gesteigertem Unmuth redete. Dann sagte die Erstere gelassen:

„Ich glaube, Du täuschest Dich, ich hege so viel Dankgefühl für den Kurfürsten und bin mir keiner Verschuldung gegen ihn bewußt, daß es mir unmöglich fällt, aus seinen Worten eine Abnahme seiner freundschaftlichen Gesinnung zu deuten. Er war vermuthlich zerstreut und ermüdet; auf Dankbarkeit darf man nicht immer zählen, aber eines der besten Menschenworte sagt, daß man nicht aufhört, den zu lieben, dem man Wohlthat erwiesen hat. Darin wirst auch Du mich nicht irre machen, doch mir scheint, daß Du Dich augenblicklich nicht recht in der Stimmung befindest, unseren gemeinsamen alten Erinnerungen hier nachzugehen. Vielleicht ändert Deine Auffassung sich günstiger, wenn wir uns ein Weilchen trennen und unsern Weg nach links und rechts um den See nehmen, um uns drüben wieder zu finden. Ein wenig mit seinen Gedanken allein zu sein, thut ihnen oft gut."

Sie hatte es freundlich und das Letzte mit einem Lächeln gesprochen, doch es ging etwas schwermüthig um die feinen Lippen und es schien den Beruf zu erfüllen, einen leisen bitteren Hauch, der sich aus den

Worten heraufdrängen wollte, zu überschleiern. Verena aber war zu weit gegangen, um rasch eine Einlenkung finden zu können. Instinctiv griff sie das ihr Dargebotene auf und versetzte lachend:

„Das heißt, Du willst mich eine Weile los sein — so gehe ich rechts und wir treffen drüben zusammen. A revoir! — wer zuerst dort ist!"

Um nichts weiter beifügen zu müssen, bog sie eilig zur Rechten ab. Der Weg hatte sie von der Rotunde durch eine Mittelallee halbwegs bis gegen den See geführt, und Pamela schlug jetzt zur Linken die Richtung nach dem Mercurtempel ein. Sie wandte sich am Gebüschrand noch einmal und blickte dem reizenden Bildniß der fortschreitenden Freundin nach, und es lag etwas zugleich Trauriges und Aengstliches in ihren Augen. Einen Moment schien's, als ob sie den Fuß hebe, um ihr nachzueilen, aber dann setzte sie langsam den eingeschlagenen Weg fort.

Drüben auf der andern Seite ging Mademoiselle Véronique betroffen und beschämt. Sie hatte die ruhigen Worte Pamela's wohl verstanden und erröthete heiß bei der Erinnerung daran, denn jedes derselben warf ihr selbst Undank und Vergeßlichkeit vor. Alles, was aus ihr geworden, was sie an Bildung, Ansehn und irdischem Gut besaß, dankte sie einzig der Liebe und Belehrung der Freundin. Nur um wenige Jahre

älter, war diese ihr zugleich eine Mutter und eine Schwester gewesen.

Aber darum blieb es doch nicht minder unzweifelhaft für hofverständig geöffnete Augen, daß Pamela, aus was für Gründen immer, bei dem Kurfürsten in Ungnade gefallen sei und daß ihre „Freundin" davon mitbetroffen zu werden drohte. Wenn dies geschah, so verwandelte Mademoiselle Véronique sich plötzlich wieder in Verena Schwanfeld, das hieß, in ein Mädchen ohne Abkunft, ohne Stellung, ohne Anspruch auf vornehme Gesellschaft, wahrscheinlich ohne Fortbezug des Jahrgehalts, der ihr aus der kurfürstlichen Kasse zugewiesen worden. Es blieb im Grunde nichts übrig, als das Philippsburger Mädchen mit einem Schrank schöner und kostbarer Kleider, doch aus dem Paradiese des Schwetzinger Parkes als unberechtigt ebenso wieder ausgestoßen, wie sie einstmals hülflos verlassen drüben am Rand desselben auf der feuchten Erde gelegen.

In den Mienen der Hofleute hatten ihre klug geschärften Augen heut' schreckhaft-deutlich diese Zukunft gelesen.

Das war aber eine Vorstellung, die Mademoiselle Véronique nicht ertragen konnte und nicht wollte. Sie fühlte in sich selbst ein Recht, das zu bleiben und zu sein, was sie gegenwärtig war, und wollte nicht aus einem zauberischen Traum aufwachen, um wieder

arm, nichtsbedeutend, geringschätzig übersehen in der Welt dazustehen. Pamela trug allerdings keine wirkliche, nur eine indirecte Schuld da an, und es war ungerecht und undankbar, sie ihr eigenes Mißgeschick noch derartig entgelten zu lassen. Aber eine erfreuliche Wiederumgestaltung desselben konnte sie schwerlich bewerkstelligen, mithin auch Anderen keine nutzreiche Beihülfe leisten. Und Mademoiselle Véronique fühlte sehr klar, daß sie sich selbst allein helfen könne und müsse.

Sollte sie zu dem Kurfürsten gehen, ihn befragen, sich von ihm eine tröstliche Zusicherung erholen? Der Gedanke kam ihr, doch sie verwarf ihn. Sie war in den letzten Jahren nicht häufig mehr in seine Nähe gerathen; wenn er sie wahrgenommen, hatte er sie freilich immer noch „Psyche" benannt und durch freundliche Anrede ein wohlwollendes Interesse an ihr kundgegeben. Aber sie hatte in der Hofluft gelernt, daß es sich nicht gezieme und nicht klug sei, sich mit einem Anliegen so formlos geradaus an den höchsten Gebieter zu richten, wie sie es bei ihrer ersten Begegnung mit ihm gethan. Wenn sie mit ihm zusammentraf, verneigte sie sich jetzt gleich den übrigen Damen des Hofes in tiefster Devotion bis zur Erde und wartete, ob er sie gnädig eines Wortes würdigen werde, und der Muth entfiel ihr bei der Vorstellung, daß sie es wagen sollte, Gehör bei ihm zu erbitten oder ihn wie einstmals auf einer Promenade nach

eigenem Belieben selbst anzusprechen. Das hatte nur die Einfalt eines völlig bildungslosen Kindes zu thun und sich dabei nicht zu fürchten vermocht; bei ihrem jetzigen gereiften Verständniß hätte sie nicht gewußt, in welcher Weise sie eine so ungeheure Keckheit begehen und was sie überhaupt alsdann zur Entschuldigung und Begründung derselben vorbringen solle. Das Philippsburger Mädchen hatte in dem Paradiese, das sie nicht verlassen wollte, vom Baume der Erkenntniß gegessen und wußte, was drin verstattet und unerlaubt sei.

Nachsinnend ging sie weiter, ihre Gedanken auf das eine Ziel heftend, daß sie seit einer Stunde in die Lage versetzt worden, selbst für eine günstige Weitergestaltung ihrer Zukunft bedacht sein zu müssen. Nur jetzt kreuzte ihr eine Erinnerung durch das Hin- und Herwägen des Kopfes. Sie war, um den See nach rechts zu umschreiten, in die französischen Anlagen eingebogen, Niemand hatte sich bis hierher verirrt, Alles lag einsam und lautlos, nur ihr Fuß knirschte leise über den Sand. Aber aus dieser Stille gerad' tauchte ihr das Gedächtniß auf, daß sie hier an jenem Maimorgen zum ersten Mal Arnould d'Andilly begegnet sei. Wie seltsam stieg ihr eigenes Bild aus der Vergangenheit vor ihr empor, das eines einfältigen, ungelenken Kindes, das seine französische Anrede nicht verstand und nicht erwidern konnte. Ihr Ohr hatte

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

den Klang der ihr damals fremden Worte bewahrt, ihr war's, als höre sie dieselben noch. Und jetzt verstand sie jede Silbe so genau; er hatte gefragt, ob die kleine Daphne oder Chloë ihm den Weg zur römischen Wasserleitung zeigen könne.

Jede Silbe verstand sie so genau, und ein träumerisches, mädchenhaftes Lächeln spielte, mit einem gewissen Stolzgefühl ihre damalige Unwissenheit bemitleidend, um ihre blühenden Lippen. Von einem Baume der Erkenntniß hatte Verena Schwanfeld im Schwetzinger Park noch keine Frucht genossen.

Ebenso still einsamlich war's, wie an jenem Tage, nur nicht Frühling mit goldenem Sonnengeringel unter dem kaum erst zartbelaubten Gezweig, sondern voller Sommer, dessen Luft die Wege schwer und heiß erfüllte und dessen tausendfältig dichtes Blattgerank überall reglos, hier glanzrinnend, dort verschattet niederhing. Und auch an dieser Stelle war es noch nicht gewesen, etwas weiter erst, dort vor ihr, wo der schmale Weg in den kleinen runden Lichtausschnitt umbog.

Verena schritt einige Secunden lang vorwärts, dann stieß sie plötzlich einen Laut, halb wie einen leichten Schrei aus.

War die Einbildung ihrer Erinnerung so lebhaft, daß sie ihr dort leibhaftig die Gestalt und das Antlitz Arnould d'Andilly's vorspiegelte?

Sie blieb stehen und sah unbeweglich vor sich hinaus, aber zugleich hörte sie einen leichten Schritt herankommen und eine Stimme sagen: „Je suis un favori du bonheur, mademoiselle Véronique.“

Den Namen hatte sie damals hier noch nicht geführt und er konnte ihr nicht als ein Rückklang des Gedächtnisses im Ohr tönen. Es mußte Wirklichkeit sein, daß der junge Vicomte wieder an dieser Stelle vor ihr stand. Und es lag etwas Eigenes, poetisch Anmuthendes in solchem Zufall, das Beiden zum Bewußtsein kommen mußte und einen Reiz besaß, daß es sich Arnould d'Andilly kaum verdenken ließ, wenn er das Besondere dieser Begegnung nicht durch die Erläuterung aufhob, er habe Verena drüben in der Allee von ferne gesehen, wahrgenommen, wie sie sich von Lady Pamela getrennt und die Richtung hierher eingeschlagen, und er sei voraufgeeilt, um ihr auf diesem Wege, an dieser Stelle entgegen zu kommen. Statt dessen sagte er lächelnd: „Welch' eine seltsam-artige Wiederholung des Zufalls,“ und sie antwortete: „Ja grad' hier trafen wir uns schon einmal,“ und die vier Augen, die sich dabei anblickten, sprachen, daß dies Zusammenfinden, trotz der gleichen Umgebung und dem nämlichen Boden unter ihnen, doch anders sei als damals.

Dann hatte Mademoiselle Véronique ihre einen Moment verlorene Haltung als junge Weltdame zurück-

gewonnen und sie betheiligte sich in französischer Sprache an dem rasch von d'Andilly berührten Conversationsgegenstande, als ob eine Begegnung sie in einem Schloßsaale inmitten der Hofgesellschaft zu einander geführt. Eine leichte Unruhe kennzeichnete sich kurz in ihrem Gesicht, doch sie verschwand bald. Sein Wesen und seine Worte legten deutlich an den Tag, daß die Anrede des Kurfürsten an Lady Pamela bei der Vorstellung keinerlei Beeinflussung auf ihn geübt. Sie wußte auch vorher, daß er unabhängig und selbstständig denke, aber die Bestätigung dieser Zuversicht durch sein Benehmen that ihr doch wohl und befreite sie von der anfänglichen Befangenheit.

Sie standen schon eine geraume Zeit lang beisammen, und seine Worte hatten eine ernste Wendung genommen, er sprach mit einer bangen Hoffnungslosigkeit von dem, was die Zukunft für Frankreich und für ihn mit ungewissem Dunkel berge. Seine schönen Augen sahen schwermüthig trüb vor sich in den Sonnenglanz der kleinen Lichtung. Er stand ganz allein, ohne Eltern, ohne Geschwister und Heimat in einer fremden, kalt anwehenden Welt.

Nun besann er sich plötzlich und ein mattes Lächeln umflog ihm den Mund. „Ich vergesse, daß die Welt nur für mich kalt ist, Mademoiselle Véronique, und daß ich selbstsüchtig unachtsam Sie der heißen Sonne

hier aussetze. Verzeihen Sie mir — doch ich bin zu wenig in Galanterie geübt."

Er sprach es, und es lag keinerlei Koketterie von Bescheidenheit darin, und seine Augen gingen, halb unbewußt suchend, umher. Etwas zur Linken hinüber blieben sie auf einer kleinen Ausrundung in der Bosquetwand haften. Eine kunstvoll gezogene Weide bog ihr Gezweig mit einem halb durchsichtigen Vorhang schmaler, feiner Blättchen drüber herab, dahinter schimmerte ein grauer Steinsitz hervor. „Dort fänden Sie Schatten," sagte Arnould d'Andilly, und er begleitete den leise fragenden Ton der Worte mit einer Deutung der Hand.

Es war in der That sehr heiß in der Sonne, Verena empfand es jetzt ebenfalls, und ihr hochgeröthetes Gesicht bestätigte es. Einen Moment vielleicht zauderte ihr Fuß, doch dann setzte er die kleine rosenhelle Schuhspitze in der gewiesenen Richtung vor. Das Gespräch war höchst interessant und vor Allem war es zu ernsthafter Natur, um es plötzlich abzubrechen. Es wäre mehr als unartig, wäre kränkend gewesen, und sie entgegnete: „Ja, der Schatten ist angenehmer."

Der junge Vicomte bog den Laubschleier vor ihr zur Seite, sie trat hindurch, und leicht lispelnd und rauschend fiel der schwanke Vorhang wieder zurück. Wie Mademoiselle Véronique nun auf der grauen

Steinbank saß, bot sie ein überaus reizvolles Bild. Aus dem grünen Halbdämmern der kleinen Laube hob sich ihr lichtblaues Kleid mit einem märchenhaften Schimmer, die schmalen Hände in den langen Handschuhen lagen darauf und spielten ein wenig ungewiß mit dem Fächer. Die Arme drüber leuchteten wie in einem goldigen Ton, der Schatten hatte die lebhafte Färbung des Antlitzes noch nicht vermindert, dessen Lider sich herabgesenkt hielten. Arnould d'Andilly stand einige Secunden schweigend wie in Betrachtung eines zauberischen Gemäldes. Dann nahm er das Gespräch wieder auf, so und an der Stelle, wie die Ortsveränderung es draußen abgebrochen. Es hatte sich in der That nichts verändert, als der Platz der Unterhaltung, und Verena's Augen hoben sich, wie vorher, empor. Das Schattenlicht unter dem Blätterdach gab ihnen eine sternartige Helle.

In dem andauernden Stehenbleiben des jungen Vicomte drückte sich etwas äußerst Respectvolles aus. Die Bank wäre breit genug gewesen, auch ihm ein Platznehmen ohne Beengung der darauf Sitzenden zu verstatten, allein er blieb an den Stamm der Weide gelehnt. Und er sprach mit sympathischer Stimme warm und sorgenschwer von Frankreich und von sich selbst. Beide mischten sich ihm ineinander, und trüb stand die Zukunft beider vor ihm.

Er liebte sein Vaterland und die Erinnerungen

seiner Kindheit, das Schloß, den Wald, die Berge, zwischen denen er aufgewachsen. Das Alles war von der Erde verschwunden, die Revolution hatte es verbrannt und verwüstet. Mit bittrem Leid gedachte er dran, mit Haß gegen die Vernichter, und doch, er konnte sie verabscheuen, aber nicht schonungslos verdammen. Ein Gerechtigkeitsgefühl in ihm weigerte sich dagegen und sprach, sie seien durch Willkür, Hunger, Elend und Bedrückung unmenschlicher Art zu unmenschlichen Thaten getrieben worden.

Verena's schöne Augen nickten ihm stumme, verständnißvolle Zustimmung. Er sprach aus, was das Philippsburger Mädchen von Kindheit auf als wortlos-dumpfe Empfindung in sich getragen. Am kurfürstlichen Hofe hatte sie es vergessen gehabt, doch er weckte das Gedächtniß in ihr auf. Und sie fühlte, daß ein Cavalier von vornehmster Geburt so empfand, wie sie es gethan, sei Zeugniß einer edlen Sinnesart.

Hin und wieder schon hatte er ihr Einzelnes von seinem Geschick mitgetheilt, doch nie so im Zusammenhang wie heut'. Seine Lippen bewegten sich zitternd, wie er ausführlich den schreckensvollen Untergang seiner Familie, seines Heimathauses schilderte, aus dem er nichts gerettet, als durch die Treue eines alten Dieners die Mittel zu unabhängiger Weiterführung seines Lebens. So war er, fremd und einsam, nach Deutschland gekommen und, dem Beispiel vieler seiner Lands-

leute folgend, nach Schwetzingen. Aber auch unter ihnen hatte er sich fremd und einsam gefühlt, fast mit Keinem durch gleiche Anschauung und innerliches Bedürfniß verbunden. Deshalb war er fortgegangen von hier und Jahre lang in manchem Orte Süddeutschlands zu Gast gewesen. Er hoffte stets auf eine günstige Umgestaltung in Frankreich, die ihm die Rückkehr und eine Wiedererneuerung seines zerstörten Heimatschlosses ermöglichen könne. Aber bei der gegenwärtigen Entwickelung der politischen Verhältnisse in Europa und der unumschränkt befestigten Herrschaft der Republikaner war ihm jede Hoffnung entschwunden, jemals sein Vaterland wieder zu betreten. Und was er gesucht, hatte er nirgendwo gefunden, ein befreundetes, verwandtes Gemüth, bei dem er vor dem Gefühl seiner liebeleeren Verlassenheit Zuflucht finden konnte.

Er hielt bewegt inne; Verena schwieg gleichfalls, dann sagte sie: „So kamen Sie durch Zufall auf Ihrer suchenden Umfahrt auch nach Mannheim.“

„Ja, denn ein Zufall ließ mich mit der Ueberbringung einer Botschaft dorthin betrauen.“

Es trat wieder Stille in der kleinen Laube ein, und es hatte den Anschein, als erwarte die Hörerin, daß der junge Vicomte wie zuvor weitersprechen werde. Doch er stand wortlos, und unverkennbar zauderten

auch die Lippen über dem blauen Kleide eine Weile ehe sie, die Conversation fortführend, sprachen:

„Und es gefiel Ihnen diesmal unter Ihren Landsleuten besser, daß Sie am kurfürstlichen Hofe blieben und ihm hierher nach Schwetzingen wieder folgten?"

Die Worte klangen leichthin gesprochen und enthielten eine Frage, welche der Gang der Unterhaltung naturgemäß mit sich führte. Aber dennoch war es, als ob sie von den grünen Wänden des engen Laubengemaches eigenthümlich nachvibrire. Es mochte an der Lautlosigkeit liegen, die ihr wiederum folgte. Verena hatte beim Sprechen den Blick auf ihren Fächer niedergerichtet gehabt; wie sie ihn langsam halb emporhob, begegnete sie den glänzend auf sie gewandten Augen Arnould d'Andillys. Er schwieg auch jetzt noch einen Moment, dann versetzte er, halblaut nur, doch mit deutlicher Betonung:

„Das fragen Sie, Mademoiselle Véronique?"

Es fiel kein noch so verirrter Sonnenstrahl mehr hierher auf das Gesicht der Angeredeten und trotzdem war es von noch rosigerer, schönheitsvollerer Farbe als bisher überzogen. Aber die Lippen des zauberischen Antlitzes lachten gewandt und schalkhaft auf:

„Sie meinen, daß ein unbedeutendes Mädchen so fragt, von dem Sie erfahren haben, daß es ohne vornehme Abstammung ist und vor wenig Jahren so ohne

Bildung war, Ihre Anrede da draußen nicht zu verstehen.“

Auch das Gesicht des jungen Vicomte bedeckte sich mit einer plötzlichen Röthe. Der Ausdruck seiner Züge war ungewiß befangen, nun bückte er sich hurtig, denn der Fächer, mit dem Verena's Hände gespielt, war ihr aus den leicht zitternden Fingern zu Boden geglitten, und niederknieend, hob Arnould d'Andilly ihn auf. Dazu sagte er, fast nur seine vorherigen Worte wiederholend: „Ich meine, ob Sie fragen, Véronique, weshalb ich in Mannheim geblieben und dem kurfürstlichen Hofe hierher gefolgt bin?“ und den Fächer in ihre mechanisch vorgestreckte Hand legend, legte er zugleich auch seine Lippen auf die feine, warme Hülle der letzteren. Einige rasche Herzschläge lang verharrte Verena reglos, dann stieß sie, sich plötzlich vom Sitz hebend, aus:

„Meine Freundin — ich habe verabredet, drüben mit ihr zusammen zu treffen!“

Es war ein leicht schreckhafter Ruf, nicht beabsichtigt und nichts Erkünsteltes darin. Ihr kam wirklich in diesem Moment erst die Erinnerung, daß Pamela ihrer harre, und mit einem schnellen Vorschritt trat sie durch den hängenden Schleier des Weidengezweigs hinaus. Drinnen unter dem niedrigen Blattgewölbe mußte es doch schwül gewesen sein, denn ihre Brust athmete draußen in der freien Sonnenluft unter dem

hohen, blauen Himmelsdach unwillkürlich einmal tief auf. Aber dann wendete sie sich freundlich lächelnd gegen Arnould d'Andilly, der ihr mit einer etwas unsicheren Hast nachgekommen war, und sagte:

„Ich muß eilig gehen — Ihre Unterhaltung ließ mich völlig vergessen, daß Lady Fitzgerald auf mich wartet. Aber ich danke Ihnen, Vicomte —"

Auch er lächelte: „Mich däucht, wir hatten kaum erst einen Austausch unseres Denkens begonnen, und ich hätte einer Freundin — wenn ich sie hier träfe — noch Manches von meinem einsamen Leben zu sagen."

„Vielleicht — der Zufall treibt an dieser Stelle ja ein besonderes Spiel. Suchen Sie noch nach einem befreundeten Gemüth, Vicomte?"

„Nein, man sucht nicht mehr, was man gefunden."

Arnould d'Andilly hatte es erwidert, und es war das letzte Wort, das durch die Stille der kleinen Lichtung erklungen. Nur die zum Abschiedsgruß sich begegnenden und haltenden Augen fügten noch eine kurze Doppelsprache stummer Frage und ebensolcher Antwort hinzu, dann schritt Mademoiselle Véronique drüben den sonnigen Weg hinab.

Der junge Vicomte blickte ihr nach und er entsann sich deutlich, daß er dies hier vor Jahren ebenso gethan. Doch welch' ein Unterschied in der Gestalt, dem Wesen derjenigen, der gegenwärtig seine Augen sich

nachwandten. Unscheinbare Märzknospe hatte dort am Wegrand gestanden, und eine leuchtende blaue Maiglocke schien jetzt vom Lufthauch getragen. Und kein leichtfertiger Zug wie damals umspielte Arnould d'Andilly's Mund; mit träumerischen Blicken sagte er vor sich hin: „Eine Freundin — die schönste, die das Herz begehren kann." Und ein Strahl ernstleidenschaftlicher Sehnsucht zitterte aus seinem Blick hinter dem entschwindenden lieblichen Bilde drein.

Verena Schwanfeld ging gemessen, sittsam und anstandsvoll, bis sie um die Ecke des gradlinigen Weges gebogen. Aber dann lief sie hastig ein Dutzend Schritte lang und stand jäh wieder still. Das Herz klopfte ihr zu heftig, sie mußte die Hand darauf drücken; ihr war, das Gebüsch um sie her tanze auf und nieder.

Sie ging weiter und hielt abermals an. Ihre Lippen sagten einmal vor sich hin: „Véronique, comtesse d'Andilly."

Wo befand sie sich im Park, nach welcher Richtung mußte sie gehen? Sie hatte jeden Schritt breit hier gekannt, doch augenblicklich erschien ihr Alles fremd verwandelt.

Ein vornehmer Name — Reichthum — Unabhängigkeit — Glück. Wer das besaß, konnte gleichgültig dareinblicken, ob die Sonne des Hofes lächelte oder sich in Wolken hüllte.

Wunderlich, wie ein Blitzzucken schoß ihr eine Erinnerung durch den Kopf. Das alte Zigeunerweib in dem wüsten Schloß zu Philippsburg hatte gesagt, sie werde einen Fürstensohn freien. Arnould d'Andilly war nicht ganz ein Fürst, doch ein Graf.

Liebte sie ihn? Er war ein schöner Mann, jung, vornehm, von ritterlich feinem Wesen, von innerlichem Ernst des Denkens und der Empfindung; kein Anderer am Hof, noch unter den Emigranten, glich ihm darin.

Man mußte ihn lieben — und wußte denn ein Herz zum ersten Mal, ohne Erfahrung, was Liebe sei? Es mußte sie und sich selbst erst kennen lernen. Mancher Vers französischer Dichter sprach das aus und summte Mademoiselle Véronique verworren im Gedächtniß.

Noch niemals hatten die Lippen eines Cavaliers ihre Hand geküßt. Mit welcher Anmuth, welcher Ehrerbietung! Und doch mit welcher verhaltenen Glut auch! Sie fühlte noch die Wärme, die den Handschuh durchhaucht.

Hatte Pamela nicht Lord Fitzgerald sogar ohne Liebe geheirathet?

Sie schüttelte den Kopf. Das hätte sie niemals gethan, nicht um eine Fürstenkrone. Welch schönes Bild war Arnould d'Andilly neben der aus einem

Eisblock gehauenen, kalt anschauernden Figur des irischen Lords.

Wo befand sie sich? Ungeduldig blickte sie umher. Ein anderes Gefühl hämmerte stürmisch in ihrem Herzen auf.

Da breitete ein bekannter Spiegel sich vor ihr aus, und zur Rechten stieg Etwas hochgeschwungen daneben empor. Es war der See und die chinesische Treppe, und wie ein großer Vogel huschte Verena über die letztere fort. Es trieb sie, Flügel auszuspannen; nur einen Blick warf sie über das Wasser und sah drüben eine dunkelgekleidete, schlanke weibliche Gestalt am Uferrande und lief weiter.

Dann hob Lady Pamela aus ihrem Nachsinnen verwundert den Kopf. Wie schon einmal vor langer Zeit an dieser Stelle flog Verena Schwanfeld auf sie zu, athemlos, glückselig, mit glänzenden Augen, schlang ihr die Arme um den Nacken und stieß aus: „Ich war vorhin unartig gegen Dich, undankbar — vergib mir — ich danke Dir ja Alles!"

Es wäre unmöglich gewesen, der ungestümen reuigen Bitte des zaubervollen Geschöpfes zu widerstehen. Aber Pamela's Herz kämpfte auch keinen Augenblick. Sie sagte lächelnd: „Du bist lang ausgeblieben, doch es scheint, ich hatte recht, daß die Einsamkeit den Gedanken der Menschen manchmal gut ist."

„Ja," erwiderte Mademoiselle Véronique und

drehte etwas erröthend das Gesicht zur Seite, „Du hast immer recht und ich bleibe stets Deine thörichte Schülerin. Weißt Du noch, wie ich es hier war? — j'aime — tu aimes —?"

Es war Alles wieder so, wie es einstmals gewesen — die Trennung, daß sie von verschiedenen Seiten den See umwandert, hatte es so zurückgestaltet — und sie konnten bei jedem Schritt lächelnd zusammen den alten Erinnerungen nachhängen. Pamela empfand es freudig; aus Staub und Kerzendunst der Hofluft hatte sich gleichsam ein Niederschlag gebildet und eine äußere Schlacke über das Wesen Verena's gezogen, sie zur Mademoiselle Véronique umgewandelt, aber ihr Innerstes, ihr Herzschlag war nicht drunter erkaltet und fremd verwandelt. Nur Vergeßlichkeit konnte über sie kommen, daß sie selbst nichts von Dem wußte, was sie wie ein anvertrautes Gut der Vergangenheit in einem unbeachteten Behälter der Brust mit sich trug. Doch in ihm befanden sich Dankbarkeit und Liebe unantastbar eingeschlossen, und wenn der Herzschlag des Mädchens dorthin traf, sprengten sie mit ungestümem Aufbruch ihr Gefängniß und kamen übermächtig, unverändert aus der engen Kammer herauf, die zierliche, höfisch verbildete Besitzerin widerstandslos bewältigend und fortreißend. So trachtete sie gegenwärtig mit ganzer Seele gut zu machen, was sie an der Freundin verschuldet; nur daß sie so spät ge-

kommen, weil Arnould d'Andilly ihr in der kleinen Laube die Geschichte seines Lebens erzählt, sprach sie nicht. Nach ihrem Gefühl besaß Pamela kein rechtes Verständniß dafür und hätte leicht den Anlaß ergriffen, um überflüssige Mahnungen daran zu knüpfen, vielleicht von einer Wiederholung solches Zusammentreffens abzurathen. Und eigentlich war ja auch durchaus gar nichts vorgefallen, dessen Verschweigen mit dem Vorwurf eines Mangels an Aufrichtigkeit und Vertrauen treffen konnte. Wie leicht vermochte man sich zu täuschen, und die Verständigkeit gebot doch noch abzuwarten, auch sich selbst für den Fall der Bewahrheitung erst völlig klar zu werden. Denn das allein, daß Arnould d'Andilly ein vornehmer Cavalier und Graf war, bestimmte doch noch nicht ausreichend, einer Werbung Gehör zu geben und seine Frau zu werden.

Es vergingen Stunden, ehe Pamela und Verena den Rückweg einschlugen. Als sie auf diesem über die große Rotunde gelangten, lagen die Sternwege bereits ziemlich verlassen, denn Alles rüstete sich mit besonderer Sorgfalt zur heutigen festlich-glanzvollen Schloßtafel. Auch die Fenster rundhin waren unbelebt, die eifrige Thätigkeit concentrirte sich überall im Innern der Gemächer. Nur aus dem Mittelbau des Schlosses blickte ein Kopf durch die Scheiben und überstreifte flüchtig auch die Gestalten der beiden heimwandernden

Freundinnen. Die dort oben herabsah, war die neue Kurfürstin Marie Leopoldine.

Sie hatte sich nicht lange Ausrast vergönnt, sondern befand sich bereits völlig angekleidet in prachtreichster fürstlicher Gewandung für die bevorstehende Feierlichkeit. So stand sie, auf die Meldung des Obercere- monienmeisters wartend, reglos am Fenster und schaute auf die drunten im Park aufstiebenden, zurückfallenden und prächtig wallenden Wasser hinaus.

Ihr Gesicht war offenbar nicht nur von der Anstrengung der Reise blaß gewesen, denn es bot noch die nämliche Farbe wie am Morgen und sah fast unjugendlicher aus, als beim Empfang. Doch ließ sich gegenwärtig mehr darin lesen; nichts Bestimmtes, dahin neigten die Züge überhaupt nicht, aber ein allgemeiner Abglanz dessen, was ihr Inneres beherbergte. Die Bezeichnung Glanz eignete sich allerdings nicht dafür, denn was das Antlitz darbot, glich dem Reflex eines sonnenlos bleiernen Lichtes. Die großen Augen sahen hinaus, als sei die Wunderwelt drunten eine endlos weite, traurige Leere. Sie hätten vielleicht mit einem andern, lebensvolleren Ausdruck zu blicken vermocht, doch ein graues Gewebe einer dumpfen, todten Resignation hatte sich über sie gelegt. Alles in dem Gesicht redete von Entäußerung eigenen Wollens und Erwartens, nur den kräftigen Körper durchrüttelte ab und zu ein plötzliches Zucken, als lehne sich in ihm noch

etwas gegen einen Zwang auf. Es mußte doch noch etwas Schreckenerregendes sein, dessen Vorstellung dann und wann die fast unbewegliche Gestalt des jungen Weibes überschauerte.

Nun tönte der weithallende, durchdringende Metallbeckenschlag drunten im Schloßhof, daß sie aus ihren Gedanken zusammenfuhr. Die Oberhofmeisterin trat ein und meldete mit tiefer Verneigung, daß Seine Kurfürstliche Hoheit seine Gemächer verlassen habe, um Ihre Kurfürstliche Hoheit zur Festtafel hinüber zu führen.

Eine zahlreiche glänzende Conduite von Damen und Herren harrte des feierlichen Moments im Vorsaal und schloß sich dem voraufschreitenden allerhöchsten Paare an. Mit vornehmster Art, doch leuchtendem Antlitz führte der Kurfürst seine junge Gemahlin zur Tafel. Gegen die strenge Hofetikette tauschte er im Gehen Worte mit ihr aus, nickte und lächelte, bog sogar einmal seine Lippen an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu. Im Gefolge hinter ihnen raunte da und dort ein anderer Mund:

„Ein junges Liebespaar!"

„Schwetzingen wird einen vergnügten Sommer erleben."

„Wünschen wir's! Auf zu lebhaften Sonnenschein folgt leicht Abkühlung und Regen."

„Sie sind ein übler Wetterprophet."

„Ich verstehe mich etwas auf das Steigen und Fallen des Quecksilbers. Man kann ja auch nicht immer „kurfürstliches Wetter" verlangen."

„Glauben Sie an so raschen Wechsel? Da muß man sich beeilen, es zu genießen."

„Zu benutzen, meinen Sie."

Der Kurfürst zeigte sich während der Tafel und noch mehr nach der Aufhebung derselben überaus gnädig. Sein an Leib und Geist heiter strahlendes Wesen glich in Nichts dem finster-verschlossenen Brüten eines Richard des Dritten, die Welt enthielt keinen mißliebigen Gedanken, an den sie ihn erinnern konnte, um seinen Frohsinn zu trüben, und offenbar befand er sich in einer „Geberlaune", wie kaum je zuvor. Er wollte freudige Gesichter um sich sehen, dem seinigen gleich, und wen er ansprach, wer die Gelegenheit wahrnahm, gewandt ein Anliegen in die Conversation mit dem hohen Gebieter zu verflechten, den entließ er mit einer huldreichen Zusicherung, der freigebigen Erfüllung eines Wunsches. Es war gewissermaßen noch einmal eine Hochzeitsfeier heute, und Gold und Besitzthum, Ehren und Aemter, Titel und Orden fielen wie Sonnenstrahlen aus dem Lächeln seines Mundes herab. Nie hatte das Schloß zu Schwetzingen so seinem leuchtenden Vorbild von Versailles geglichen.

Aber nach so viel Anstrengung und, wenn auch

freudigster, Erregung des Tages war es begreiflich, daß der Kurfürst früher als sonst ein Bedürfniß nach Ruhe empfand. Man sah es ihm nicht an, er schien einem Jüngling gleich die Nacht durchschwärmen zu können, doch er sprach es aus. Marie Leopoldine dagegen hatte sich völlig erholt und hegte unverkennbare Neigung, noch länger unter den ihr heut' bekannt gewordenen Damen und Herren ihres neuen Hofhalts zu verweilen. Sie dachte noch an keinen Aufbruch und nahm von dem mehrfach nicht undeutlich an den Tag gelegten Wunsche ihres Gemahls, den Saal zu verlassen, nichts gewahr. Sie bemerkte auch nicht, daß er zu ihr hintrat, und erst, als er sie anredete, drehte sie die Stirn, und jenes kurze Zucken bewegte leise ihren Arm, das sie am Nachmittag ab und zu beim Hinausblicken aus dem Fenster durchfahren. Einfach-vertraulich sagte Karl Theodor zu ihr, und er sprach deutsch und duzte sie, wie ein schlichter Bürgersmann seine junge Frau: „Dir thut auch Ruhe noth, Leopoldine, es ist spät, morgen will ich meiner Hausehre ihren neuen Garten zeigen, den ich für sie anlegen lasse." Er bot ihr die Hand und sie stand wortlos auf; Kleider rauschten und knisterten zur Seite, ein lebendes Spalier bog und neigte die Köpfe zur Erde, goldbordirte Lakaien rissen die Flügelthüren auf, betreßte Läufer stürzten mit silbernen Armleuchtern herbei, auf denen die Kerzen im erregten Zug flatterten und wie Hyme-

näosfackeln aufflammten. Ein Schwarm von Kammerherren wollte nachfolgen, doch der Kurfürst winkte leutselig lächelnd zurück: „Wir wollen Ihre fröhliche Feststimmung nicht unterbrechen", und elastischen Schrittes führte er seine junge Gemahlin in ihre Gemächer hinüber.

Viertes Kapitel.

Ein wildes, rauhes und doch wieder schönes, grünes Land. Die lang herkommenden Wellen des Atlantischen Oceans branden weiß an seiner Felsenküste auf und der Sturm heult darüber hin.

Man hat es nach dem üppig frischen Glanz seiner Wiesen „die Smaragdinsel“ benannt, die Eingeborenen heißen es aus alten Tagen „Erin“. Wie ein Bild, von dichtem, halbtausendjährigem Epheurahmen umwunden, liegt das „grüne Irland“.

Obwohl hoch im Norden, ist sein Klima weit milder, als das des deutschen Reiches. Die Gesundheitsrücksichten, welche den Kurfürsten Karl Theodor veranlaßt, Lord Edward Fitzgerald abzurathen, seine junge Frau mit sich in seine Heimat zu führen, hatten auf Unkenntniß der irischen Luft oder übertriebener Aengstlichkeit beruht. Es regnet und stürmt dort viel aber selbst im tiefsten Winter fällt in die Thalgründe kein Schnee, deckt kein Gewässer sich mit Eis, und die

Meerwinde sind nicht frostig durchschaudernd, sondern wehen mit weichem Athem an. Sie ertödten selbst für kürzeste Frist die Pflanzen nicht, sondern lassen das ganze Jahr hindurch den Boden da und dort mit Blumen bedeckt.

Zwischen den grünen Wiesen dehnen sich zahllose, größere und kleine Seespiegel, unendliche Sümpfe und Torfmoore aus. Das läßt dem Fremden die Insel wild und ungastlich erscheinen. Aber trotzdem ist es ein schönes Land, und seine Bewohner hängen mit unzerstörbarem Gefühl an ihm; das Heimweh nach ihm ergreift sie, wie den Schweizer nach den Alpen. Mancherlei mag an den Irländern abstoßen; man findet viel Seltsames unter ihnen, nicht an sonstige Menschennatur Gemahnendes, Rohes und Gemüthleeres. Doch einen idealen Punkt besitzt Jeder in seiner Seele, Hoch und Gering, auch der Nüchternste und Gefühlloseste: die leidenschaftliche Liebe für seine Heimat. Und noch einen zweiten dazu, wenn man diesen gleichfalls als ein Trachten nach Idealem, über das Alltägliche Erhebende betrachten darf, denn er entspringt bei den Meisten nicht dem Herzen, sondern der Unwissenheit, Gedankenleere und Verdummung des Kopfes: die unerschütterliche Anhänglichkeit an die Lehre der römischen Kirche. Der Irländer ist Glaubensfanatiker, Mann, Weib und Kind. Vielleicht weil ihm das Erdenleben, mehr noch als Anderen, so erschwert

ist, daß er es nicht ertrüge ohne die feste Zusicherung eines besseren im Jenseits.

Schon frühzeitig haben sich die Iren in dieser Richtung gekennzeichnet, und es ist dem römischen Sendapostel Patrik um die Mitte des fünften Jahrhunderts leicht gefallen, die ganze Bevölkerung vom gälischen Heidenthum zum christlichen Glauben zu bekehren; eine Zeitlang hat Irland in Europa den Namen „die Insel der Heiligen" getragen. Aber zur unumschränkten Herrschaft über alle Gemüther ist der Katholicismus dort erst gelangt, nachdem England sich zum Protestantismus bekannt. Seitdem ist römische Gläubigkeit und Vaterlandsliebe für den Irländer unzertrennlich und gleichbedeutend geworden.

Denn England ist der Todfeind. Es hat die „grüne Insel" mit Gewalt erobert und dem britischen Reiche einverleibt, hat die Bewohner unter seine Gesetze und Staatseinrichtungen gezwungen, ihnen Recht und Gutes, doch auch manches Unrecht und Uebles gebracht. Und der Irländer empfindet nur das Letztere, sieht in England nur den Ausfluß alles Unheils für seine Heimat, mißt ihm jede Schuld an Verarmung, Mißernte, Elend, an Klage und Jammern derselben bei. In oftmaligen gewaltsamen Aufständen sucht Irland sich loszureißen, seine Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und mit eiserner Hand bändigt England es zurück. Der Kampf wird mit wilder Erbitterung

geführt, und das Letztere handelt oft hart, wider Menschenrecht, grausam, bedrückt die Unterworfenen unertragbar, strebt danach, ihren Glauben, in dem es eine stete Gefahr neuer Auflehnung erkennt, auszutilgen. Jahrhunderte füllen ihre Blätter mit rastloser Wiederholung dieser blutigen Vorgänge an, mit immer wachsendem Haß und Sinken des Wohlstandes in Irland, mit Verschuldung auf beiden Seiten. Das britische Reich wird von keinem Gegner bedroht, dem die Smaragdinsel sich nicht heimlich oder offen als Verbündete gesellt.

Ebenso eine Todfeindin des protestantischen Englands aber auch ist die römische Kirche. Durch eine Doppelverbindung besitzt sie die Herrschaft über die Gemüther Irlands und weiß sie zu benutzen, denn sie verheißt den Söhnen desselben zugleich das ewige und das zeitliche Heil. Sie unterstützt geheim mit Geld und Waffen den offenen Kampf, und wenn er aussichtslos ruht, schürt sie in der Stille und predigt die gläubige Hoffnung auf die Zukunft. Sie wacht und horcht und öffnet freigebig die Hand am Hofe zu Westminster, im Hause der Lords und der Gemeinen; sie flüstert, beräth und rüstet von jeder Kanzel, in jedem Bauerngehöft, jeder Dachstube der grünen Insel. Wann immer Irland todesruhig, ausgebrannt zu liegen scheint, die Aschenschichte deckt nur die Oberfläche. Darunter glimmen und glühen überall die von Jahrhunderten forterhaltenen feurigen Herde weiter, und es bedarf nur

eines Windstoßes, um sie in lodernde Flammen aufschlagen zu lassen.

Und da ist wieder einmal einer dahergefahren, mächtiger und hoffnungsvoller, als seit Menschengedenken, der Vulcanausbruch in Paris hat ihn auch über das Aermelmeer geschleudert. In allen Gassen der Städte, in allen einsamen Wildnißhütten Irlands züngeln erwartungsreich die Flämmchen. Noch ist die Insel kein aufbrechender Krater wie Frankreich, aber Schwankungen des Bodens vom Norden bis zum Süden beginnen das Empordrängen des unterirdischen Feuers zu verkünden.

Mit scharfem Blick hat der Herzog Philipp Egalité von Orleans das auch dort Bevorstehende erkannt und es in seine Pläne hineingezogen. Seinem Geiz ist es blutend schwer gefallen, für die Realisirung derselben den Einsatz einer hohen Summe zu wagen; das Andere, das Opfer eines gleichgültigen Kindes, hat ihn nicht die Erwägung einer Minute gekostet.

Nun ist Philipp von Orleans nicht König von Frankreich geworden, sondern selbst unter dem Fallbeil gefallen. Die Republik, die ihn zum andern Mal geboren, hat ihn auch wieder verschlungen; aber wie sie an ihm ihr unumschränktes Recht auf die Köpfe ihrer Kinder geltend gemacht, so ist sie gleichfalls in seine Erbschaft eingetreten. Er hat eine Summe an ein Unternehmen gesetzt, das auch ihr vortheilhaft erscheint,

und sie will den Einsatz nicht zwecklos verlieren. Eine Revolution in Irland ist eine starke Verbündete der in Frankreich, lähmt vor Allem eine etwaige Betheiligung Englands an der Coalition der Mächte Europas gegen die Republik, und diese rüstet Kriegs- und Transportschiffe auf den Werften zum Ueberführen von Soldaten nach der grünen Insel, sendet den Geldsubsidien des Herzogs von Orleans Millionen um Millionen ihrer neuen Assignaten nach. Zwar ist sie eine Verächterin und Feindin der christlichen Lehre, und die römische Kirche segnet auf dem Continent die Waffen, die Oesterreich und Preußen, das Reich, Savoyen und Spanien gegen sie führen. Doch in Irland gereicht ihre Unterstützung einer gerechten Sache und einem glaubenstreuen Volke zum Beistand, und die katholischen Leib- und Seelsorger desselben mahnen am dringlichsten, das Geld der Ketzer als einen Segen des Himmels dankbar entgegenzunehmen. Und immerhin wird Frankreich seinen göttlichen Ruhm unter den Völkern, wenn er auch flüchtig von den Einflüsterungen des höllischen Erzfeindes verdunkelt erscheint, sein Anrecht auf den Namen des „allerchristlichsten" Landes doch als character indelebilis bewahren. Seine Beihülfe hier geschieht sichtbar nach dem Willen des Höchsten, der unerforschlich die Geschicke der Menschheit lenkt, und an dem von ihm gespendeten Gelde kann kein Makel haften.

Merkwürdig sehen die Staatsmänner Englands mit

verschränkten Armen dem Zittern und Wanken des Bodens auf der vulcanischen Nachbarinsel zu. Fehlt ihnen die Einsicht, um die drohende Gefahr zu erkennen und zu würdigen? Oder haben die Assignaten der Republik in der Stille auch den Weg zu manchen einflußreichen Mitgliedern der Regierung und des Parlaments nach London gefunden?

Beides mag der Fall sein, doch am meisten ins Gewicht fällt der schroffe Gegensatz, das Ringen der beiden großen Parteien Englands um die Führung des Regiments. Bei derjenigen, welche die Opposition bildet, überwiegt die Tendenz, die am Ruder sitzende zu stürzen, alles Andere. Es gibt nur sehr wenig Leute jenseits des Kanals, die mit der Pariser Schreckensherrschaft Sympathie empfinden und einen gleichen Umsturz in England herbeiwünschen; aber Viele sind mit den Zuständen in letzterem gleichfalls unzufrieden und benutzen die Ideen der französischen Revolution, um einen Druck auszuüben, der auch die heimischen Verhältnisse durch eine Reform verbessern soll. Und der an der Spitze der Staatsleitung stehende kluge und weitsichtige Minister William Pitt selbst ist in einer augenblicklichen Verblendung mit fast ängstlicher Beflissenheit bedacht, jeden Schein einer feindlichen Gesinnung gegen die Republik zu vermeiden. Er hat den Wohlstand Englands außerordentlich gehoben, das Deficit gedeckt, die Kosten für das Heer

und die Flotte durch Verminderung derselben herabgesetzt. Er selbst bereitet Reformen vielfältigster Art vor, Umgestaltung des Wahlgesetzes, Vermehrung politischer Rechte des Volkes, Schutz der Preßfreiheit und Pläne der Entlastung Irlands von ungerechter Bedrückung. Und er strebt um jeden Preis den Frieden zu wahren, damit ein Krieg ihm nicht die angebahnten Fortschrittswerke zerstöre. Beinahe beharrt er so lange bei diesem Trachten, bis es zu spät wird. Französische Agenten haben auch in England, vor Allem in London den Boden unterwühlt und eine revolutionäre Erhebung unter der niederen Masse vorbereitet. Geld und Waffen, Pulver und Musketen sind an eine Pöbelrotte ausgetheilt worden, um sich durch einen Ueberfall des Towers zu bemächtigen und damit die Hauptstadt in den Besitz der Aufständischen zu bringen.

So ist es begreiflich, daß der Aufruhr auf der grünen Insel sein Haupt erheben, die tausend züngelnden Flämmchen zur rothlodernden Fackel zusammenschlagen können. Die Gelegenheit ist günstiger denn je, und die verwendbare Landheermacht Englands nicht groß. Aus allen Hütten strömen die begeisterten Anhänger der Freiheit ihres Eilandes und der katholischen Kirche, von den Priestern der letzteren gesegnet und geführt, hervor, um im Vertrauen auf die verheißene Landung eines republikanischen Hülfscorps den Unabhängigkeits-

kampf ihrer Väter und Vorväter neu zu beginnen. Wie von je, begünstigt die Natur ihres Landes die Entwickelung des Aufstandes ausnehmend: die Seen, Moore, Sümpfe und schroffen Felsenwildnisse schützen die Bildung kleiner Freischaarentrupps vor der Ueberwältigung durch stärkere englische Militairmacht. Doch diese localen Hindernisse bedingen auch eine Zertheilung der Aufständischen, halten sie von einer Vereinigung zu geschlossener Streitkraft ab. Die Engländer treiben, obwohl weit in der Minderzahl, Keile zwischen die Vereinzelten; überall wird gekämpft, mit wechselndem Erfolg, aber ohne wesentlichen Fortschritt der Sache der Rebellion. William Pitt hält noch immer an seinem Princip fest und betrachtet den Aufruhr in Irland als etwas Unbedeutendes, oft Dagewesenes, das keiner außergewöhnlichen Mittel zur Niederschlagung bedürfe. Sein Wahrheitssinn kann sich außerdem nicht hehlen, daß die Iren mit vielen ihrer Beschwerden recht haben, und er arbeitet daran, ihnen auf dem Wege der Gesetzgebung zu diesen Rechten zu verhelfen. Das wird sie am sichersten zur Niederlegung der Waffen veranlassen und ihr Empörungsgelüst für immer beendigen.

Da landet an der Südküste der grünen Insel ein kleines Fahrzeug und setzt einen noch jungen Mann von kaum dreißig Jahren an's Ufer. Er besitzt ein inhaltsleeres, gleichgültig, fast apathisch vor sich hinaus-

blickendes Gesicht, das keinerlei gewöhnliche Menschenregung und Neigung verräth. Und in der That, er hegt für nichts ein Interesse, was sonst seine Altersgenossen anzieht; er liebt weder die Jagd, noch das Spiel, nicht den Wein, noch die Weiber; auch das Geld hat keinen anderen Werth für ihn, als zur Erreichung eines Zweckes zu dienen. Das Leben selbst ist ihm gleichfalls nichts weiter als ein nothwendiges Mittel zur Verfolgung seines Zieles; er kennt keine Freude und keine Entbehrung, keine Furcht, keine Begeisterung und keine Abschreckung. Er gleicht einer künstlichen Maschine von Fleisch, Blut und Nerven, die sich ohne den Impuls einer empfindungsfähigen Seele bewegen. Aber dennoch wohnen in dieser automatenhaften Gestalt zwei brennende Leidenschaften: Er liebt Irland, seine Heimat, und er haßt England, ihren Bedrücker.

Diesen Haß hat er bereits jenseits des Oceans bethätigt und im Unabhängigkeitskriege der Vereinigten Staaten auf Seiten der letzteren gegen England gekämpft. Vielleicht sieht man seiner Haltung etwas an, daß er dort Officier gewesen ist, doch im Allgemeinen bekundet sein Wesen nichts Militairisches. Als der Jubel der erstrittenen Freiheit ihn in Amerika umbraust, hat er nur gesagt: „Ich bedaure, daß es vorbei ist". Dann hat er sich nach Frankreich eingeschifft und den Beginn der Revolution dort mit erlebt, ohne Sympathie und ohne Widerwillen, völlig interesselos

an den Vorgängen um ihn her. Nur als er einen neuen Weg vor sich sah, England zu schaden und abermals zu bekämpfen, hat er jedes Mittel für gleichgültig erachtet, um ihn bis an's Ende zu verfolgen. Es ist der Sohn des Herzogs von Leicester, von Cartonschloß bei Dublin, Lord Edward Fitzgerald.

Niemand würde einen gefährlichen Gegner, am wenigsten einen strategischen in ihm muthmaßen. Aber es ist seltsam, bald nach seiner Landung gewinnt der Aufstand in Irland eine andere Physiognomie. Nicht auf einmal, nicht in Tagen, doch langsam, stetig, in Monaten. Ein Raunen fängt an über die Insel zu gehen, daß Jemand da sei, um die kleinen zerstreuten Haufen zu einer geschlossenen Macht zu vereinigen.

Das begegnet lang andauernden Schwierigkeiten, die in der Natur des Landes, wie in derjenigen der einzelnen Bandenführer begründet liegen. Sie wollen Alle nicht gehorchen, sondern befehligen, den Krieg in Guerillaweise auf eigene Hand betreiben, wie ihre Vorväter es stets gethan. Doch der Ankömmling vom Schwetzinger Hofe des Kurfürsten Karl Theodor erkennt, daß dies den Hauptgrund gebildet, weshalb die Waffenerhebung Irlands jedesmal unterlegen ist. Er weiß, nur eine gesammelte Heerkraft unter einem Anführer verbürgt den Erfolg, und er richtet sein Streben darauf, diese Armee zu schaffen und den Oberbefehl zu erlangen. Nicht aus Ehrgeiz, auch der ist ihm

fremd. Wenn ein Andrer sich besser zum Feldherrn eignete, ließe er ihm die Führung. Er hegt keinen Drang, zu gebieten, nur den, England zu besiegen. Philipp von Orleans hat die irischen Verhältnisse, wie seinen seltsamen Eidam genau erkannt, um seine Berechnung auf ihn zu gründen. Auch eine Krone wird ihm gleichgültig sein, aber er wird König von Irland werden, wenn es so am zweckmäßigsten zur Weiterbekämpfung Englands ist.

Viel Zeit vergeht, eh' er die ihm entgegenstehenden Hemmnisse überwindet, doch er übereilt nichts und schrickt vor nichts zurück. Seine Züge bleiben immer unbeweglich gleich, sie frohlocken nicht bei einem Erfolg, werden durch keinen Fehlschlag erzürnt oder entmuthigt. Es lebt nichts in ihm, als der Gedanke an das Nützende und Nothwendige zur Erreichung des Ziels. So vollkommen sonst der Gegensatz zwischen diesem reglosen Gesicht und der vulcanischen Leidenschaft von Paris ist, birgt sich doch ein Gleiches hinter Beiden, der nämliche, unbeirrbare Wille.

Und mit diesem setzt er sein Werk fort, Schritt um Schritt. Verena Schwanefeld hat ihn in ihrer Erinnerung einen Eisblock benannt, und der Vergleich enthält Bezeichnendes. Nur ist er ein Eisfelsen, der langsam auf den Wellen der Tage weitertreibt, um das englische Staatsschiff zu zertrümmern.

Er sammelt, ordnet, treibt die Lässigen, zügelt die

zu Ungestümen. Er will, daß Alle sich unter seiner Führerschaft vereinigen, und er bringt sie dazu, organisirt zerstreute Haufen zu Bataillonen. Seine Hand hält alle Fäden des offenen und im Verborgenen heranschleichenden Kampfes gegen England, der Verbindung mit der französischen Revolution und des sorglich vorbereiteten Pöbelaufstandes in London. Im Gefecht wie als Verschwörer vermag ihn kein Zweiter an kaltblütiger Ueberlegung zu erreichen, denn er trägt statt beeinflußbaren Menschenblutes fest geronnenes Wasser in den Adern.

Er braucht gewaltige Geldmittel und er verfügt über viele; auch die hunderttausend Gulden, die der Kurfürst Karl Theodor ihm „zur Verbesserung seiner heimatlichen Güter" beigesteuert, haben seinen Zweck erheblich gefördert. Aber er bedarf immer mehr, und es gibt keine Rücksicht, die ihn abhielte, zu nehmen, was er bekommen kann.

England hat endlich erkannt, daß der Aufstand in Irland doch ernsthafterer Art ist und Achtsamkeit erheischt. Doch es denkt noch mit kleinen Geldmitteln auszureichen und sucht den, der sich zum Haupt der Empörer gemacht hat, zu bestechen. Und zur Freude der englischen Staatsmänner gelingt dies auch; er läßt sich bestechen, denn er nimmt dankbar die britischen Sovereigns an. Nur Eins ist gegen die Voraussicht, er benutzt das empfangene Geld nicht für sich, um sich

sichere Landgüter in England zu erwerben, sondern er kauft vortheilhaftere Waffen dafür, um die irischen Rebellen damit auszurüsten. Und er scheint nicht im Geringsten etwas Sonderbares, nur Selbstverständliches in dieser Erwerbsart und Verwendung des Geldes zu empfinden.

So versucht England es in anderer Weise. Es besitzt die schönsten Frauen der Erde, und eine der reizvollsten und vornehmsten findet sich bereit, ihrem Vaterlande den Dienst zu leisten, nach Irland zu gehn, um Lord Edward Fitzgerald von der Sache desselben abwendig zu machen. Sie überwindet heroisch einen Schreck, einen Widerwillen, eine Bluterstarrung, die sein Anblick ihr einflößt, und bestrebt sich, ihn durch Liebenswürdigkeit zu fesseln. Doch er bemerkt sie gar nicht, erst wie sie ihre Opferwilligkeit so weit treibt, daß er sie verstehen muß, sagt er nur: „Ich bin verheirathet". Und es liegt keinerlei Ton in den Worten, kein Unwille oder Bedauern, auch kein Spott, gar nichts, als ihr Bemühen sei zwecklos.

Nun aber nach jahrelangem zähem Ausharren hat er's erreicht. Es sind nicht mehr lose Rebellenhaufen, die hier und dort auf der grünen Insel sich zum Aufruhr erheben, er hat ein gutbewaffnetes, kriegstüchtig geschultes Heer daraus geschaffen und drängt damit die unterlegene englische Streitmacht zurück, löst sie in einer offenen Schlacht zur Flucht auf. Er kennt für

9*

sich keine anderen Bedürfnisse, als der unterste Soldat, theilt jede Entbehrung mit ihm, verlangt nichts als Brod für den Hunger und einen Platz am Boden für den Schlaf. In der Schlacht setzt er sich für gewöhnlich nicht der nächsten Kugelgefahr aus, doch nicht aus Furcht, sondern weil sein Tod auch die Wiedervernichtung Irlands bedeuten würde. Sein Leben ist der Untergang der englischen Herrschaft und darum muß er es erhalten. Keiner, der ihm folgt, hängt mit Liebe an ihm, doch Alle mit blindem Gehorsam, mit dem Bewußtsein, er führt zum Sieg und zur Freiheit.

Und nun rückt er mit seinem Heere gegen Dublin, die noch in den Händen der Engländer befindliche, heißgährende Hauptstadt Irlands.

In Frankreich ahmt man im Costüm und Gebahren das Wesen der alten römischen Republik nach und benennt England vielfach das moderne Carthago. Und es läßt sich nicht leugnen, daß Lord Edward Fitzgerald manche Züge von Marcus Portius Cato, dem Aelteren, hat, der nur das eine Wort besaß: „Carthaginem esse delendam“.

— — — — — — — — — — — — — —

Von der fernen Nebelküste Irlands war solche Botschaft und Schilderung in die heitere Sommersonnenwelt des Schwetzinger Parkes gekommen. Der sie überbrachte, hatte sie nicht selbst als Augen- und

Ohrenzeuge empfangen, sondern von anderem Munde vernommen. Aber das Ganze trug volles Gepräge äußerer und innerlicher Wahrheit, und der Berichterstatter erhöhte dasselbe durch die lebhafte und anziehende Art seiner Darstellung. Mit großem Interesse hörten der Kurfürst Karl Theodor und die versammelte Hofgesellschaft der ausführlichen Mittheilung zu; die politische Bedeutung darin war nicht geringfügig, den besondersten Reiz aber machte aus, daß die Hauptpersönlichkeit des erfolgreichen irischen Aufstandes als bekannt in der Erinnerung der Meisten lebte und sich mit einer unter den Zuhörern anwesenden Dame, wenngleich in ziemlich seltsamer Weise, nah verknüpfte. Doch blieb Alles am Schluß der Erzählung schweigsam und harrte auf eine Aeußerung des Kurfürsten. Dieser hatte mehrfach durch ein Nicken seine Aufmerksamkeit an den Tag gelegt und hielt jetzt seit dem Ablauf mehrerer Wochen zum ersten Mal seinen Blick auf Pamela verwandt. So saß er einige Momente noch stumm, ehe er mit einem anerkennenden Lächeln sprach:

„Sie haben sehr hübsch erzählt, und vor Allem wird Lady Fitzgerald Ihnen dankbar sein, da Ihre Mittheilungen unsere junge Freundin ja am nächsten berühren.“

Die Worte waren leichthin und als eine Beifallsäußerung für den unterhaltenden Berichterstatter ge-

sprochen, aber sie übten eine höchst sonderbare allgemeine Wirkung. Keine Regung unterbrach nach ihrem Verklingen die lautlose Stille von zuvor, doch durch alle Wimpern ging ein gleichmäßiges Stutzen. Und unmittelbar danach schlugen alle Augenlider sich auf und wandten sich sämmtlich in die Richtung des Sitzes „unserer jungen Freundin“. Und in jedem Gesicht lag der verhaltene Ausdruck nachhorchenden Zweifels, ob das Ohr sich getäuscht habe.

Diese Spannung überdauerte indeß kaum den Zeitraum weniger Sekunden, denn Karl Theodor fuhr nach seinem flüchtigen Anhalten rasch fort:

„Eine höchst eigenartige und interessante Natur eines bedeutungsvollen Mannes, wie wir Lord Fitzgerald ja selbst bereits gekannt haben. Die politischen Verhältnisse in seiner Heimat sind sehr verwickelt und von der Ferne aus schwierig zu bemessen, doch seine Hingebung für den katholischen Glauben verdient gewiß unsere Sympathie. Aber nach dieser Schilderung müssen wir uns um so mehr freuen, daß er in sorglicher Voraussicht das Opfer gebracht hat, seine junge Gemahlin nicht sogleich mit sich zu führen, um sie den Strapazen und Gefahren eines Feldlagers, wie der Ungewißheit der Entwickelung eines Krieges nicht auszusetzen.“

Der Kurfürst brach damit von dem, durch die Erzählung angeregten Gegenstande ab und knüpfte eine

andere Conversation an. Es nahm Alles den gewöhnlichen Tagesverlauf, nur als beim abendlichen Aufbruch Lady Pamela Fitzgerald den Saal verließ, rauschte ein halbes Dutzend von Damenkleidern, das ihr den Ausweg versperrte, hastig zur Seite und die daneben stehenden Cavaliere verneigten sich tief.

Im Park wandelte noch eine Gruppe durch die Sommernacht. Aufblickend hob sich ein Kopf, und eine Stimme sagte:

„Es ist schon Licht in dem Schlafgemach Seiner Kurfürstlichen Hoheit."

„Ich sah es vorgestern bereits."

„Was?"

„Daß Seine Kurfürstliche Hoheit die Stille in diesem Schloßflügel für die Nachtruhe wieder vorzieht."

„In der That, es ist geräuschloser dort; Ihre Kurfürstliche Hoheit befindet sich in jüngeren Jahren und erfreut sich muthmaßlich naturgemäß festeren Schlafes."

„Ja, ich glaube, daß sie keine Störung desselben mehr zu befürchten hat."

Um etwas weiter den auch die Nacht durch rauschenden Springwassern zu schritten zwei Hofherren von bedeutsamer Rangstellung. Der Eine wiederholte schon zum andern Mal flüsternden Tones: „Unbegreifbar!" und sein Begleiter versetzte: „Was begreifen Sie nicht?"

„Daß etwas vor drei Wochen bedauerlich war und heut' erfreulich ist.“

„Ihre Verständnißlosigkeit stammt von einem philosophischen Mangel — oder psychologischen — denn Sie sollten wissen, daß die Extreme sich berühren. Uebrigens, däucht mich, sind drei Wochen eine lange Zeit, in der sich Vielerlei verändert. Der Duft einer Blume, z. B. dauert für gewöhnlich nicht länger, und bei gewissen Arten erscheint eine solche Frist schon über Erwarten lang. Daß drei Wochen auch in der Weltgeschichte etwas bedeuten können, haben wir heut' Abend erfahren. Wer hätte vor einem Monat vermuthet, dieser Sommer stehe im Begriff, den Scheitel unserer jungen Freundin, Lady Fitzgeralds, mit einer Krone zu verzieren? O, ich muß sagen, eine junge Königin, wenn auch erst in der Hoffnung, — pardon, ich meine nichts damit — ist immer schön! Sie besitzt etwas Reizvolles, das man oft erst plötzlich wahrnimmt. Mich betrifft das freilich nicht, aber ich finde es ebenfalls bedauerlich, daß manche Augen so kurzsichtig sind, einer besonderen Erhellung für solche Erkenntniß zu bedürfen.“

„Glauben Sie, daß die heut erfreulich Gewordene selbst diese Veränderung schon wahrgenommen hat? Mir schien“ —

„Das ist eine Frage an die Sphinx. Ich halte sie allerdings für einfältig genug, weder vom Einen, noch vom Anderen etwas zu bemerken, sonst hätte sie sich

hier wohl nicht wochenlang fortbedauern lassen. Sie verdiente eigentlich eine Deutsche zu sein, aber da sie unzweifelhaft französisches Blut in sich trägt, dürfte es doch gerathener scheinen, die Frage ein wenig behutsamer aufzufassen. Sie wissen, die Sphinx hat einen Weiberbusen und Löwenkrallen und ist durch die Geduld, mit der sie in ihrer Lage ausharrt, berühmt. Und so ist's wohl wahrscheinlicher, daß sie sich ihres heimatlichen Refrains erinnert hat:

Qu'on revient toujours
A ses premiers amours."

Die beiden Sprecher wandelten, um den Champagnerrausch des Abends etwas zu kühlen, tiefer in's Dunkel des Parkes; drüben auf der anderen Seite des Schlosses waren Pamela Fitzgerald und Verena in ihrer Schwetzinger Behausung eingetroffen. Sie hatten die alte Wohnung wieder in Besitz genommen und theilten auch nach der alten Gewöhnung wieder die beiden nebeneinander belegenen Schlafzimmer. Nur fehlte die Marquise de Genlis jetzt der Gemeinschaft; von einer frommen Anwandlung nach der Hinrichtung des Herzogs von Orleans erfaßt, hatte sie sich in ein Kloster zu Bremgarten im schweizerischen Canton Aargau einquartirt, revidirte dort ihr „Théâtre d'éducation" und die „Annales de la vertu" für fernere Auflagen und verfaßte einen begeisterten Roman über das einzige Heil, das der Menschheit aus der

Verbindung einer, vom feinsten Esprit beseelten Aristokratie und der unvergänglichen Wahrheitsquelle der katholischen Kirche erwachsen könne. Auch die Ideen zu den „Nouveaux contes moraux“ erfüllten bereits ihre phantasiereiche Vorstellung. Daß sie bei der Rückkehr nach Schwetzingen nicht mit zugegen gewesen, hatte indeß die Gedanken Pamela's kaum flüchtig berührt.

Und ebensowenig war der Letzteren zu einem deutlichen Bewußtsein gekommen, daß die Worte des Kurfürsten heut' Abend über ihr Verweilen am Hofe einen anderen Ton und Inhalt besessen, wie bei dem Empfang vor drei Wochen. Doch um so besser hatte Mademoiselle Véronique dies ausgefaßt, und sie fühlte sich sehr glücklich darüber. Es ging ihr nur nahe, daß sie nicht mit der Freundin die Umwandlung besprechen und Muthmaßungen über den Grund derselben aufstellen konnte, denn Pamela hatte ihr gleich erwidert: „Du siehst, daß Du Dich damals täuschtest, ich hatte ebensowenig Anlaß gegeben, den Kurfürsten zu erzürnen, als jetzt etwa, ihn zu versöhnen. Für Beides ließe sich keinerlei Motiv finden.“

Eine solche Auffindung vermochte Verena allerdings auch nicht zu machen, nur konnte sie sich gleichfalls nicht ausreden lassen, daß die bedauerliche Thatsache darum doch bestanden habe. Aber da ein Reden darüber nichts nützte, mußte ihr Unterhaltungsbedürf-

niß und ihr Frohsinn sich auf andere Weise Luft schaffen und that dies in einer fast ausgelassenen Weise. Gegen ihren sonstigen Brauch kam sie, während Pamela sich auskleidete, durch die offene Thür herein, plauderte und sagte, die vom Obergewand entblößte Büste der Freundin betrachtend: „Du bist eigentlich ein reizendes Mädchen, Pamela, die Leute sehen's nur gar nicht, weil Du immer Deine Kleider so hoch trägst. Wenn ich ein junger Cavalier wäre, glaube ich, müßte ich mich schrecklich in Dich verlieben — Dein Lord Fitzgerald ist ein Schneemann mit Glasaugen, daß er seine Frau hier gelassen hat."

Sie sprudelte es übermüthig heraus, Pamela entgegnete unwillkürlich: „Gottlob —; es scheint, Du mußt heut' Abend schwatzen," lächelte sie hinterdrein — „vergieb, ich bin ein wenig müde."

„Und viel schöner gerundet sind Deine Schultern als früher," sagte Verena, mit der Hand über den zarten, glänzenden Nacken der Freundin streichelnd. „Es gäbe Keine, die bei einem Gartenfest vollendeter eine Diana darstellen könnte. Entschuldige, es dürfte auch eine Venus sein."

Sie bog sich vor und küßte halb schalkhaft, halb zärtlich den schönen, enthüllten Oberrand der Brust; ein leichter Schauer, als ob sie friere, überlief Pamela, sie zog sich einen Shawl über die Schultern und ver-

setzte: „Du bist närrisch heut' Abend — das ist nicht ziemlich — leg' Dich schlafen."

„Verzeih' — ich vergaß, daß Du im Begriff stehst, vielleicht Königin von Irland zu werden, d. h. auch eine Schneekönigin," lachte Verena ausgelassen und sprang in ihr Zimmer hinüber. Sie kleidete sich weiter aus, warf, eh' sie ihr Nachtgewand anlegte, noch einen Blick auf das ihr aus dem großen Trümeauspiegel entgegennickende blühende Wiederbild ihrer eigenen bezaubernden Mädchenerscheinung, löschte ihre Kerze und begab sich zu Bett. Eine Weile war es dunkel und still, aber der Vorgang des Abends ließ Mademoiselle Véronique noch nicht zur Ruhe kommen und auch ihre Unterhaltungslust blieb wach. Nach einem Viertelstündchen etwa rief sie, halb gedämpft:

„Pamela!"

„Ja," antwortete es aus der Lichtlosigkeit durch die offen gebliebene Thür.

„Schläfst Du noch nicht?"

„Nein!"

„Du sagtest, Du wärest müde."

„Ja, ich war's vorhin."

Verena schwieg einen Augenblick, eh' sie fortfuhr:

„Das hätte ich Deinem — ich meine, Lord Fitzgerald doch nicht angesehn."

„Was nicht?"

„Daß er so klug und tapfer ist. Muth ist doch

immer etwas, was Einem beim Manne eine gewisse Bewunderung einflößt. Es kommt wohl, weil wir so schwach sind."

Die Sprecherin lachte hinterdrein. Der Nachsatz hatte etwas Komisches für sie, denn sie fühlte sich eigentlich nicht so schwach und muthlos. Von drüben entgegnete nichts, und Verena schwatzte weiter:

„Weißt Du, ich sah Deinen Schneemann, während wir zuhörten, ein paar Mal ganz lebendig vor mir. Zuerst hätte ich beinah' gelacht, wie ich ihn mir als Soldat oder Hauptmann, oder gar als Feldmarschall vorstellte — und wenn er sitzt und trocknes Brod kaut, nur weil es nothwendig ist — und wie er der vornehmen Engländerin gesagt: ‚Ich bin verheirathet' — ich hörte seine Stimme. Aber wie die Geschichte weiter ging, war es doch interessant — als er selbst sich in der Gefahr an die Spitze stellte und seine Leute hinter sich dreinriß und dadurch die Schlacht gewann. Da sah er gar nicht so lächerlich mehr aus und eigentlich auch nicht häßlich — hörst Du noch, Pamela?"

„Ja, doch ich bin sehr müde, Verena."

„Das heißt, ich soll Dich schlafen lassen. So schlafe recht gut — hättest Du gedacht, daß der — daß er überhaupt irgend etwas lieben könnte? Und nun setzt er sein Leben und Alles für Irland auf's Spiel, nur so zum Zeitvertreib, nicht einmal aus Ehrgeiz, um König zu werden. Er ist doch wirklich ein

garstiger Mensch, ich wollte, eine Kanonenkugel risse ihm den Kopf ab. Du hättest gewiß auch nichts dagegen, Pamela. Wenn mich Jemand so geringschätzte, würde ich ihn grimmig hassen."

Es kam keine Erwiderung mehr herüber, die Angesprochene schien eingeschlafen zu sein. Verena murmelte noch nach einer kurzen Pause: „Freilich, Irland ist sein Vaterland," dann verstummte sie ebenfalls. Doch der Anblick Pamela's beim Entkleiden vorhin hatte ihr einen Gedanken im Kopf angeregt, dem sie nachhing. Der Geburtstag der Kurfürstin stand bevor und sollte durch ein großes Fest im Park verherrlicht werden. Und Mademoiselle Véronique fand es sehr verständig und wünschbar, wenn sich diese Gelegenheit hübsch benutzen ließe, um die wiedererlangte Gunst bei dem höchsten Gebieter noch sicherer zu befestigen. Der Kurfürst liebte artige Ueberraschungen — etwa eine Huldigung durch eine schöne allegorische Erscheinung — Verena dachte sich angenehm dabei in Schlaf.

Auch Pamela wachte nicht mehr; sie schlief, denn sie träumte, und zwar einen sehr wunderlichen Traum. Sie ging über ein endlos weites, nebliges Feld, das fast ganz aus Haide, Moor und Sümpfen bestand, nur dann und wann tauchte aus der trüben Luft ein zackig zerrissener Fels auf und stand öde und zwecklos in der traurigen Umgebung. Wohin sie wollte, wußte

sie nicht, denn ihr Umherirren war gleichfalls zwecklos. Sie wollte auch nicht, sie sollte; darauf konnte sie sich manchmal dumpf besinnen, doch nicht, was sie sollte und nicht, weshalb. Es war still um sie her, nur von einer Seite kam aus der Weite das gleichmäßige Getöse einer anschlagenden Meeresbrandung, und vor ihr fern hinüber ging ein ähnliches Rollen über den Boden. Dem mußte sie entgegen. Die brüchige Erde hielt ihr indeß oft den Fuß und in ihrer Brust lag der Druck einer Angst, daß sie sich verspäte.

Dann mischte sich in tiefhängenden Wolkenzug ein weißer Dampf, und dadurch wimmelte es wie lauter große schwarze Ameisen hin und her. Es zuckte überall von kleinen rothen Blitzen, und kurze, scharfe Donner knatterten hinterdrein. Aber die Träumende war nun an ihrem Ziel und wußte jetzt auch, was ihr hier zu thun oblag. Vor ihr, vom Nebel umronnen, stand unbeweglich eine hochgewachsene Gestalt, einem aus Schnee gebildeten Menschen ähnlich, und um sie her pfiffen fortwährend Kugeln durch die Luft. Das war die Aufgabe Pamela's: sie sollte mit ihrer Hand die Kugeln alle auffangen, damit keine den Schneemann treffe. Und merkwürdigerweise besaß sie die Fähigkeit dazu; wenn sie ein Geschoß kommen sah, streckte sie die Hand vor, und es fiel matt von derselben herunter.

So erfüllte sie eine geraume Zeit lang diese Obliegenheit, zuerst gleichgültig wie eine mechanische Arbeit, dann mit einem gewissen erwachenden Eifer, denn die Kugeln flogen immer dichter, und sie mußte große Achtsamkeit verwenden, keine zu übersehen. Derjenige, den sie so beschützte, bekümmerte sich durchaus nicht um sie, schien ihre Anwesenheit kaum zu bemerken. Erst nach langer Weile drehte er einmal den Kopf gegen sie herum, und es war das Gesicht Lord Edward Fitzgerald's.

Sie erschrak und doch kam ihr zugleich das Bewußtsein, sie habe es schon von Anfang an vermuthet. Er sah sie ausdruckslos an und sagte: „Ich bin verheirathet," und sie antwortete nichts, als daß sie stumm den Kopf schüttelte. Er schwieg wieder, und es lag eine Mißachtung und Gleichgültigkeit in seinem Wesen, daß es ihr war, das Blut gefriere ihr im Leibe und krampfe ihr eisig das Herz zusammen. Dann sagte er noch einmal, den leeren Blick zu ihr kehrend: „Wenn Du Dank verlangst, hol' ihn Dir von Irland, nicht von mir," und sie versetzte mit gleicher verneinender Stirnbewegung: „Ich will nichts als meine Pflicht thun."

Verena Schwanfeld fuhr plötzlich aus dem Schlaf in die Höh'. Ein Ton hatte sie aufgeweckt, sie wußte im ersten Moment nicht, was, dann kam's ihr, es sei ein lauter Aufschrei Pamela's gewesen, und sie flog

aus dem Bett, in's Nebenzimmer hinüber und rief: „Was ist Dir?"

Der spät aufgegangene Mond stand am Himmel und füllte das Gemach mit fast taghellem, weißem Licht. Darin saß Pamela halb von dem Kissen emporgerichtet, sah mit verstörten Augen vor sich hinaus und antwortete verworren:

„Ihn hat doch eine getroffen — es war meine Schuld — ich gab nicht Acht."

„Wen? Was getroffen?" erwiderte Verena verwundert. Aber sie lachte gleich hinterdrein: „Du hast geträumt."

Nun kam Pamela, zusammenfahrend, zur Besinnung:

„Du? Was ist?"

„Du hast im Traum aufgeschrien."

„Ich? Ja, ich weiß jetzt — das war thöricht — ein unglaublich sinnloser Traum. Verzeih', daß ich Dich gestört habe und leg' Dich ruhig wieder hin. Mein Kopf wird nicht wieder so närrisches Zeug zusammenspinnen — es kam von — gute Nacht!"

Verena folgte dem Geheiß und schlief rasch abermals ein. Auch Pamela legte den Kopf zurück, doch ein Gedanke aus dem Traum ging ihr noch durch denselben nach. Sie hörte noch die Stimme Edward Fitzgerald's: „Verlangst Du Dank?" und sie sagte sich: „So ist nie eine Frau mißachtet worden — er würde

nicht den Kopf gedreht haben, wenn mich eine Kugel getödtet hätte."

Dann schlief Pamela Fitzgerald gleichfalls, doch im Einschlafen zogen ihre Fingerspitzen sich wie von einem leisen Krampf zusammen.

Auch Mademoiselle Véronique war von einem Traumbeistand heimgesucht worden, nur hatte sie keine Hülfe darin zu leisten gehabt, sondern solche empfangen. Als sie am Morgen erwachte, lag der Gedanke, mit dem sie sich zur Ruhe begeben, hübsch und beinahe fertig geordnet in ihrem Kopfe und erforderte nur noch die Ueberlegungen eines anschlägigen weiblichen Sinnes in Bezug auf die Ausführung. Verschwiegen ließ Verena die Früchte ihres Nachsinnens einige Tage im Innern nachreifen, alle Gemüther im Schloß beschäftigten sich eifrig mit Vorkehrungen für das erwartete Parkfest, dann theilte sie das Ergebniß ihrer erfinderischen Planung an Pamela mit. Diese ward völlig überrascht davon und verweigerte anfänglich ihre Mitwirkung; sie antwortete, daß sie kein Geschick und keinen Sinn für eine Darstellung besitze, wie sie ihr zugedacht worden. Aber Verena bat, schmeichelte, stellte beredt vor, daß Jeder etwas zur Verschönerung des Festes beitrage und daß es ihrer Beider Pflicht ganz besonders sei, sich durch eine artige Veranstaltung dankbar für die ihnen zu Theil werdende großmüthige Gastlichkeit und Güte des Kurfürsten zu erweisen. Ihr

eigentlichster Gedanke war allerdings, die wieder erlangte Gunst des hohen Herrn durch eine ihm dargebrachte sinnreiche Huldigung für die Freundin wie für sich selbst möglichst noch sicherer zu befestigen, doch verschwieg sie klüglich diesen geheimen Beweggrund, und es glückte ihr, namentlich durch Betonung der Dankbarkeitsschuld, schließlich die Einwilligung Pamela's zu erringen. Und es hatte einmal den Anschein, als ob in der Rolle, welche die Letztere übernehmen sollte, doch ein ganz leiser heimlicher Reiz für sie enthalten sei.

Nun lag Beiden viel zu beschaffen ob, für die Herstellung der nöthigen Costüme mußten sie mehrfach nach Heidelberg fahren, Mademoiselle Véronique befand sich auf's Köstlichste in ihrem Element. Sie war ebenso heiterer Laune, als sie andererseits unermüdlich bis in die Nacht und bewundernswerth geschickt mit der Nadel hantirte, vor Allem aber legte sie einen merkwürdig ausgesuchten Geschmack bei der Beurtheilung und Wahl von Stoffen und Farben an den Tag. Pamela stand oft schweigsam staunend; es ließ sich kaum begreifen, woher diese Fähigkeiten und Fertigkeiten dem Philippsburger Mädchen gekommen waren. Verena Schwanfeld schien vermittelst einer angeborenen universellen Begabung Alles wie von selbst zu lernen, zu verstehen und zu können. Nur Eines konnte sie nicht, oder traute sie sich nicht zu, oder sie fand es

besser, ihre Zuflucht dafür bei Arnould d'Andilly zu suchen, denn es handelte sich um die Abfassung von französischen Versen. Sie mußte deshalb öfter mit dem jungen Vicomte, der sich bereitwillig dazu erklärt hatte, conferiren, und das Zusammentreffen Beider an einem bestimmten Rendezvousplatz im Park führte unverkennbar ein Anwachsen vertraulichen Verhältnisses zwischen ihnen mit sich. Nur trug Mademoiselle Véronique den Kopf zu voll, um ernsthaft über ihre Antwort auf eine offen ausgesprochene Werbung Arnould d'Andilly's nachdenken zu können. Es lag ja auch kein drängender Grund dazu vor, denn es stand durchaus nicht mehr zu befürchten, daß sie Schwetzingen und den Hof verlassen müsse. Und der junge Vicomte that den entscheidenden Schritt gleichfalls nicht; er schien manchmal wohl in solcher Absicht die Lippen öffnen zu wollen, doch jedesmal das deutliche Wort mit einem ungewissen Zaudern wieder hinauszuschieben.

So kam der Tag des Festes und bot vom Morgen bis zum Abend die mannigfaltigsten Vergnügungen und mehr oder minder geschmackvoll ausersonnene Schaustellungen dar. Es wimmelte im Park von Schäfern und Schäferinnen, die in den zierlichsten ländlichen Toiletten unter Tanz und Spiel Loblieder auf ihr unverdientes Himmelsglück sangen, einem Gutsherrn, wie dem ihrigen, dienen zu dürfen; aus jedem Bosquet trat eine Dryade, und eine Najade sah von

jedem Wasserlauf empor; neue, wie es schien über Nacht im Park aufgerichtete Statuen verließen plötzlich ihren Sockel und schritten als Artemis, Ceres und Cybele, als Apollo, Mars und Mercur heran, und Alle feierten in französischen Alexandrinern den Segen, der über dem kurpfälzischen Lande ruhe, die Blüthe seines Handels, die Verherrlichung der Kunst und Dichtung in ihm, den höchsten Geist der Schönheit und Liebe, der seine Geschicke lenke, den neuen Kriegsgott, der den Feind besiege und zugleich nach königlichem Brauch als der Vorderste dem hochedlen Waidwerk huldige. Pan ließ seiner Hirtenflöte in Wirklichkeit äolsharfenartige geisterhafte Töne entquellen, und Nymphen badeten, in fließende Schleiergewänder gehüllt, in dem kleinen Weiher der scheinbar sich eben aus ihrer Mitte aufrichtenden Galathea und plätscherten das helle Wasser rundum zu silbern glimmerndem Wellengekräusel. Alle Grazie, Symbolik, Mythologie und Pracht des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich vor seiner Wende ein Rendezvous im Schloßpark zu Schwetzingen gegeben; es konnte Niemandem eine Ahnung kommen, daß um ein paar Meilen weiter nach Westen jenseits des Rheines bis vor wenigen Wochen Jahre hindurch Säbel und Muskete geklirrt hatten, die Felder zerstampft lagen, Dörfer und Städte in Flammen aufgelodert waren — daß auch jetzt nicht Friede, nur ein Waffenstillstand noch dem Kampf Ein-

halt gebot; wolkenlose Sonne warf ihren Glanz auf den der vornehmen Menschenwelt herunter. Eines konnte ein wenig widerspruchsvoll erscheinen: das Fest ward zu Ehren des Geburtstages der Kurfürstin Marie Leopoldine begangen, doch man nahm von diesem Anlaß eigentlich kaum etwas gewahr. Fast sämmtliche Huldigungen waren an den Kurfürsten gerichtet, und nur dann und wann fiel gleichsam ein Wort für die gefeierte Persönlichkeit des Tages mit ab. Selten hielt sich ein Blick flüchtig auf sie verwandt und ging gleichgültig an ihr vorbei, Niemand bemühte sich um ihre Gunst, es war fast, als sei sie nicht gegenwärtig, und es erregte zuweilen den Eindruck, wie wenn sie selbst ihre Anwesenheit für ziemlich überflüssig halte. Karl Theodor dagegen befand sich in heiterster Stimmung; mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit schien er jedesmal von einer neuen „Ueberraschung" wirklich auf's Neue überrascht zu sein, und er äußerte seinen Dank in der frohsinnig-natürlichen Weise eines beschenkten Kindes. Nur einmal traten ihm Thränen der Rührung in die Augen, eine Deputation der Schwetzinger Dorfbewohner kam und sprach ihm ihren ehrfurchtsvollen Dank für die Wohlthaten aus, die er seinem Lande spende. Sie besaßen Grund, sehr zufrieden zu sein, denn der Hofhalt in Schwetzingen trug fast Jedem außerordentlich guten Verdienst ein, und sie führten ihre sorglich einstudirten Rollen ebensogut aus. Be-

wegt reichte der Kurfürst den Männern die Hand und klopfte den kleinen Mädchen und Buben freundlich auf die Backen. Es war ein schlichtes, aber für ein landesväterliches Herz beglückendes Intermezzo der Realität, das sich in das anmuthige Spiel der Allegorie einmischte. Dann rief die hochfestliche Schloßtafel.

Sie nahm heute noch längere Dauer als gewöhnlich in Anspruch, man mußte sich nach so langem Aufenthalte in der freien Luft, so viel Bewegung und Augenweide gründlich erholen und restauriren, und die auserlesenen culinarischen Genüsse, die köstlichen Weine boten Jedem vollste Gelegenheit dazu. Es war allerdings bedauerlich, daß Ihre Kurfürstliche Hoheit durch die Anstrengungen des Tages von Kopfschmerz befallen worden und sich deshalb schon vor dem Schluß der Tafel in ihre Gemächer zurückzog. Aber sie wollte keine Störung der Freude über ihr Geburtsfest, keinen Aufbruch veranlassen und verschwand in der Stille, und der Kurfürst hob sein Krystallglas und leerte es auf das baldige Besserbefinden seiner „lieben Frau", und die sichere Hoffnung, welche er dadurch bei Allen ihr Wohl Mittrinkenden erweckte, besaß etwas so Tröstliches, daß sie den betrübenden Zwischenfall in wenigen Minuten vergessen ließ. Zumal, da das Gesicht Karl Theodor's selbst keinerlei Besorgniß zeigte und er offenbar das Vergnügen seiner Gäste nicht beeinträchtigt zu sehen wünschte. Oefter als sonst tauchte er seine

Lippen in den weiß überwallenden Champagnerkelch, sein lebhafter Blick ging ab und zu an den Tischen des Saales entlang, er schien etwas zu suchen, was er nicht aufzufinden vermochte. Schließlich fragte er einen Diener, ob Lady Pamela Fitzgerald nicht an der Tafel anwesend sei, und er äußerte zu seinen Nachbarn, daß er eine, die junge Frau nahe betreffende Nachricht erhalten habe. Doch der Lakai kam mit der Meldung zurück, Lady Fitzgerald habe allerdings am Anfang der Tafel theilgenommen, diese jedoch schon seit geraumer Zeit verlassen und befinde sich nicht mehr im Schlosse. „Sie wird doch hoffentlich nicht auch unwohl geworden sein," entgegnete der Kurfürst, und es lag zugleich ein Ausdruck von Verstimmung und sorglicher Befürchtung im Ton seiner Worte. Doch er beruhigte sich bei der Erwiderung des Dieners, Lady Fitzgerald solle im Gegentheil am Abend von blühenderer Farbe als sonst erschienen sein, und Karl Theodor ergriff sein Glas wieder und leerte es auf das dauernde Wohlergehen der seiner Obhut anvertrauten und vielleicht mehr denn früher benöthigten jungen Frau. Der Sinn der letzten Worte fiel den Hörern nicht verständlich, allein er fügte keine weitere Erläuterung hinzu.

Dann hatten die Tafelfreuden geendet, und Alles strömte durch die geöffneten Flügelthüren der Zirkelhäuser in die weiche und doch köstlich erfrischende Nachtluft hinaus. Bengalische Flammen brannten und warfen

ihre farbigen Lichter über die weißen Urnen, Obelisken und Statuen, über die wallenden Wasser und die wogenden Köpfe der von Wein erregten Gesellschaft. Auch der Kurfürst war ausnehmend animirt; in lebendiger Conversation mit seinen Begleitern, bemerkte er nicht, daß diese seine Schritte absichtlich über die große Rotunde hinaus und an der Hirschgruppe vorüber geradaus durch die breite Allee zu lenken suchten. Auch alle Schloßgäste schlugen, trotz der Dunkelheit, hier vor und hinter ihm die nämliche Richtung ein. So ging der Kurfürst, sich unterhaltend, vorwärts, bis zwei gewaltige weißliche Steingestalten dicht vor seinem Blick aufschimmerten, und lächelnd sagte er: „Da sind wir wahrhaftig unvermerkt im Finstern bis an den Rhein und die Donau gelangt; eine ganz artige und Gesundheit fördernde Nachtischpromenade von Schwetzingen aus.“

Seine Umgebung lachte pflichtgemäß über den kurfürstlichen Scherz, der die am Seerand vereinigten Riesenstandbilder der beiden Flüsse gleichsam als die letzteren selbst anschaute, doch ein weitgedehnter Kreis, der sich um Karl Theodor bildete, ließ diesem jetzt die Erkenntniß kommen, daß er von einem vorbedachten Zweck hierhergeführt worden sei. Unverkennbar erwartete man etwas, und er war diesmal wirklich überrascht. Zu erblicken war indeß noch nichts; leicht verhängt lag die stille Sommernacht über dem schwarzen, ruhigen Wasser, hie und da blinkte ein Stern.

Doch da tauchte es auch gleich der Spiegelung eines Sternes drüben am andern Ufer auf, schien sich dort abzulösen und langsam über den See heran zu treiben. Ab und zu hörte man den leisen Einschlag eines Ruders, dann glitt es wieder lautlos auf der Fläche des Gewässers. Doch die Helligkeit des Sternes wuchs, offenbar nicht allein durch das Näherkommen, sondern kunstfertig vermehrt. Nun gesellte sich ein noch unbestimmter grüner Schimmer ~~ihr~~ hinzu, der sich allmählich zu einer stehenden, hochaufgerichteten weiblichen Gestalt ausbildete. „Wer ist denn das?" fragte der Kurfürst, doch mit einem Ton, welcher keine Antwort von seiner Umgebung erheischte.

Dann lohten zwei Fackeln, indeß nicht roth, sondern wie bengalische Flammen auf, und das Ganze war plötzlich von silbernem Licht umgossen. Zugleich aber stieß Karl Theodor froherstaunt aus: „Ah, Lady Fitzgerald — deshalb hatte sie die Tafel verlassen?" und neben ihm erläuterte ein Kammerherr unter devoter Verneigung: „Das dankbare Irland, Eure Kurfürstliche Hoheit!" Und der Letztere fügte mit lauter Bewunderung hinzu: „Ah, Irland, von Psyche nach Schwetzingen geführt."

Sein Auge hing entzückt an dem Bilde, das, von einem flachen, breiten Boote getragen, jetzt dicht an's Ufer schwamm. Und in der That war es ein märchenhaft bezauberndes Bild.

Anmuthig, einem Fährmann gleich, leicht zurückgebogen, stand Mademoiselle Véronique mit dem bewegenden Ruder am hinteren Ende des kleinen, ganz mit Laubgezweig überhüllten Fahrzeugs, welches das „grüne Erin" darstellte, und zwar wirklich als „Psyche" gekleidet. Ihre Schultern trugen große, schillernde Schmetterlingsflügel, die sich wie im Flug regten; ein glanzweißes, unter dem Busen schön aufgegürtetes Gewand umschloß ihr, gleichfalls wie vom Zug durch die Luft bewegt, die Glieder, und mit einem bräunlichen Goldton fiel der antik geschürzte Haarknoten ihr halb auf den Nacken herab. Verena Schwanfeld erschien in der olympischen Kleidung jünger als in ihren modernen Costümen, nicht mehr als eine vollendete Dame, sondern, darin etwas wieder an ihre Vergangenheit erinnernd, wie das noch nicht völlig entwickelte Göttermädchen, das sie darstellte.

Doch so lieblich und anmuthsvoll sie war, trat im Augenblick der Eindruck, den sie erregte, vor dem von der andern Theilhaberin des Bootes ausgehenden zurück. Lady Pamela Fitzgerald stand nach vorn, reglos aufrecht, ganz in ein, mit Schilfblättern da und dort leicht aufgeschürztes Gewand von smaragdgrüner Seide gehüllt. Ein aus blassen Muscheln gestepptes Band gürtete ihr den Leib, und Irlands Sinnbild, ein Epheukranz, deckte ihren Scheitel. Zum ersten Male aber gewahrte Schwetzingen sie decolletirt, nicht tief, doch

Hals, Nacken und Schultern schimmerten wie Opalglanz aus dem Gewandausschnitt empor. Auf die Brust niederfallend, gleich einem Tribut des Meeres, trug sie das Collier von kostbaren Perlen, das der Kurfürst ihr nach der Trauung als Hochzeitsgeschenk selbst umgelegt; in dem Silberlicht der zu ihren Seiten brennenden Flammen besaßen ihre etwas unter der Stirn zurückliegenden Augen ein sternartiges Geleucht.

Nun brach plötzlich ein lauter Beifallsruf von den Lippen aller Zuschauer, ohne daß sie von einer besonderen Veranlassung desselben wußte. Psyche hatte von rückwärts die Hand nach dem Kopf der Freundin gestreckt, wie wenn sie etwas an dem Kranze in Ordnung rücke. Statt dessen aber hatte sie ihr unvermerkt eine kleine, verborgen gehaltene, goldene Krone auf dem Scheitel befestigt, und ohne es zu wissen, trat Pamela Fitzgerald nicht wie eine allegorische Personificirung Irlands, sondern wie eine junge Königin der grünen Insel an's Land auf den Kurfürsten Karl Theodor zu.

Mit ihrer melodischen Stimme sprach sie die von Arnould d'Andilly gedichteten Verse. Ohne byzantinische Ueberschwänglichkeit drückten dieselben wohllautend und mit ansprechendem Gedankeninhalt den Dank Irlands für die Sympathie aus, welche der Kurfürst an dem Geschick des Smaragdeilands an den Tag gelegt. Es war ein Spiel, und zwar unfraglich

das eigenartigste und gelungenste des Tags, die weiche Sommernacht, das dunkle Wasser und die beiden leuchtend sich davon abhebenden allegorischen Gestalten verwoben sich zu einer wahrhaft poetischen Wirkung, und man gewahrte an den glänzenden Augen Karl Theodor's, daß seine freudige Bewunderung diesmal keinen Anhauch liebenswürdiger Erkünstelung besitze.

Er erwiderte, als Irland schwieg, augenblicklich, improvisirend, geistvoll und redegewandt. Und er hielt die Fiction aufrecht, daß er seine Antwort nicht an die Personificirung der Insel, sondern an die junge Beherrscherin derselben richte. Als Königin sprach er sie an, die er als hochwillkommenen Gast in seinem Reiche empfange, und um ihr die Honneurs des Letzteren zu bereiten, bot er ihr ehrerbietig den Arm und führte sie einige Mal am Seerande hin und wieder. Respectvoll zog Alles umher sich in einen sehr großen Halbbogen zurück, wie die Hofsitte es bei der Begegnung und Unterredung zweier erlauchter Persönlichkeiten vorschrieb, und lächelnd, doch mit etwas gedämpfter Stimme, sagte der Kurfürst jetzt zu seiner Begleiterin:

„Und dennoch kann ich Euer Majestät eine Kunde aus Ihrem eigenen Reiche überbringen, die ein wandernder Schwan mir vor wenigen Stunden von dort zugetragen. Eine freudige Kunde, wenngleich muthmaßlich ein Schwanengesang für die Freiheit Irlands,

doch es singt ein schöneres Lied, die Freiheit seiner jungen Königin."

Es waren unverständliche Worte für die Angeredete, und sie entgegnete aufblickend: „Welche Kunde hat Eure Kurfürstliche Hoheit für mich?"

„Daß ein böser Geist, der unsere holde Königin durch Ränke unter seine Herrschaft gebracht, in den Abgrund gestürzt, verwundet, gefangen und gefesselt im Tower liegt. Ich bin beglückt, zuerst Eurer Majestät diese Botschaft als Gastgeschenk meines Landes darbringen zu können."

Ein unwillkürliches leichtes Zucken war durch den Arm Pamela's gegangen; wie noch ungläubig versetzte sie:

„Lord Fitzgerald — von den Engländern gefangen?"

Ein strahlender Blick Karl Theodor's richtete sich auf seine schöne Begleiterin nieder. „Ja, England hat vollendet, was ich nicht ganz vermocht, und wird meine Schutzbefohlene von ihrer Kette lösen, daß sie in Wahrheit frei ist. Wir dürfen wohl jetzt unsere Freunde nicht länger warten lassen, doch wenn Irlands junge Herrin sich für nähere Einzelheiten der Nachricht aus ihrem Reiche interessirt, so findet sie mich in einer Stunde im Schloß zur Mittheilung bereit. Die kleine Thür an der Rückseite des linken Flügels wird geöffnet sein, eine Treppe und ein schmaler Gang führen,

wenn auch im Dunkel, sicher zu mir. Es dünkt mich besser, daß die Königin von Irland den großen Aufgang vor Aller Augen vermeidet, ich weiß allerdings, sie legt ihre Krone gern ab, aber für die Menge würde es ein häßlicher Nachklang des artigen Festspieles sein, wenn sie heut' Abend schon eine Vermuthung von dieser Entthronung gewönne."

Es war, als habe der Kurfürst zuletzt ein wenig nach Worten gesucht, doch Pamela Fitzgerald hörte kaum auf die von ihm hinzugefügte Begründung. Seine Meldung hatte sie jäh überrascht, sie konnte sich selbst nicht Rechenschaft ablegen, wie, fühlte nur, daß etwas Bedeutungsvolles für sie geschehen war, dessen genauere Mittheilung ihr die Nerven mit einer fieberartigen Erwartung spannte. Und mit einem dankbaren Aufblick entgegnete sie rasch: „Ich werde in einer Stunde nach dem gütigen Geheiß Eurer Kurfürstlichen Hoheit kommen."

Sie waren zweimal am See hin- und hergeschritten und hatten jetzt die Stelle wieder erreicht, wo das Boot mit den brennenden Fackeln am Ufer lag. „Ah, Psyche wartet auf ihre Herrin, wir dürfen sie aus Eigensucht nicht länger aufhalten," lächelte der Kurfürst, der am Steuer harrend verbliebenen Verena freundlich zunickend, und eine Bewegung seiner Hand rief die zurückgewichene Hofgesellschaft herbei. „Zu unserem Bedauern muß die Königin von Irland uns

bereits wieder verlassen, um in ihr grünes Inselreich heimzukehren, dessen glückliche Bewohner eine längere Trennung von ihr nicht ertragen."

Karl Theodor bot ihr mit ehrerbietiger Verneigung die Hand, um sie beim Wiederbesteigen ihres Fahrzeugs zu unterstützen, und das Spiel nahm seinen Abschluß. Langsam zog das Boot über das nächtige Wasser zurück. „Führe Deine hohe Gebieterin sicher, Psyche!" rief der Kurfürst nach.

Pamela Fitzgerald stand aufrecht, wie bei der Ankunft, ihr Smaragdgewand warf grünes Geleucht um sie her, und wie Chalcedon perlten ihr Nacken und ihre Schultern drüber. Aber vor ihrem Blick war etwas anders als bei der Landung. Sie sah die Köpfe der am Ufer zurückbleibenden Gesellschaft nicht mehr, sondern ein völlig anderes Bild drängte sich ihr vor die Augen. Das weiße Gesicht eines verwundet und gefesselt in engem, dunklem Raume liegenden Mannes.

Was ging dieser Mann sie an? Gar nichts, als daß sie seinen Namen trug? Sie hatte sich vor keinem Menschen auf der Welt mehr gefürchtet, und von einer steten Bedrohung durch ihn erlöst zu werden, war das höchste Glück, das die Erde ihr gewähren konnte. Und er mißachtete sie ebensosehr, wie sie vor ihm schauderte.

Doch sie konnte das Bild nicht loswerden, und plötzlich in der Mitte des kleinen Sees versank die

grüne Lichtgestalt vor den Blicken der Nachschauenden. Es war sehr natürlich, und Alle sagten, sie sei ermüdet von der angestrengten Haltung und habe sich gesetzt.

Aber es war Pamela Fitzgerald auf einmal als ein unwürdiges Spiel erschienen, daß sie so als eine Repräsentantin Irlands aufgerichtet dastehe. Die grüne Insel ging sie nicht an und auch der Mann nicht, der das Aufstandsbanner auf ihr erhoben, weder er, noch sein Zweck. Doch er hatte für diesen mit einem unbeugsamen Muthe gekämpft, und es war eine Verspottung mannhafter Tapferkeit, daß sie hier sein Vaterland, für das er dem Tod getrotzt, gefangen und verwundet dalag, in komödienhaftem Aufputz darstellte. Und Pamela barg sich mit einer hastigen Bewegung zwischen das grüne Laubgewinde des Bootes hinunter.

Psyche oder Mademoiselle Véronique dagegen war von dem Ausfall der in ihrem Kopf ersonnenen Veranstaltung außerordentlich befriedigt. Sie plauderte, seitdem das Fahrzeug aus der Hörweite des Ufers gelangt war, unausgesetzt und versprach sich selbst wie der Freundin die erfreulichsten Resultate von ihrer Darstellung. „Es war ein allgemeiner Beifall und keinerlei Mißgeschick bei der ganzen Sache. Wenn es einen weiblichen Namen für Regisseur gibt, so hat der allerdings eine höchst lobende Anerkennung verdient, und die Verse des Vicomte d'Andilly klangen sehr artig und doch vernunftgemäß. Mir sind diese abgeschmackten,

mythologischen Schmeicheleien, wie wir sie heut Morgen überall hören mußten, durchaus widerwärtig und ich glaube, dem Kurfürsten selbst kaum viel weniger. Die Leute haben im Grunde alle dieselben jammervollen Bedientenseelen, und man muß lange suchen, bis man Einen, wie den Vicomte findet, der mehr werth ist, als der Rock, den er trägt. Ein vergnügtes Leben bleibt's indeß doch — Du sahst aber auch wirklich entzückend aus, Pamela, man hätte es an den Augen des Kurfürsten gewahren können, ohne Dich selbst zu sehen. Hat er Dir gnädige Worte gesagt, als ihr miteinander ginget? Warum bist Du denn so schweigsam? Hierher hört kein Mäuschenohr von drüben mehr herüber."

Verena hatte geschickt während ihres Schwatzens das Boot wieder an die Stelle des jenseitigen Seestrandes gelenkt, wo sie ihre langen dunklen Ueberwürfe zur Verdeckung ihrer Costüme zurückgelassen, und sie hüllten sich jetzt rasch in dieselben ein. Die Fackeln waren fast niedergebrannt, Pamela erwiderte nur dann und wann mit einem kurzen Wort auf die fortgesetzten Bemerkungen und Fragen Psyche's. Nun wandten sie sich zum Gehen, doch die Letztere hielt noch den Arm der Freundin, streckte lachend die Hand nach dem Scheitel auf und sagte: „Ich muß die Königin von Irland erst noch entkrönen, sonst würde sie ihr Incognito drüben schwerlich bewahren — warte!"

Pamela warf einen gleichgültigen Blick herum:

„Was willst Du — was ist das?“ — „Die irische Krone, die ich Dir geschickt auf den Kopf practicirt habe, ohne daß Du es fühltest.“

Die verlöschenden Fackeln ließen noch eben den abgenommenen vergoldeten Zackenreif in der Hand Verena's aufblinken, und Pamela sah einen Moment stumm darauf nieder. Aber dann erwiderte sie: „Du? Ich habe den Reif getragen? Das war abscheulich!“

Das Letzte klang fast erzürnt ausgestoßen, und sie ging mit großen Schritten vorauf. Mademoiselle Véroniqe wiederholte stehenbleibend mit verwundertem Ton: „Abscheulich? Es stand Dir bezaubernd, und ich weiß, daß man bei Dir mit solchen Dingen ein wenig frommen Betrug anwenden muß, denn die Mutter Natur hat bei Dir auch die kleine Portion Eitelkeit vergessen, deren Besitz zu unserem Besten wünschenswerth ist — wo bist Du, Pamela?“

Verena schritt der Freundin jetzt eilig in das tiefe Dunkel am Seeufer nach und wiederholte: „Pamela!“ Doch die Gerufene antwortete nicht, sie war hastig vorangeeilt und die Farbe ihres Ueberwurfs entzog sie auf wenig Schritte völlig dem Blick. Und rasch lief sie jetzt weiter. Die Täuschung, welche Verena mit der Krone an ihr begangen, hatte sie entrüstet, da noch eine Verstärkung des ihr als unwürdig erschienenen Komödienspiels darin gelegen. Doch bildete das nicht den Grund ihrer Absonderung, sie ergriff ihn nur

stinktiv als einen willkommenen Anlaß, denn ihr Inneres hegte eine Abneigung, heut' noch über die Botschaft aus Irland zu sprechen. Auch Verena durfte deshalb nicht erfahren, daß sie sich noch zum Kurfürsten begab, um von diesem Genaueres zu vernehmen. Mademoiselle Véronique befand sich in allzu rede- und fraglustiger Stimmung, um sich nicht zu erkundigen, aus welchem Grunde Pamela in's Schloß gehe.

Schnell vorwärts eilend bog sie vom See in die englischen Anlagen ein und hörte hinter sich den Fuß Verena's über die chinesische Brücke huschen und sich dem inneren Park zuwenden. So war sie nun vor einer Wiedererreichung sicher und ging langsamer. Es mußte noch geraume Zeit dauern, bis die Stunde ablief und der Kurfürst sie erwartete, und sie wählte den weitesten Weg an der römischen Wasserleitung vorüber. Doch wollte sie zugleich auch die Rotunde vermeiden, wohin die Gesellschaft unzweifelhaft vom See zurückgekehrt war. Ihr kam der Gedanke, erst nach Hause zu gehen, um sich umzukleiden, allein sie lief vermuthlich Gefahr, dort wieder mit Verena zusammen zu treffen.

So schritt sie langsam durch die todesstillen, schwarzumrahmten, beinahe völlig lichtlosen Wege. Das Gefühl, welches sie vorher auf dem Wasser überkommen, hatte sie verlassen und sie empfand, daß diesmal sie Verena ungerecht getadelt habe. Es war wirklich nichts

geschehen, was ihr Leben irgendwie berührte, nur nervös erregt mußte sie sein, denn sie fürchtete sich sonst niemals im Dunkeln, doch jetzt fuhr sie bei einem ungewissen Schein vor ihr leicht zusammen, und ihre Phantasie bildete ein durch das dunkle Laub weiß hervorlugendes Gesicht daraus.

Dann stand sie, auf weitem Umweg durch die Stille gekommen, an der völlig vereinsamten Rückseite des linken Schloßflügels. Sie kannte die ihr gedeutete kleine Thür nicht, aber sie fand nur eine einzige, die unverschlossen nachgab, und eine enge Treppe führte von ihr nach oben. Doch es war völlig Nacht um sie, ihr Fuß fühlte nur, daß die Stufen aufhörten und daß ein schmaler Gang sie aufnahm, nicht breiter, als um ihr gerade Durchlaß zu verstatten, sie streifte an beide Wände. Vor ihr lag todte Finsterniß, und ihre erregten Sinne gewannen auch hier mit Einbildungen Gewalt über sie. Ihr war, als komme ein geisterhaftes Summen um sie aus den Mauern, wie ganz leises Raunen und Kichern, Seufzen und Rascheln von schleppenden Gewändern. Muthmaßlich war sie doch fehlgegangen, eine ungewisse Angst überkam sie, den Fuß weiter vorzusetzen, und sie wollte zurück.

Dabei verursachte sie jedoch ein Knarren des Bodens, und zugleich öffnete sich unweit vor ihr eine kleine Wandthür, ein matt gedämpfter rother Schein fiel ihr entgegen, und die Stimme des Kurfürsten

fragte: „Ist Jemand draußen?“ Erfreut, von ihrer Furcht verlassen, gab sie Antwort, und Karl Theodor trat rasch auf sie zu, faßte ihre Hand und erwiderte halblaut: „Sie kommen spät, Pamela, ich warte schon lange auf Sie.“

„Ich befürchtete, es sei noch zu früh,“ erwiderte sie, und er versetzte lächelnd: „Noch zu früh? Ist das ein Vorwurf für Jahre, die ich versäumt? Ach, das Leben eilt so flüchtig, und wir sind's noch mehr. Es hält uns oft seine schönsten Stunden entgegen, und wir sind blind, Pamela, bis ein Lichtstrahl uns die Augen erhellt.“

Er zog sie in ein ganz von rothen Wänden, Portieren und Fenstervorhängen umschlossenes Gemach, das von einer gleichfalls rosenfarbigen Ampel dämmernd überhellt wurde. So matt die Beleuchtung war, blendete sie doch im ersten Moment Pamela's an das tiefe Dunkel gewöhnte Augen, und sie unterschied nichts als einen breiten, Baldachin-überwölbten Divan, auf den der Kurfürst Karl Theodor sie in einem bequemen, kostbar-reichen Hausgewand zuführte, und eine carrarische Marmorstatue der medicäischen Venus, deren weiße Gestalt zehnfältig aus schmalen, in die Wände eingelassenen Spiegeln zurückglänzte, flimmerte und dämmerte. Pamela hatte ihre äußere Erscheinung, in der sie eingetreten, völlig vergessen, einen Augenblick stand der Kurfürst wartend vor ihr, dann sagte er:

„Ich denke, die junge Königin von Irland ist zu einer Berathung zu mir gekommen," und er streckte die Hand aus und zog den dunklen Ueberwurf von ihr herab, daß über dem smaragdgrün-leuchtenden Gewand der opalweiße Nacken und die Schultern gleich denen der olympischen Liebesgöttin, vom Ampellicht rosig umflossen, aufglänzten.

„Ja, Lord Fitzgerald ist nach todesmuthigster Vertheidigung in Dublin durch Verrath gefangen und liegt schwer verwundet im Tower" — — — — — —

Draußen im Park hatte Mademoiselle Véronique die Rotunde erreicht. Das aus Pamela's Munde gekommene Wort „abscheulich" verdroß sie und sie benannte es sinnlos und anmaßend, aber trotzdem trieb sie ein unbestimmter Drang, nach ihrer Wohnung zu eilen und sich zu vergewissern, ob die im Dunkel Verschwundene dort eingetroffen sei. Ihrer Seele hatte sich eine Unruhe bemächtigt, ohne daß sie wußte, weshalb, und sie schritt hurtig durch das zwischen den Fontainen hin- und herwogende Getriebe der Hofgesellschaft. Sie trug ihren langen Ueberwurf auch über den Kopf gezogen und hielt ihn, das Gesicht fast verhüllend, am Halse mit der Hand zusammen, doch vielleicht war ihr Gang etwas zu leicht schwebenden Fußes, oder ein hervornickender Haarstreifen reichte aus, ungeachtet der schwachen Beleuchtung ihrem Trachten, nicht bemerkt zu werden, entgegen zu wirken, denn eine Stimme

klang hinter ihr: „So gehen nicht irdische Füße, sondern tragen olympische Flügel.“

Sie verstellte den Ton ihrer Antwort und entgegnete: „Monsieurs Augen täuschen sich in einem sterblichen Geschöpf.“ Allein der junge Vicomte d'Andilly versetzte unbeirrt: „Könnten's meine Augen und soll es mein Ohr, die Psyche, die ich in mir trage, läßt sich nicht täuschen. Sie empfindet die Gegenwart der Verlorenen auch in der Wolke.“

„Und was ging Ihnen verloren, und wer sind Sie?“

„Der reuig verwandelte Amor, der Psyche sucht, um ein Weilchen in diesen elysischen Gefilden ihre Nähe zu genießen.“

Es war so schmeichelnd und der Anreiz so lockend, sich nochmals in dem zierlichen mythologischen Costüm zu zeigen und unter der Menge zu bewegen, nach secundenkurzem Zaudern warf Mademoiselle Véronique lachend ihre dunkle Hülle über den Sockel einer Marmorurne ab. „Wenn Sie mich doch erkannt haben, Vicomte — die Nacht ist so lind, daß es schade wäre, sie schon zu verschlafen.“

Sie nahm den Arm, den er ihr bot, und über seine Verse plaudernd, promenirten sie mit durch die Sterngänge. Er führte sie, und sie folgte ihm; allmählich hielten sie sich mehr am stilleren Rand der Rotunde. Doch nach jeder Umkehr schritten sie um etwas weiter in die einsame Leere der linksseitigen Allee hinaus, nun

bis zur Statue der Kallirrhoe hinan. Mit tiefem Dunkel dehnte der Baumgang sich vor ihnen in die völlige Verlassenheit des Parkes, und Arnould d'Andilly sagte, hinabdeutend:

„Ich möchte auch Fittige besitzen, um mit Psyche aus diesem Getümmel fortzufliegen.“

Nach flüchtigem Bedenken gab sie lächelnd Antwort: „Ich denke, Amor ist auch geflügelt.“

Ein kaum merklich leises Zittern klang aus ihrer Stimme; er entgegnete rascher:

„In einen stillen Thalgrund, den keine Menschen, nur Nymphen und heitere Genien besuchten. Wo am Quell ein Häuschen stände, von Weinlaub umrankt, und ein Garten daran mit Sommerrosen und Daphne“ —

„Und Myrten“ —

Da er anhielt, hatte sie etwas sagen gewollt, und was sie hinzufügte, war eines der üblichen Requisiten des idyllischen Schäfertones der Zeit. Von selbst, als Reminiscenz war es ihr auf die Zunge gerathen, um nicht verstummt zu stehen, denn sie verstand nicht, was ihr hastig-unruhig klopfendes Herz redete, und konnte keine Erwiderung aus ihm ablesen. Der junge Vicomte hatte den Fuß vorgesetzt, wie wenn er im Begriff stehe, seine Begleiterin noch weiter in die dunkel-leere Park-allee hinaus zu führen, allein bei ihren Worten, die den Pflanzenschmuck des von ihm geschilderten Gartens ergänzten, stockte plötzlich seine Bewegung. Er wieder-

holte mit einem eigenen Ton der Ueberraschung: „Myrten? Auch Myrten, meint Psyche? Wären die Rosen ihr nicht genug?“

Er hatte den Schritt gegen die Rotunde umgelenkt; Verena sah mit einem leicht verwunderten Blick, der ihr Nichtverstehen seines eigenthümlichen Tones kundgab, zu ihm auf und antwortete, ihre Verlegenheit unter einem Lachen verbergend:

„Warum nicht? Wenn die Rosen schön sind!“

„O sie werden duften, wie keine anderen, denn Psyche wird ihre Hüterin sein?“

Arnould d'Andilly versetzte es, mit einem freudig glänzenden Blick den Augen Mademoiselle Véronique's begegnend, und er zog ihren weichen Arm mit leisem Druck fester in den seinigen. Doch die Anwandlung, weiter noch in den Park hinauszuschreiten, hatte ihn verlassen, und mit einer ungewissen, scheu-hastigen Beflissenheit schien er seine Dame nach der fackelerhellten Rotunde zurückzuführen.

Hier concentrirte sich noch alles vornehme Leben Schwetzingens, obwohl der Kurfürst nicht mehr anwesend war. Aber man wußte es kaum, oder befand sich von den festlichen Vergnügungen des Tags zu angeregt, um daran zu denken. Und Niemand dachte auch noch daran, der Promenade und interessanten Conversation in der köstlichen Luft schon ein Ende zu machen.

So lag nur das Schloß still und verlassen. Die scharlachberockten Wachtposten hatten gleichfalls zu Ehren des Tags guten Weintrunk erhalten und lehnten gähnend an ihren Schilderhäusern. Im Vorsaal des Privatcabinets des Kurfürsten hatte der diensttuende Kammerherr sich in einen bequemen Sessel zurückgestreckt und schlief.

Dann fuhr er halb aus dem Schlaf auf. Ihm war, als ob aus den Gemächern Seiner Kurfürstlichen Hoheit her etwas wie ein Schrei gekommen wäre, und wie er die müden Augenlider verschlafen hob, rauschte heftig ein Vorhang vor ihm auseinander, etwas, grünes Licht um sich Werfendes blitzte auf, durchfloß in einer Secunde den Saal und war drüben aus der Thür, der Treppe zu wieder verschwunden. Aber Alles danach blieb lautlos still, wie ein Traumbild hatte es sich vorbei bewegt, und vermuthlich war es auch nur ein solches gewesen. Und der Kammerherr legte mit nicht wach gewordenen Sinnen den Kopf wieder zurück.

Doch auch über den Schloßhof und die Dorfstraße entlang flog das grüne Geleucht; dann verschwand es hastig in der Hausthür, die zur Wohnung Lady Pamela Fitzgerald's führte. Und nun rief die Stimme der Letzteren laut, zitternd, versagend: „Verena! Verena!"

Die Gerufene gab keine Antwort, sie konnte nicht hören, denn sie promenirte mit Arnould d'Andilly im Park an der Statue der Kallirrhoe; im Zimmer flammte nach einer Weile ein Licht auf und überhellte Gestalt

und Antlitz Pamela's. Sie trug noch das Costüm der „Königin von Irland", doch der Epheukranz hing ihr nur mit einigen Blätterresten im Haar, die Seide des Kleides war auf der rechten Schulter zerstückelt, als ob sie an etwas hängen geblieben sei und gewaltsam sich losgerissen habe, der Schilfbesatz raschelte zerknickt und schleifend auf den Boden herunter. Die linke Hand hielt einen rothen Fetzen, auf den die Augen Pamela's niederstarrten; es war ein Stückchen eines Vorhanges, das die Finger umklammerten. Es mußte ein krampfhaft ungeheures Kraftaufgebot dazu gehört haben, das kleine Stück aus seinem Zusammenhang abzutrennen.

Jetzt warf sie es von sich, und ihre beiden Hände griffen wie mit einer schutzsüchenden Angst nach ihrem Hals. Dabei stießen sie auf das kostbare Collier und faßten es und schleuderten es zerrissen herab, daß die großen Perlen knatternd am Boden umherflogen. Aber Alles, was sie that, war nur mechanisch; eine irre Betäubung, wie Bewußtlosigkeit lag in ihrem Blick.

Dann saß sie, erschöpft, mühsam athmend, doch das Denkvermögen kehrte in ihren Kopf zurück, ein Gedanke, der ihr Thun besonnen regelte. Sie nahm ein Kleid und tauschte es gegen ihren Festspielaufputz um, warf einen Mantel darüber und hob Goldstücke aus dem Schubfach ihres Schreibtisches. An diesem stehend, ergriff sie einen Crayon und suchte auf ein Blatt zu schreiben. Doch ihre Hand zitterte noch zu heftig und

gehorchte nicht; die Buchstaben zuckten nur zu unleserlichem Gekritzel durcheinander.

Aber so fieberhaft es in ihrem Innern gleichfalls noch wallte, war ihr Handeln jetzt doch unter der Ruhe eines klaren Willens gebändigt. Sie verließ das Haus wieder, und um eine halbe Stunde später rollte auf der gen Norden führenden Landstraße, welche den, noch von hundert lauten, leisen und lachenden Stimmen übertönten Schloßpark begrenzte, ein Wagen in die dunkle Sommernacht hinaus, der Pamela Fitzgerald davontrug.

Fünftes Kapitel.

Im Schlosse, im Park und im Dorfe Schwetzingen redeten die Gesichter am Morgen nach dem festlich begangenen Geburtstage der Kurfürstin Marie Leopoldine von einem ungewöhnlichen Vorfall. Man sah sich überrascht an, es ward viel geflüstert und die Achsel gezuckt, Neugier lag in jeder Miene, doch Niemand wußte sie ausreichend zu befriedigen. Den Inhalt aller lauten und leisen Conversation aber bildete das unaufgeklärte Ereigniß, daß die gestrige junge „Königin von Irland“, Lady Pamela Fitzgerald, inmitten der Nacht, ohne sich von Jemandem zu verabschieden, plötzlich in einem Miethswagen Schwetzingen verlassen habe. Am meisten um Auskunft befragt und umdrängt stand naturgemäß Mademoiselle Véronique, aber sie konnte nicht bessere Antwort ertheilen, als ein Anderer. Sie war erst nach dem Ende des Festes in ihre Wohnung heimgekehrt und hatte dort nur die Anzeichen vorgefunden, daß ihre Freundin sich in den Zimmern

aufgehalten, ihre Kleidung vertauscht habe und fortgegangen sei. Man wandte sich allerdings, um eine Lösung des Räthsels zu gewinnen, eifrig an Verena, allein aus den Zügen der Hörer und mehr noch der Hörerinnen ward ersichtlich, daß „die Freundin" der Verschwundenen durch den Vorfall nicht im Ansehn des Hofes gestiegen war. Man erinnerte sich, daß man vor drei Wochen eine solche Abreise der „bedauerlich Angesprochenen" täglich erwartet gehabt, und wenngleich inzwischen eine „erfreulichere" Veränderung eingetreten zu sein schien, so hielt man es doch nach diesem Abschluß am gerathensten und anständigsten, auch „Mademoiselle Véronique" baldmöglichst den Rücken zu kehren.

Dann fiel doch ein Schimmer in die mysteriöse Angelegenheit, freilich auch nicht mehr. Der am Abend mit dem Dienst im Vorsaal des Privatcabinets Seiner Kurfürstlichen Hoheit betraut gewesene Kammerherr erinnerte sich eines grünleuchtenden Geflirrs, das ihm an den Augen vorübergeflogen, und da sich am Morgen Schilfblätter am Boden gefunden hatten, brachte er das Ganze in eine Verbindung mit dem von Lady Fitzgerald auf dem See getragenen Costüm. Sonst wußte er nichts, denn er machte kein Hehl daraus, nach dem herrlichen Diner ein wenig von Müdigkeit befallen gewesen zu sein. Doch, eines weiteren Um-

standes entsann er sich noch. Ihm kam's vor, als habe er vorher einen Schrei vernommen gehabt.

Die Augen der Hörer sahen sich nachdenklich, bedeutungsvoll an, allein trotzdem nicht besser befriedigt als zuvor. Es gewann danach den Anschein, als habe die Vielberedete nach ihrer Darstellung noch das Glück einer Privataudienz bei dem Kurfürsten genossen, doch der Grund ihrer jähen Abreise blieb unaufgehellt. Sollte „die junge Abenteurerin" sich etwa vermessen gehabt haben, zu glauben, sie könne bei dem Anlaß ihr lang geplantes Ziel erreichen und ihre Rolle als „Königin" in Wirklichkeit weiter spielen?

Man lachte spöttisch bei dieser Hypothese. Dazu war sie nach der allgemeinen Uebereinstimmung doch viel zu häßlich, zu geistlos, zu wenig reizvoll in jeder Richtung.

Aber allerdings lag eine Erklärung darin für die zornige Empörung des Kurfürsten, der ihr — muthmaßlich weitgehendes — Bestreben erkannt, seiner jungen „lieben Frau" vollbegründete Ursache zur Eifersucht zu geben.

„Eine schamlose Persönlichkeit, wie sie sich mir von Anfang an gekennzeichnet hat."

„Sie lebte nur von ihren Liaisons."

„In der That, ein gemeines Geschöpf."

„Kann man von solcher Abkunft Anderes erwarten?"

Das Raunen, Wispern, Lächeln und Achselzucken

auf der Parkrotunde nahm ein plötzliches Ende, und athemlose Stille überlagerte den großen Platz, daß man keinen Laut als das rauschende Fallen der Wasser hörte, denn vom Schloßportal her erschien mit dem Mittagsstundenschlag der Kurfürst Karl Theodor. Eine ernste Bewegung sprach aus seinem Gesicht, halb gesenkten Blickes kam er langsamer als sonst durch den Mittelgang. Der Zufall führte ihn zunächst an Mademoiselle Véronique vorüber, sie stand, unbeachtet, am Wegrand und so in Gedanken vertieft, daß sie selbst auch auf das Herankommen des Kurfürsten nicht Acht gab und völlig versäumte, ihn durch ihre sonstige tiefe Verneigung zu begrüßen. Es konnte fast scheinen, als ob sie ihm absichtliche Mißachtung erweise, und in seinem plötzlich aufgehobenen Blick lag etwas, als fasse er selbst es so auf. Nicht mit Bestimmtheit zwar, doch im Zweifel, so hefteten sich seine Augen kurz mit einem forschenden Ausdruck auf ihr Gesicht, und eine Secunde den Fuß anhaltend, sagte er: „Bin ich heut' Morgen unsichtbar geworden?"

Wenn die Frage auch einen Scherz enthielt, besagte der Ton der Stimme doch, daß die Respectvernachlässigung Verena's ihn unangenehm berührte. Nun fuhr sie erschreckt zusammen, knixte hastig bis zum Boden herunter, und er ging, ohne etwas Weiteres beizufügen, rascher vorwärts, den ehrfurchtstiefen Gruß der um die Arionfontaine gruppirten vornehmen Herren und

Damen zu erwidern. Hierher und dorthin richtete er einige freundliche Worte, doch ein melancholischer Zug hielt sein Antlitz wie mit einem leisen Schleier überdeckt. Dann verstummte er einige Momente, und dann hob er laut, auch den ferner Stehenden vernehmlich, die Stimme:

„Sie sehen mich traurig bewegt, meine Freunde, das Schicksal der Menschen ist wandelbar, und besäßen wir nicht die Trostverheißungen unseres Glaubens, es könnte ein Schreck uns manchmal befallen, daß ein düsteres, unerbittliches Fatum über uns gebiete. So stürzt oftmals eine Stunde die lieblichste Hoffnung, die höchste Freudigkeit in bittersten Schmerz. Wir sehen Alle noch das reizende Bild vor uns, wie die junge Königin von Irland gestern zu uns über das Wasser kam, und vielleicht haben Sie vernommen, daß Lady Fitzgerald uns noch in derselben Nacht plötzlich verlassen hat, und Sie werden vergeblich bemüht gewesen sein, sich diese schnelle, traurige Abreise zu erklären.“

Karl Theodor hielt kurz inne. Sein Blick war in die Richtung gewandt, wo Mademoiselle Véronique gestanden, und offenbar berührte es ihn jetzt angenehm, daß sie, im Gegensatz zu ihrer vorherigen Achtlosigkeit, rasch herzukam, um seinen Worten zuzuhören. Es schien danach, als vermöge sie sich die schnelle, traurige Abreise Lady Fitzgerald's ebenfalls nicht zu erklären.

Die übrigen Hörer und Hörerinnen harrten athemlos

gespannt. Es war noch immer ein „reizendes Bild“, das die Verschwundene gestern Abend dargeboten, und ihre Abreise erweckte Trauer. Man mußte doch von einer gewissen Täuschung befangen gewesen sein. Der Kurfürst aber fuhr fort:

„Ich bin wohl der Einzige, der Ihnen eine Erläuterung des schmerzlichen Vorganges zu geben vermag. Mir lag eine schwere Pflicht ob — sie bedrückte mich schon, als wir dem poetischen Spiele am See zuschauten, allein ich wollte die Festfreude Aller nicht stören, wollte vor Allem der jungen „Königin von Irland“ den am schönsten gehobenen Moment ihres Lebens nicht jäh mit tödtlicher Parzenscheere durchschneiden. Doch ich hatte schon am Nachmittag die leider nur zu gewiß beglaubigte Botschaft empfangen, daß die Staatsleiter Englands, nachdem ihre vorherigen Versuche an der Unbestechlichkeit und unerschütterlichen ehelichen Treue Lord Fitzgerald’s gescheitert waren, mit Erfolg den Plan gefaßt hatten, sich seiner heldenmüthigen Person durch Verrath zu bemächtigen. Durch eine falsche Vorgabe von erkauften Anhängern, denen er völlig vertraute, nach Dublin gelockt, um dort eine Erhebung der Bevölkerung in’s Werk zu setzen, ward er in einem Hause der Stadt verrätherisch überfallen. Er setzte sich unerschrocken gegen zehnfache Uebermacht zur Wehr und streckte die Hälfte seiner Angreifer zu Boden, aber zuletzt selbst schwer verwundet, stürzte er, wurde gebunden,

hastig auf ein Schiff getragen und nach London in den Tower gebracht. Das war das Ende des irischen Löwen und der Freiheit seines schönen Vaterlandes, denn sein führerloses Heer ist rasch von der englischen Streitmacht überwunden und zerstreut worden. Und das war die mir zugefallene Aufgabe, diese Nachricht einer jungen liebenden Gattin zu übermitteln, die wir eben noch, mit der Krone Irlands geschmückt, königlich und hoffnungsfreudig vor uns gewahrt hatten."

Bewegt machte der Sprecher abermals eine kurze Pause, und alle Gesichter ringsumher zeigten sich gleichfalls von tiefer Bewegung ergriffen; nur in der Miene Verena Schwanfeld's malte sich ein wenig verwunderte Erwartung. Dann nahm Karl Theodor seine Mittheilung wieder auf:

„Ich bat Lady Fitzgerald, zu mir zu kommen — doch das Weitere mögen Sie sich denken, meine Freunde, es wäre qualvoll für mich, mir dies Zusammensein durch eine wirkliche Schilderung nochmals zurückzurufen. So schonend ich sie vorzubereiten suchte, war der Gegensatz zwischen meiner Botschaft und der anmuthigen Rolle, die sie eben vertreten, deren Costüm sie noch trug, doch zu übermächtig, als daß ihre Nerven es zu ertragen vermochten. Sie schrie laut auf" — der Kurfürst wandte mechanisch den Blick nach dem Fenster seines Privatcabinets hinüber — „so laut, daß es mich Wunder nähme, wenn man es nicht bis hierher ver-

nommen hätte. Ich gewahrte eine Verstörung in ihrem Gesicht, die mich erschreckt auffahren ließ, um sie von einem unbedachten Handeln abzuhalten, allein sie rang sich fast wie eine Irrsinnige los, stürzte zur Thür, riß in ihrer Verzweiflung die Portière zurück, daß sie ein Stück derselben in der Hand behalten haben muß, und war verschwunden, ehe ich sie nochmals erreichen konnte. Dann erfuhr ich, daß sie sich noch in derselben Stunde einen Wagen verschafft und uns in nördlicher Richtung verlassen habe. Wohin ihr Herz sie getrieben haben wird, diese Vermuthung brauche ich wohl Keinem, der ihr edles Gemüth kannte, auszusprechen."

Der Kurfürst Karl Theodor sprach's und schwieg, und einige Augenblicke schwieg Alles um ihn her. Dann hob sich eine erste Stimme, und eine zweite und dritte folgte, schmerzlich ergriffen, aufseufzend, mit verhaltenem Schluchzen:

„Sie liebte ihren Gemahl so unaussprechlich."

„Man begreift Alles, wenn man den Reichthum ihrer Seele, die Tiefe ihrer keuschen Leidenschaft für ihn kannte."

„Ein edles Weib, das die Ehrfurcht verdient, die wir stets vor ihr gehegt."

„Ach, sagen Sie, eine Unglückliche!"

„Ich hätte solchen Schlag nicht überlebt!"

„Ja, sie muß doch eine starke Natur besitzen, mich hätte er auch getödtet."

Zwei Cavaliere wandelten an dem Rand der Rotunde hinab; einen Blick zurückwerfend, sagte der Eine halblaut:

„Seine Kurfürstliche Hoheit schien zu vermuthen, daß man den Schrei vernommen gehabt. Haben Sie etwas davon gehört?“

„Nein. Sie meinen —?“

„Daß ich unter allen Umständen den Schrei nicht begreife.“

„Jedenfalls hat sie ihn ausgestoßen.“

„Das heißt, sie befand sich dort. Aber wenn sie dort war, weshalb ist sie heute fort? Ist Ihnen etwas an dem Räthsel klarer geworden?“

Der Befragte zuckte die Achsel nnd lachte: „Da wir nicht in einer Fabelwelt leben, in der es sich um eine Gans handeln könnte, die aus Versehen in einen Fuchsbau gerathen, weiß ich auch noch ebensowenig eine Lösung dafür.“

Auch Mademoiselle Véronique konnte an die erhaltene noch immer nicht völlig glauben. Der Kurfürst hatte ihr keine Beachtung mehr geschenkt, keinerlei Frage an sie gerichtet, sondern seine Promenade durch den Park fortgesetzt, und sie fühlte sich sehr vereinsamt. Die Betrübniß über Pamela's Verschwinden mischte sich ihr mit einer erneuten Empfindung von Unbehaglichkeit ihrer eigenen Existenz. Allerdings war jene keineswegs in Ungnade gefallen, allein sie war fort, und das konnte leicht für ihre „Freundin“ am Hofe

das Nämliche bedeuten. Und unverzeihlich hatte sie obendrein das Kommen des Kurfürsten nicht wahrgenommen und ihre Devotion erst viel zu spät erwiesen. Und augenscheinlich hatte er dies mißfällig vermerkt und anders als sonst angesehn, als ob er einen Mangel an Respect in ihr zu lesen geglaubt.

Das waren lauter sehr nachdenkliche Dinge, und Mademoiselle Véronique begab sich aus dem Park nach Hause, um ernsthaft darüber zu denken. Doch als sie in ihre Wohnung trat, faßte die Leere derselben sie wieder so kummervoll an, daß sie alles Andere vergaß und zunächst nur Pamela's gedachte. Wie konnte es geschehen sein, daß diese so plötzlich, ohne ein Wort des Abschieds abgereist war?

Allerdings nicht ganz ohne ein Wort. Sie hatte offenbar ein solches auf dem Blatt hinterlassen gewollt, doch von den wenigen Zeilen der Schrift ließ sich nichts unterscheiden, als die Anrede „Verena"; alles Uebrige war vollständig unleserlich. Nur ein Wort konnte man in der Mitte noch mühsam herausbuchstabiren, es bedeutete wenigstens muthmaßlich „Kurfürst".

Ja, wie vermochte die Nachricht von der Gefangennahme und Verwundung Lord Fitzgerald's Pamela in solche besinnungslose Aufregung versetzt zu haben? Verena kannte das Verhältniß der Beiden zu einander am genauesten und begriff es nicht.

Und doch war es geschehen, mußte also einen Grund besessen haben, und der mußte sich finden lassen. Mademoiselle Véronique hatte sich einen zu logisch geschulten Kopf erworben, um sich dieser Einsicht verschließen zu können, und sie dachte über den Grund nach.

Und sie besaß nicht nur einen Kopf, sondern auch ein weibliches Gefühl, das sie, wenn auch vielleicht unbewußt, bei ihrer Gedankenthätigkeit unterstützte. Es sammelte in ihrem Gedächtniß oder in ihrer Empfindung merkwürdige, kleine, unscheinbare Dinge zusammen.

Sie reihten sich alle erst aus den letzten Wochen auf, erst seit dem Bericht über die irischen Zustände, der am Hofe mitgetheilt worden. Doch in der Nacht hatte Pamela im Traum geschrieen und nachher eine seltsam verwirrte Antwort gegeben.

Und im Grunde hatte sie eigentlich doch nicht so ungern bei dem Fest gestern die Darstellung Irlands übernommen.

Aber weshalb war sie über die Täuschung mit der Krone erzürnt gewesen?

Das ließ sich schwer beantworten; doch es gab manchmal seltsame Vorahnungen.

Verena dachte eifrig nach. — Liebte Pamela etwa im Geheimen den Mann, dessen Namen sie trug?

Der Gedanke war lächerlich und unmöglich; sie liebte den Statthalter und Erzbischof von Dalberg.

Oder konnte man zwei Männer lieben?

Mademoiselle Véronique empfand in diesem Augenblick, daß sie nicht aus Erfahrung über diese Frage urtheilen könne, denn ihr Herz sprach gegenwärtig, sie liebe überhaupt Niemanden, auch Arnould d'Andilly eigentlich nicht. Allein sie schüttelte dennoch bestimmt den Kopf. Zwei Männer konnte man nicht lieben, das sagte ihr Herz doch.

Plötzlich hatte sie's, es schoß ihr wie ein Lichtblitz in die Erkenntniß. Pamela liebte Lord Edward Fitzgerald so wenig als zuvor, aber sie hatte nicht ertragen, daß der, den die Welt um seines Muthes, seiner Tapferkeit, seiner Vaterlandsliebe willen bewunderte, ihr Mann hieß und sie mit eisiger Gleichgültigkeit mißachtete — verachtete. Verena Schwanfeld fühlte es in sich selbst, es gab eine Stelle im weiblichen Herzen, die das nicht duldsam ertrug.

Und das hatte Pamela bei der eingetroffenen Botschaft plötzlich fortgetrieben. Wohin? Auch der Kurfürst hatte ihr Ziel als zweifellos bezeichnet. Nur täuschte er sich in Einem; sie war nicht aus Liebe zu ihrem gefangenen und verwundeten Mann gereist und nicht, um seine Liebe zu erringen, sondern um ihn zum Aufgeben seiner Mißachtung zu zwingen.

Mademoiselle Véronique war über das Ergebniß

ihres Nachsinnens sehr befriedigt. Es stimmte zwar nicht Alles genau dazu, doch es mußte trotzdem unzweifelhaft richtig sein, da ein anderer Grund sich überhaupt nicht absehen ließ. Und sie betrachtete diese Auffassung mit ziemlichem Stolz als einen Beleg des Scharfsinnes ihrer Gedanken und hielt es nunmehr an der Zeit, denselben in gleicher Weise auch auf ihre eigene Angelegenheit zu verwenden.

Darin ward sie indeß zunächst noch durch eine Wahrnehmung ihrer Augen unterbrochen. Sie hatte am Morgen auf nichts genauer Acht gegeben und sah jetzt erst eine große weiße Perle am Boden liegen und gleich nachher mehrere; dann auch die Schnur mit einem noch darin befindlichen Rest. Offenbar war das kostbare Halsband Pamela beim Umkleiden entzweigerissen, ohne daß sie es in der Hast ihrer Erregung bemerkt hatte.

Diesen Anblick konnte aber ein verständig-praktischer Sinn wie der Verena's nicht ertragen, sie kniete eilig nieder, suchte umher und holte alle Perlen aus den Winkeln, in die sie natürlich hineingerollt waren, zusammen. Dann setzte sie sich mechanisch hin und reihte dieselben an der Schnur wieder auf. Das Collier war jedenfalls doch von zu hohem Werth, um es vernachlässigen zu dürfen, und obendrein ein Geschenk des Kurfürsten.

Urplötzlich kam ihr dabei ein Plan. Wenn sie zu

dem Kurfürsten ginge und ihm das kostbare Halsband zur Verwahrung bis zur Rückkunft Pamela's zurückgäbe? Das wäre ein vollgenügender Vorwand, eine Audienz zu erbitten und bei dem Anlaß sich über ihre eigene fernere Stellung am Hofe zu vergewissern.

Sie beschleunigte ihre Arbeit, war fertig und stand auf. Da klopfte es an der Thür und sie rief gleichgültig: „Entrez!“ Aber im nächsten Moment blieb sie erschreckt stehn, der Kurfürst Karl Theodor selbst trat herein.

Das war noch niemals geschehen und geschah nach der Hofetikette überhaupt nicht. Doch er kam nicht als Monarch, sondern ohne alle Begleitung als Privatmann, als Freund, der von der Freundin Lady Fitzgerald's noch einige Auskunft über die letzten Augenblicke vor ihrer jähen Abfahrt zu erhalten hoffte. Die Theilnahme an ihrem Schicksal redete noch voll aus seinen Zügen.

Doch Mademoiselle Véronique wußte nichts. Sie hatte sich am See von Pamela getrennt, noch mehrere Stunden im Park zugebracht und ihre Freundin nicht mehr gesehen.

„Selbst Psyche also nicht — dann werden wir allerdings schwerlich Hoffnung hegen dürfen, noch etwas über sie in Erfahrung zu bringen.“

Trotzdem erheiterte sich bei dieser Antwort die zuvor etwas ungewiß überwölkte Miene des Kurfürsten

zusehends. Seine Augen ruhten mit entschiedenem Wohlwollen auf Verena, und sein Mund bethätigte dies deutlich, indem er sie nach der vor Jahren angenommenen Gewohnheit noch fortduzte.

„Und sie hat Dir auch schriftlich nichts hinterlassen, Kind?“

Der Ton machte Mademoiselle Véronique sehr glücklich. „Doch, sie wollte — ein Blatt“ — Karl Theodor griff mit einer gewissen Hast nach dem Dargereichten — „sie glaubte vermuthlich, daß ich die Schrift verstehen würde, aber bis auf meinen Namen und dies Wort — ist Alles mir völlig unleserlich.“

„Und was liest Psyche aus dem Wort?“

„Seine Kurfürstliche Hoheit.“

Er lächelte: „Ich lese „Kurfürst“ — sonst bleibt mir die Schrift freilich ebenfalls unverständlich — doch ihren Sinn vermuthe ich.“

Da er anhielt, blickte sie respectvoll stumm-fragend zu ihm auf, und er nickte gegen das Blatt:

„Es hinterläßt Psyche den Rath ihrer Freundin, sich an den Kurfürsten zu wenden —“

Diese Erläuterung war zwar eine überraschende, doch so freudige für Mademoiselle Véronique, daß sie mit Verletzung des Respectes Karl Theodor in's Wort fiel:

„Ich hätte das nicht zu deuten gewagt, aber ich stand dennoch eben im Begriff, eine Audienz zu er-

bitten, um Eurer Kurfürstlichen Hoheit Obhut dies kostbare Collier zurück zu erstatten.“

Sie fügte kurz die Umstände, wie sie dasselbe vorgefunden, hinzu, der Kurfürst warf einen Blick auf die Perlen nieder und versetzte rasch:

„Am Boden? Das zeugt von unbegreiflicher Achtlosigkeit. Lady Fitzgerald ist überhaupt mir ein unbegriffenes Wesen. Ich hielt sie für vernünftiger und war von der Alteration, die sie gestern befallen, vollkommen überrascht. Uebrigens vermuthe ich, daß sie schwerlich hierher zurückkehren wird — es wäre auch schade für die von ihr so mißächtlich behandelten Perlen, sie bei ihr nochmals solcher Geringschätzung auszusetzen, und mich däucht, Psyche hat für ihre Sorglichkeit wohl selbst den besten Anspruch darauf.“

Mademoiselle Véronique glühte im Gesicht hoch auf, denn der Kurfürst nahm das von ihr wieder hergestellte Halsband und legte es ihr um. Obgleich er im Grunde kaum etwas ihm Neues in Erfahrung zu bringen vermocht hatte, drückte sein Gesicht und Benehmen doch außerordentliche Befriedigung über die Mittheilungen Verena's, wie über diese selbst aus, und jetzt aufstehend, fügte er hinzu:

„Du wirst Dich ohne Deine Freundin recht vereinsamt hier fühlen, Kind, und es wäre ungerecht, wenn Du ihre Thorheit entgelten solltest. Solchem Gefühl begegnet man am besten durch eine neue

Thätigkeit — ich würde Dich meiner Gemahlin als Hofdame anempfehlen, aber ich glaube gehört zu haben, daß Deiner Abkunft einige von den Qualitäten mangeln, welche die thörichte Abschätzungsmethode der Etikette dafür erforderlich betrachtet. Als ob Psyche eines Documentes für ihre Zugehörigkeit im Olymp bedürfte! Doch wir befinden uns auf der Erde mit ihrer zumeist inhaltslosen Werthbemessung. In kurzer Zeit wird indeß die Kurfürstin voraussichtlich auf Anrathen der Aerzte ihrer etwas angegriffenen Gesundheit halber für einige Dauer den hier zu lauten Aufenthalt mit einem ländlich stilleren vertauschen, und ich werde dann Fürsorge tragen, daß Psyche unter den zurückbleibenden Damen im Schloß eine Stellung erhält, wie dieselbe ihrer Anmuth und ihren angeborenen Begabungen gebührt. Vielleicht kann ich auch, ohne daß es auffällig erschiene, den erwähnten Mangel ein wenig verbessern. Mich ruft jetzt die Regierungspflicht — wir unterhalten uns dann einmal darüber. Es findet sich in jeder Herkunft gemeiniglich ein Punkt, von dem aus sie sich für die scheinbedürftigen Augen veredeln läßt. Nach der biblischen Urkunde stammen wir ja Alle von einem Elternpaar — à revoir, Psyche! Ich vergesse gute Dienstleistungen nicht und werde Deiner gedenk sein."

Der Kurfürst Karl Theodor hegte unverkennbar ein wirkliches Dankgefühl für sie und verließ Mademoiselle Véronique in einem Zustande höchster, stummer Glück-

seligkeit. Welchen Dienst hatte sie ihm denn geleistet, den er mit so viel Gnade lohnte und noch mehr zu würdigen verhieß?

Sie dachte nach, konnte indeß eigentlich nichts Anderes, als ihre Beihülfe an der gestrigen Darstellung ausfindig machen. Doch vermuthlich hatte die „Königin von Irland“ während ihrer Promenade am Seeufer mit dem Kurfürsten diesem mitgetheilt, daß die Idee des Ganzen von „Psyche“ ausgegangen sei. Und Fürsten rechneten eine fein erdachte und schön ausgeführte Huldigung stets gut an.

Jedenfalls stand sie unanzweifelbar fester denn je in der Gunst des hohen Herrn, brauchte sich nicht mehr den Kopf wegen der kommenden Tage zu zerbrechen, und durfte unbehindert wieder ihre Gedanken auf das lenken, woran die Stille der Wohnung sie noch unabläßig gemahnte.

Wie schnell konnte das Unerwartetste im Leben eintreten! Man befand sich eigentlich in keinem Augenblick in Sicherheit davor, nicht einmal Vorkehrungen dagegen vermochte man zu treffen, und das Uebelste dabei war noch, daß man offenbar nicht einmal vor sich selbst ganz sicher sein konnte. Das lehrte das Beispiel Pamela's augenscheinlich.

Mademoiselle Véronique legte den Kopf auf die Lehne ihres hochbeinigen Canapées zurück und philosophirte. Wie lange befand sie sich schon am kurfürst-

lichen Hofe? Sie hatte unendlich viel erlebt und konnte es nach Jahren nicht ausrechnen. Doch sie besann sich, daß es in einem April gewesen, als sie zuerst nach Schwetzingen gekommen. Wie doch? Ach ja, sehr müde. Sie war an dem Tag sehr weit von Philippsburg aus zu Fuß gegangen, von einem Wald aus. Wie war sie denn in diesen gelangt? Ach so, sie hatte die Nacht darin zugebracht, mit — wie hieß er doch? — mit dem langen Burschen, bei dem sie am Tag vorher auch am Rhein gestanden, als sie Pamela zum ersten Mal gesehen.

Die arme Pamela! Nein, das Beiwort paßte nicht, denn sie hätte ja noch hier sein können; es war ihr freier Wille gewesen, aus dem schönen Schwetzingen fortzugehn. Man mußte sagen, die merkwürdige Pamela. Es mochte in ihrem Kopfe doch nicht Alles ganz richtig sein. Der Kurfürst hatte sich geäußert: „die thörichte".

Die Finger der jungen Philosophin spielten mit den großen weißen Perlen, die ihr auf die Brust herabhingen, aber ihre Lider nickten langsam über die Augen. Sie hatte die Nacht kaum geschlafen, und die vielfältige Aufregung des Tages war sehr ermüdend gewesen.

Wo mochte Pamela jetzt wohl sein?

Mademoiselle Véronique erwiderte sich mit keiner Hypothese mehr darauf, denn sie schlief. Sie hätte sich

die Frage auch nicht wohl zu beantworten vermocht, ebensowenig wie irgend Jemand sonst in Schwetzingen. Den einzigen Aufschluß darüber konnte der Wagen geben, der Lady Pamela Fitzgerald bereits von dem Städtchen Sachsenhausen über die Mainbrücke in die Stadt Frankfurt hineinrollte.

Sie hatte bis dahin nicht Halt gemacht und that's auch hier nicht länger, als die Beschaffung eines neuen Fuhrwerks erforderte. Doch schlug dieses nicht, wie Verena und der Kurfürst Karl Theodor vermutheten, die Richtung rheinabwärts ein, sondern bog nach Nordosten in's Reich und fuhr um drei Tage später in die feste kurmainzische Stadt Erfurt ein. Dort hielt der Wagen vor dem alten, weiten Gebäude der „Statthalterei" an.

Dann stand Pamela Fitzgerald Karl Theodor von Dalberg gegenüber, ohne vorher bedacht zu haben, was sie bei ihm wolle. Ein Instinct hatte sie zu dem einzigen Menschen getrieben, dem sie ihr Wollen und Thun in die Hände legen konnte, der ihr aus befreundetem Herzen einen Weg irgendwohin zeigen werde, denn um sie lag überall die Welt gleich leer und öde. Aber als er sie staunend, freudevoll, doch zugleich seltsam überrascht begrüßt hatte und sie befragte, woher sie komme, wohin sie gehe, wußte sie keine Antwort. Und ihr fiel jäh auf's Herz, sie könne

ihm auch keine Antwort geben, ihm von allen Menschen am wenigsten.

Befangen, lautlos stand sie, und das Blut schoß ihr in's Gesicht. Und plötzlich kam noch ein Anderes hinzu — er mußte denken, sie stehe da, sei zu ihm gekommen, weil — sie dachte nicht aus, brennende Schamglut loderte ihr in die Schläfen, sie wandte sich stumm und eilte zur Thür zurück.

Da kam er ihr nach und hielt sanft ihren Arm. Er hatte seit Jahren ihre Briefe gelesen und vielleicht Manches daraus verstanden, was sie geschrieben, ohne zu wissen, welcher ihr selbst fremde Inhalt sich in und zwischen die Zeilen eindrängte. Und, am Hofe der „Favorite“ des Lebens kundig geworden, las er jetzt in der Purpurfarbe ihrer Wangen, in der jungfräulichen Scheu ihrer Augen einen Abschluß jener Mittheilungen, eine Erwiderung auf seine Frage, und sie sanft, doch sicher zurückhaltend, sagte er mit einfacher Natürlichkeit der Verwunderung über ihr Forteilen:

„Wonach suchen Sie, Pamela? Mein Diener wird für Ihr Fuhrwerk Sorge tragen. Sie schrieben mir, däucht mich, schon, daß Sie nicht lange mehr in Schwetzingen zu bleiben gedächten, ich frug nur in der Vergeßlichkeit, denn mein Kopf ist vielbeschäftigt, und Sie kommen natürlich zu mir, um Rath zu erfragen, wo Sie am besten Ihren Aufenthalt wählen? Zu wem hätten Sie auch sonst gehen sollen? Aber Ihr

alter Freund dankt Ihnen darum nicht minder für Ihr Vertrauen.“

Sie stand noch einen Moment reglos, dann wendete sie den Kopf und blickte ihn an. Und dann flog plötzlich ihre Stirn gegen ihn hin, schluchzend drückte sie das Gesicht an seine Brust, und zum ersten Mal brach eine Quell von erleichternden Thränen aus ihren Augen.

Er sah ein Weile stumm über ihr schönes, vor seinem Antlitz flimmerndes Haar hinaus, und ein bitterer Zug furchte sich um seine Lippen. Aber sie glätteten sich ruhig wieder aus, und er führte Pamela wie ein Kind zu einem Sitz. Doch nun saß er ihr schweigend gegenüber. Es war natürlich gewesen, was sie Beide gethan, schwer indeß, jetzt das rechte Wort zu finden, um aus der stummen Sprache, der hohen Empfindung kurzer Augenblicke wieder zum gleichmüthig abfallenden Ton des Lebens überzugehen. Und so sicher Dalberg sonst die Wege zu seinen Zielen einzuschlagen wußte, mußten seine Gedanken hier doch nach einem Gegenstand umsuchen, von dem aus er Pamela in das ruhige Geleis eines Wechselgespräches hinüberführen konnte. Dies wortlose Beisammensein hatte etwas Beängstigendes, durfte nicht fortdauern. Es nährte in der Stille eine Bewegung der Seele, die sich hier und dort als die nämliche empfand, sich verlangend gegeneinander drängte und zu einem

Sturm anzuwachsen drohte. Wohl lag eine doppelte Schranke zwischen ihnen aufgerichtet, aber es waren doch nur Trennungswände, von menschlicher Satzung gebaut, und wenn das große, ewige Gesetz der Natur sich auf sein Recht und seine Macht besann, konnte es mit einem jähen Schlage des Herzens Alles als nichtig zersprengen, was ihm wider seinen, auch von göttlicher Kraft beseelten Willen Gewalt anthat — die Augen konnten aufblicken und übermächtig den Armen gebieten, sich anders zu umfassen, als sie es eben gethan. Es war etwas in dem jungen Weibe, das nicht mehr den Halt besaß wie früher, unnennbar, doch es redete aus einem leisen, schauernden Zittern ihres Körpers. Und Dalberg fühlte, daß nicht sie allein, daß auch er eines Haltes gegen den drohenden Sturm bedürfe, und er griff nach einem Halm, einem ersten Gedanken, um für sie und für sich das mit jeder Secunde banger und gewaltsamer das Herz durchklopfende Schweigen zu zerreißen. Auch seine Lippen mußten ein Zittern bekämpfen, doch er zwang sie, seinem Willen zu gehorchen und gleichmüthig zu fragen:

„Haben Sie schon von den neuesten Vorgängen in Irland vernommen, Pamela?“

„Ja.“

Sie antwortete es ebenso gleichgültig. Der kühle Klang kurzer Worte nur kam von den Wänden zurück, doch er hatte den verstrickenden Bann eines göttlich-

dämonischen Versuchers gebrochen. Sie sah auf und begegnete seinen Augen. Und sie las darin, daß derselbe Traum in ihm wie in ihr um die wache Herrschaft im Tageslicht gerungen, und daß er ihn nur mit dem Aufgebot letzter Kraft in das Dunkel seines zersprengten, pochenden Gefängnisses zurückgezwungen. Ihre Brust athmete einmal tief auf, es war vorüber. Der schreckvollste und seligste Augenblick ihres Lebens, die tödtliche Angst und der wonnevollste Herzschlag desselben, in eine Minute zusammengedrängt, waren vorüber. Mehr an Glückesnähe, als sie in dieser besessen, konnte keine Zukunft ihr bringen.

Und nun redeten sie miteinander, der erfahrene, treue Freund mit der rathbedürftigen Freundin. Das Gespräch setzte sich in der eingeschlagenen Richtung fort, doch es ergab bald, daß Dalberg über das, was sich in Irland zugetragen, weit weniger unterrichtet war, als Pamela. Er hatte nur Allgemeines, Undeutliches vernommen, und er bat sie um Mittheilung der nach Schwetzingen gelangten genaueren Kunde. Sein Ton redete vielleicht nicht überzeugend von einem wirklichen Interesse daran, aber er gab sich den Anschein eines solchen, um kein Verstummen wieder eintreten zu lassen. Und aus dem nämlichen instinctiven Bestreben sprach Pamela und suchte den Klang ihrer Stimme in dem stillen Zimmer fort zu erhalten. Sie ging mit ihrer Erzählung zu den Nachrichten zurück,

welche zuerst am kurfürstlichen Hofe eingetroffen waren, und sie folgte aus ihrer Erinnerung dem Gange der Darstellung des damaligen Berichterstatters nach. Ihr Gedächtniß unterstützte sie mit bewundernswerther Treue, und ihre Wiedergabe nahm allmählich mehr und mehr eine gewisse lebendige Vergegenwärtigung des von ihr Geschilderten an, als ob ihre eigenen Augen und Ohren Zeugen desselben gewesen wären. Unverkennbar dachte sie nach und nach nicht mehr des Grundes, der sie im Beginn zum Sprechen getrieben; sie rief sich das Vernommene bis in's Einzelne wach, weil es ihr selbst erzählenswerth erschien.

Es enthielt auch in der That für denjenigen, der selbst Lord Edward Fitzgerald in Schwetzingen kennen gelernt, sowohl thatsächlich Ueberraschendes, als psychologisch wundersam Berührendes, und Dalberg hörte jetzt mit einem ungemachten Interesse und Erstaunen zu. Eine so absonderliche Natur, solche Mischung mannhaftester Tüchtigkeit und gefühllosester Menschenseele war ihm noch nicht im Leben entgegengetreten.

Dann horchte der schweigsame Zuhörer einmal befremdet auf. Aus der Stimme vor ihm hatte etwas sein Ohr berührt, er wußte nicht, was, ein Ton, den er nicht verstanden. Pamela sprach weiter, und fast ohne es zu wissen, knüpfte sie an das wirklich Geschehene die Einbildung ihrer angeregten Phantasie, den sinnlosen Traum, der sie in der That über die

Sümpfe und Moore Irlands zu der umnebelten Gestalt geführt, die zuletzt ihr kurz das Antlitz mit Worten der eisigsten Mißachtung zugedreht hatte.

Dalberg hob mit einem plötzlich-unwillkürlichen, raschen Aufblick die Stirn gegen ihr Gesicht; da war der seltsame Ton wieder durch ihre Stimme gegangen.

Nun erzählte sie von dem Parkfest, der Darstellung, zu der Verena sie veranlaßt, und wie der Kurfürst ihr am Seeufer die erste kurze Nachricht überbracht habe, daß Lord Fitzgerald verrathen, verwundet und im Tower gefangen sei. Und er habe sie aufgefordert, wenn sie Genaueres erfahren wolle, nachher zu ihm in's Schloß zu kommen.

Das Letzte fügte Pamela als kurz abbrechenden Schluß hinzu und schwieg nun. Dalberg aber stieß aus:

„Und Sie gingen zu ihm —"

Seine Zunge stockte, es war ein unbedachtes Wort, das ihr entflogen, streifte an etwas, das die Lippen nicht berühren durften, um nicht das verhaltende Schweigen von zuvor zu erneuern. Und hastig ergänzte er:

„Und Sie gingen zu ihm, um Genaueres über das Schicksal desjenigen zu erfahren, dessen Namen Sie tragen — aus Verpflichtung zu jenem Schein, den das Hofleben verlangt."

Beim Beginn seiner Antwort war eine Röthe über

Pamela Fitzgerald's Wangen aufgeflogen. Sie fühlte es selbst und auch, daß jene sich, während er den Nachsatz beifügte, noch stärker erhöhte, und ähnlich wie vorhin, als sie der Thür zugeeilt, wich ihr Auge scheu an dem seinigen vorüber. Das Ungesprochene lag zwischen ihr und ihm, das nicht Sagbare, und seine Worte hatten es aus halber Vergessenheit wieder aufgescheucht.

Auch er gewahrte es, doch mit täuschendem Verständiß. Die rothe Färbung ihres Gesichtes war erst voll zum Ausdruck gelangt, wie er gesprochen, daß sie der Aufforderung des Kurfürsten gefolgt sei, um Genaueres über des Schicksal Lord Fitzgerald's zu vernehmen. Und eine jähe psychologische Irrung kam über die Herzen- und Seelenkenntniß Dalberg's. Der seltsame Ton, der zuvor einigemal sein Ohr berührt, klang ihm auf; er verband ihn mit dem Erröthen Pamela Fitzgerald's bei seiner gleichmüthigen Aeußerung, daß sie nur, um den Schein zu wahren, Antheilnahme an Demjenigen, dessen Namen sie führte, kundgethan habe. Und es durchzuckte ihm das Innerste mit einem Schreck der Erkenntniß, der Ueberzeugung, im Herzen Pamela's schlummere, vielleicht ihr selbst noch unbewußt, ein Keim der Liebe für ihren Mann.

Karl Theodor von Dalberg war ein weiser, im weiten Reich aller Kenntnisse und Gedanken, wie in der Seele der Menschen Vielerfahrener. Aber von

den seltsamen großen Widersprüchen der Empfindungen in dem kleinen Behälter eines weiblichen Herzens wußte selbst Mademoiselle Véronique mehr, als der junge Erzbischof von Tarsus.

Statt dessen besaß er etwas, das — mutatis mutandis — vielleicht Verena Schwanfeld nicht in gleichem Maße innegewohnt hätte. Sein Herz schlug ein paarmal hastig mit rebellischer Auflehnung, aber nur ein kurzer Widerstreit war's, und es lag unter den oftgeprüften Willen Dalberg's gebändigt. Vor seinen Augen stand die Möglichkeit eines noch erreichbaren Lebensglückes für Pamela Fitzgerald, und er schwankte nicht mehr, das Seinige zu thun, ihr den Weg dorthin zu bereiten. Es war der treue Freund, der mit der Freundin redete, und er sprach, an seine letzten Worte anknüpfend:

„Ich weiß es jetzt, was Sie zu mir gebracht, Pamela. Sie kamen mit einer Frage hierher und ich antworte Ihnen: Ja. Nicht weil eine Gesetzestafel es vorschreibt, doch weil es der edlen Menschennatur als Gebot eingeboren worden, Uebles mit Gutem zu vergelten."

Sie blickte ihm fragend in's Gesicht, denn sie verstand die Meinung seiner Worte nur halb. Nur eine Vermuthung des Sinnes derselben stieg ihr auf, doch diese erhielt das Roth auf ihren Wangen als ein

Anzeichen für Dalberg, daß seine Erkenntniß die Wahrheit getroffen, und er fuhr rasch fort:

„Ob man Sie nur zu einer Scheingemeinschaft mit Lord Fitzgerald gezwungen, ob er Sie kaltsinnig verlassen und nichts Sie wirklich mit ihm verknüpft, Pamela — es ist der Mann, dessen Namen Sie tragen, und in diesem Augenblick besteht ein Menschenband zwischen Ihnen und ihm, denn er liegt gefangen, verwundet, im Elend, und es ist Ihre Pflicht, die Abneigung gegen ihn zu bekämpfen, zu ihm zu gehn, um ihn zu pflegen und zu trösten."

War dieser Gedanke Pamela Fitzgerald selbst auf dem langen Wege von Schwetzingen nach Erfurt schon einmal gekommen? Ja — sie hatte ihn vergessen gehabt, als sie hier eingetreten, doch durch ihre Seele war er während der einsamen Fahrt dann und wann mit einem Aufflimmern gegangen. Nur nicht, daß es ihre Pflicht sei; von solcher fühlte sie keinen Anhauch in sich. Befremdet wiederholte sie: „Meine Pflicht, Dalberg?" Aber unbewußt ihr innerstes Empfinden offenlegend, fügte sie hinzu: „Glauben Sie, daß ich ihn zwingen könnte, mich nicht mehr zu verachten?"

Dalberg verstand ihr letztes Wort nicht, legte ihm eine andere Bedeutung bei. Er faßte ihre Hand und entgegnete:

„Versuchen Sie es, Pamela! Der Wille ist mächtig."

Der seinige war's; er bestärkte sie im Verlauf des

Tages in dem Gedanken, ihre Pflicht in London zu erfüllen, und am nächsten Frühmorgen trug ein Wagen sie weiter gen Norden davon. Karl Theodor von Dalberg blickte ihr mit einem Zucken der Wimper nach, doch seine Hoffnung sah sie dem langsamen Erblühen eines Glückes entgegenfahren. Kein Mann, der in seiner Natur irgendwo einen Werth, den Ernst einer Kraft besaß, konnte Pamela Fitzgerald gegenüber kalte Gleichgültigkeit bewahren, wenn sie für ihn den Keim einer Liebe im Herzen trug. —

Zur selben Stunde, in der ihr Fuhrwerk das Festungsthor von Erfurt durchrollte, tauchte weit oben im Süden des Reiches aus dem Thorgewölbe einer anderen Festung ein kleiner Reitertrupp hervor. Er kam aus den Wällen der noch kurz vor dem Eintritt des Waffenstillstandes von dem Heer der Republikaner eroberten, am deutschen Rheinufer belegenen Festung Kehl und wandte sich in hurtigem Ritt nordwärts durch's Rheinthal hinunter. Es waren fünf französische Cavalleristen mit einen Anführer an der Spitze; sie trugen zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten weiße Binden am Arm und wurden in den armseligen Dörfern, die sie passirten, überall mit lebhafter Neugier angestaunt. Zum ersten Mal nahm man hier Soldaten der Republik wahr, doch der Blick, der ihnen nachfolgte, that nichts von Befürchtung vor ihnen kund, der ihnen zugewinkte Gruß betrachtete sie

unverkennbar nicht als Schrecken einflößende Feinde. Besonders hingen die Augen der Weiber mit Wohlgefallen an dem Führer des kleinen Zugs. Trotz seiner Jugend schmückte schon die reiche Uniform eines höheren Officiers seine zugleich kraftvolle und hochschlanke Gestalt, die Narbe eines Säbelhiebes zog sich ihm am linken Stirnrand bis zum Augenwinkel herab und erhöhte noch die Kühnheit seines Gesichtsausdruckes und Blickes. Manchmal lachte er, wenn er mit seinen Begleitern Worte austauschte, doch zumeist sprach er schnell und kurz mit scharf erkennbarem Pariser Accent; ohne Frage waren sie Alle gleichberechtigte Bürger der großen Republik, doch nichtsdestoweniger mußte im Heere derselben ein Unterschied zwischen den Gehorchenden und den Befehlenden bestehen, und sein Wesen machte nicht undeutlich geltend, daß er sich zu den letzteren gehörend fühle. Er ritt, als sei er mit seinem Pferde verwachsen; zuweilen sprengte er ein Stück Weges vorauf, hob sich dann und wann einmal in den Bügeln und blickte zur Linken gegen den Rhein in die Weite hinüber, besonders nachdem sie an der erst neu im Wald erstandenen markgräflich-badischen Residenzstadt Karlsruhe vorübergekommen. Ein nicht deutlich erkennbares Gemisch lag dabei in den Augen des, wie suchend, Hinausschauenden; nun ritten sie unter dem alten Wartthurm des vor einem Jahrhundert von Mélac verwüsteten und niedergebrannten Städtchens

Durlach fort, und es war Mittagsstunde, als der kleine Reitertrupp vor dem Residenzschlosse zu Bruchsal anhielt und nach dem Fürstbischof Damian August frug. Der Wacht haltende Officier frug dagegen nach Wunsch und Zweck des Vorlaß Begehrenden, die er dem erlauchten Herrn zu melden habe, und die Antwort lautete kurz:

„Un ambassadeur du général Moreau.“

Sechstes Kapitel.

Sehr heiß und blendend lag draußen die Mittagssonne auf den Straßen Bruchsals und den Vorhöfen des Schlosses, und wer Läden an seinem Hause besaß, hielt sie gegen das Eindringen des zu starken Glanzes und der Hitze geschlossen. Am sichersten wider beides verwahrt aber zeigte sich das Gemach, in welchem der Fürstbischof den größten Theil des Tages in Einsamkeit verbrachte. Er schloß seine Fenster nicht nur vor den Licht und Wärmestrahlen, sondern mehr noch vor allem Anderen draußen ab, wollte nichts von dem sehen, was um ihn her in einer Welt vorging, darin er Keinen mit andrem Gefühl als zuwartender Selbstsucht um sich wußte, Keiner mit Freundesliebe oder einem Band der Natur an ihm hing, und er selbst Keinem vertraute. Nichts von ihnen sehen und nichts hören wollte er, sondern abgeschieden sitzen, seinen Grimm in Beschwerdeschriften an den Kaiser über die Insolenz und Impertinenz des Philippsburger Comman-

danten, Obristen von Skal auszulassen, mit beißenden Ausfällen durchwürzte Memoriale an den Regensburger Reichstag anzufertigen und über Pläne zu brüten, wie er sein Domcapitel ärgern und verdrießen möchte. Aber zur erholenden Abwechselung öffnete er die Cassettendeckel in seinem Geheimschrank und ließ den Blick über die angehäuften Goldstücke hinirren. Sie glimmerten nur matt, denn er hatte auch die gelben Damastvorhänge seines Fensters noch vor den geschlossenen Gitterläden zusammengezogen, und erst wenn er die Hand in die aufgestapelten Louisd'ors hineingrub, sie emporhob und wieder fallen ließ, rieselte mit dem Klirren auch ein blinkerndes und glitzerndes Reflexlicht zwischen seinen Fingern herunter. Es waren die Freunde, für die er gelebt hatte und allein noch lebte, die einzigen von seinen Unterthanen, die immer stumm geblieben, nicht gegen ihn gemurrt, gejammert, verzweifelt aufgeschrien und ihm Flüche in's Gesicht geschleudert hatten. Aber wenn man ihn eines Tags in den Sarg legte, verließen sie ihn auch, blinkten und glitzerten kalt und gleichgültig in den Händen der gierigen Durchwühler seiner Hinterlassenschaft fort. Und er sah sie durch die weißgepflegten Finger seiner lachenden Domherren rieseln — aber doch war ihr Gleißen und Glimmen noch das Beste, Einzige — —

Der alte Kammerlakai, der allein das Privatgemach

Celsissimi betreten durfte, kam, um für einen draußen Harrenden eine Audienz zu erfragen. Der Ausdruck seines Gesichtes setzte selbst wenig Hoffnung in die Gewährung solcher Bitte, und die Hand des Fürstbischofs schnitt ihm auch schon nach den ersten Worten mit einer abschlägigen Bewegung die Fortsetzung ab. Oder bezweckte dies mindestens, doch der Alte vollendete mechanisch, es sei ein Abgesandter des Generals Moreau.

„Ein Franzose?" Damian August von Limburg-Styrum drehte den Kopf und sah den Diner mit veränderten Augen an. Der Befragte nickte: „Ein Officier der Republik."

„Soll kommen."

Ein republikanischer Franzose, das war kein Mensch wie die anderen, war ein Feind des Kaisers, des Reichstags, des Obristen von Skal, der Emigranten, der Bisthum-Speirischen Domherren — ein Feind aller Feinde des einsamen Brüters im Bruchsaler Schloß —

Sehr freien Fußes, unbefangen und gleichgültig durchschritt der jugendliche Botschafter des Generals Moreau die Vorsäle, durch die er geführt ward. Er ging auf dem spiegelnden Parkettboden fest und hallend, wie auf dem Erdreich eines Feldlagers, und sein Blick schweifte an dem Prunk der Wandgemälde, Brocattapeten, Goldlüstres und Marmorbüsten vorüber,

als sei er an die tägliche Schau fürstlicher Reichthümer gewöhnt. Dann öffnete der alte Diener die Thür zum Privatgemach Celsissimi und zog sich auf einen Wink desselben zurück. Aus dem hellen Sonnenglanz der Vorräume in das tief verhängt dämmernde Licht eingetreten, unterschied der Ankömmling zunächst kaum die in einen Lehnsessel zurückgebogene Gestalt des Fürstbischofs. Erst wie dieser ihm durch ein gnädiges Stirnnicken seine Anwesenheit kundgab, erwiderte der junge Schwadronchef hoch aufrecht die Begrüßung mit einer gleichartigen kurzen Senkung und Hebung des Kopfes. Es war die neue Welt, die vor der alten stand und sich nicht mehr vor ihr beugte.

Beide fühlten es, der Fürst und der Plebejer. Es war die Revolution, die vor dem Thron stand, furchtlos und selbstbewußt, und die aristokratischen Finger Damian August's durchlief ein Zucken und sie drückten ihre langen Nägel unwillkürlich in die Handfläche. Doch ob er selbst zur alten Welt gehörte, haßte er sie darum nicht minder, und ein Genosse seines Grimmes, einer ihrer erbittertsten Feinde stand vor ihm. Das that doch wohl, aus dem Wesen des jungen Republikaners kam etwas wie ein frischer Luftzug, den die Lungen des Fürstbischofs begierig einzogen, und seinen Unmuth über den ihm entgegengebrachten Respectsmangel beherrschend, sagte er:

„Man hat mir einen Abgesandten des Generals Moreau gemeldet."

„Arnould Vendémiaire, chef d'escadron."

Französische Antwort auf die deutsche Anrede war's, und die Mundwinkel Damian August's umflog ein abermaliger Verdruß. Diesmal gab er ihm auch Ausdruck, denn er entgegnete:

„Mich wundert's, von dem General Moreau den Tact seiner Landsleute außer Acht gelassen zu sehn. Hätte er keinen Geschäftsträger zu finden vermocht, sein Anliegen einem deutschen Fürsten in der eigenen Sprache desselben vorzutragen?"

Unverkennbar veranlaßte nur der Aerger diese Erwiderung, denn es geschah kaum jemals, daß ein deutscher Fürst sich an seinem eigenen Hofe der Sprache seines Landes bediente. Und obendrein enthielt die deutsche Antwort etwas Widersinniges, da der Angeredete muthmaßlich nicht einmal befähigt sein mußte, sie zu verstehen. Dem Sprecher selbst kam dies auch zum Bewußtsein und er fügte deshalb, nachdem er seiner Mißlaune Luft gemacht, auf französisch hinzu:

„Was wünscht Ihr General von mir?"

Doch während seines Redens hatte sich das Gesicht vor ihm zu einem eigenthümlich spöttischen Ausdruck verzogen. Es schien fast, als habe der junge Major

auf eine derartige Aeußerung Celsissimi gewartet und fühle innerlichste Befriedigung über das Vorbringen derselben, denn er versetzte rasch und zwar auf deutsch:

„Sie täuschen sich, Herr Fürstbischof, in der Annahme einer Unhöflichkeit meines Generals. Ich konnte nicht vermuthen, daß Sie die Sprache Ihres Landes vorziehen würden, es ist das, so viel ich weiß, nicht der deutschen Fürsten Brauch. Aber wenn Sie augenblicklich diese ungewöhnliche Neigung hegen, so hat der General Moreau tactvoll den geeignetsten Boten für Sie ausgewählt, um Ihnen in der Sprache Ihres eigensten Landes Rede stehen zu können."

Er betonte leicht das „eigenste" Land, und es war mit einem leisen Hohnanflug, doch immerhin mit kalter Höflichkeit gesprochen. Nur entbehrte die Anrede jeder Vorschrift der Hofetikette, richtete sich nicht an „Eure Durchlauchtigste Gnaden", sondern wie an einen in der Schätzung Gleichgeordneten. Und es lag etwas in dem Klang der Ansprache „Herr Fürstbischof", als bedeute sie kaum Anderes, als eine deutsche Uebertragung des französischen „citoyen".

Damian August empfand sich immer weniger angenehm berührt. Doch um dies zu verbergen, erwiderte er schnell: „Ah, Sie sind ein Deutscher? Von wo?"

„Ich genoß vor fünf Jahren noch das Glück, zu Ihren Unterthanen gezählt zu werden."

Diesmal tönte der Hohn unverkennbar durch die Antwort hindurch. Der Fürstbischof fiel mechanisch ein: „Aus meinem Lande?“

„Ja, aus Ihrer Festung Philippsburg.“

Auch darin lag ein beabsichtigter, spöttischer Stachel; der Hörer versetzte abermals schnell: „Und was veranlaßte Sie, französischen Dienst zu suchen?“

„Der Hunger, das Elend, die Knechtung, der Haß.“

Ruhig im Ton, doch aus der Tiefe einer von diesem Augenblick voll befriedigten Seele kam es herauf und beließ keinen Zweifel, der Sprecher habe sich selbst um die Ueberbringung seiner Botschaft beworben, seinem ehemaligen Landesherrn mit solcher Entgegnung gegenüber stehen zu können. Das verhängte Licht war zu dämmernd, um seine Züge deutlich gewahren zu lassen, nur die Augen flammten mit einem festen, stolzen Aufblick unter der Stirn hervor. Er hatte Alles gesagt, was er, von langen Jahren angesammelt, dem letzten, höchsten Urheber seiner elenden, zerdrückten Jugendvergangenheit als Vergeltung in's Gesicht schleudern konnte, doch erregungslos, ohne die ihm auferlegte Verpflichtung seines gegenwärtigen Amtes und Auftrags zu verletzen. Im Gegentheil überkam ihn eine gewisse Gelassenheit dabei. Der alte hagere Mann vor ihm auf dem Sessel ging ihn persönlich nichts weiter an, war ihm gleichgültig geworden.

Der Fürstbischof dagegen fühlte den lebhaften

Wunsch, sich nicht in diese widerwärtige Situation versetzt zu haben, und suchte sie jetzt möglichst schnell zu beendigen. Einen Moment war ihm der Gedanke gekommen, sich an der frechen Ehrfurchtslosigkeit seines gewesenen Unterthanen, der unzweifelhaft aus der Leibeigenschaft fortgelaufen, durch eine Verhaftung desselben Genüge zu thun. Doch er verwarf diese Idee rasch, da sie ihn bei einer Kriegsfortdauer der Rache der französischen Republikaner aussetzte, und ungeachtet seines Verdrusses lag in dem furchtlosen Trotz des jungen Officiers etwas, das ihn nicht unsympathisch berührte. Es war nicht die schleichende Heuchelei seiner lauernden und spähenden Domherren, sondern ein offen menschlicher Haß, der sich unverhohlen befriedigt kundthat. Und Damian August stellte sich, als ob die letzte Erwiderung Arnould Vendémiaire's auf ihn selbst keinen Bezug gehabt, und sagte, von dem berührten Gesprächsgegenstande kurz abbrechend:

„Sie haben mir eine Botschaft vom General Moreau zu übermitteln?"

„Einen Brief."

Der Antwortende zog ein versiegeltes Schreiben hervor, das er dem Fürstbischof reichte. Dieser erbrach dasselbe, erhob sich jedoch gleich darauf mit der Aeußerung, es sei zu dunkel, um zu lesen, trat an's Fenster, schob die gelben Vorhänge zurück und stieß die Läden auf. Eine heiße, blendende Sonnenwoge

brach herein, und vorgebückten Kopfes stand Damian August und las den empfangenen Brief.

Und offenbar nahm der Inhalt desselben sein Interesse sogleich auf's Lebhafteste in Anspruch, so daß er die Augen nicht mehr davon verwandte.

Der General Moreau sprach in dem Schreiben aus, daß der Waffenstillstand schwerlich schon jetzt zu einem definitiven Frieden führen werde. Für die Eventualität eines Neubeginns der Feindseligkeiten aber mache er dem Fürstbischof die Proposition, die Festung Philippsburg bis zum Friedensabschluß, wie es auch früher bereits öfter geschehen, dem Schutz einer französischen Besatzung zu übergeben. Dafür stelle die Republik ihm seine Stadt Speier auf dem linken Rheinufer zurück und leiste ihm Bürgschaft, daß er bei einer etwaigen Ueberschreitung des Flusses durch die Armeen Frankreichs in allen seinen Hoheitsrechten auf der rechtsrheinischen Seite völlig unangetastet bleibe. Der Schreiber wisse wohl, daß der Fürstbischof selbst in der Ausübung seiner Herrschaftsbefugnisse über Philippsburg durch den kaiserlichen Obristen von Skal abscheulich beeinträchtigt sei, allein bei gutem Willen, auf den vorgeschlagenen Vertrag mit der Republik einzugehen, werde es ihm sicherlich nicht schwer fallen, im Geheimen Mittel zu finden, welche eine Ueberlieferung der Festung ermöglichten. Ihn selbst betreffe dadurch keinerlei Nachtheil, weil diese doch widerrechtlich seinem

Besitz entzogen bleibe, vielmehr nur der unschätzbare Vortheil des Rückgewinns von Speier, der Garantie seines Bisthums und der Freundschaft seines mächtigen Nachbarreiches jenseits des Rheines, von dem die Vergangenheit lehre und die Zukunft wieder beweisen werde, daß seine Wohlgesinntheit einen besseren und einträglicheren Werth besitze, als der auf Regensburger Papier geleistete Beistand des Reiches.

Der Fürstbischof nickte während des Lesens einige Mal mit der Stirn gegen das Blatt, und deutlich erkennbar redeten die Züge des deutschen Reichsfürsten lebhafte Beipflichtung zu den Propositionen des französischen Generals. Er hatte vollkommen vergessen, was seiner Lektüre eben voraufgegangen war, und besann sich jetzt nur, daß ein Ueberbringer des Schreibens im Zimmer warte.

Mit der Bewegung eines schnell gefaßten Entschlusses hob er den Kopf gegen den jungen Officier, der gleichgültig unbewegt gestanden, und sagte:

„Ich werde Ihnen eine schriftliche Erwiderung an Ihren General —“

Aber plötzlich brach Damian August von Limburg-Styrum mit einem lauten Aufschrei ab und starrte geisterhaften Blicks in das Gesicht des jetzt von vollem Tageslicht überhellt vor ihm Stehenden. Verständnißlos sah dieser dem Fürstbischof entgegen, der sprachunmächtig nur zitternd die Hand hob und auf etwas

hinter dem Officier Befindliches deutete. Und mechanisch wandte Arnould Vendémiaire den Blick dorthin —

Dann flog ein Laut verdutzten Staunens auch von seinen Lippen. Von der Wand sah das lebensgroße Portrait eines jungen Mannes auf ihn nieder, auch lebensvoll gemalt. Das Licht fiel scharf auf die kühn herausfordernden Züge, die eigenartig gekrümmte Nase, und ließ einen Augenblitz unter den Brauen hervorschießen. Zwar trug die Gestalt die Gewandung eines Domherrn, doch keinem Auge, auch dem Beschauer selbst konnte ein Zweifel bleiben, Zug um Zug stand er vor seinem eigenen Bildniß.

Er sah's, doch ohne es zu begreifen und ohne einen Gedanken daran zu knüpfen. Seine Augen hafteten nur wortlos auf dem Gemälde, und eine halbe Minute lang lag athemlose Stille über dem Gemach. Da sagte mühsam eine Stimme hinter ihm: „Arnould Vendémiaire — so hießen Sie nicht immer. Sie sind ein Deutscher und hatten vorher andern Namen — wie war er?"

„Arnulf Wendemar."

Noch immer, ohne zu denken, versetzte er's. Doch der alte hagere Mann vor ihm stieß mit einem keuchenden Brustton aus: „Wendemar? So hieß Dein Vater nicht — Deine Mutter hieß Anna Wendemar —"

„Ich weiß es nicht, sie ist verhungert, eh' ich sie kennen gelernt habe. — Was ist, Herr Fürstbischof?"

Der Befragte hatte die dürren Finger krampfhaft um den Uniformsärmel des jungen Officiers zusammengezogen. Es kam nur wie ein Hauch von seinem Munde, doch bebend flüsterte seine Stimme:

„Arnulf Wendemar — das Bild war ich vor vierzig Jahren.

Das war wie ein Blitz, und wie von ihm getroffen, zuckte Arnould Vendémiaire zurück. Es bedurfte keiner Beweise, um die Wahrheit unwiderleglich zu bestätigen. Fleisch und Bein redeten, dort die Wiedergabe der Kunst, hier die Natur.

Doch sein Mund war noch unfähig, mit mehr als einer Silbe zu antworten. Er starrte dem Fürstbischof in's Gesicht und sagte nur: „Du?" —

Damian August von Limburg-Styrum hatte die Hand wieder von dem Arm des Officiers losgerissen. Er stammelte: „Ein Kind — mein Sohn" — und seine Hände hielten zaudernd in der Luft. Dann schlangen ihre zitternden Finger sich ineinander und er stieß aus:

„Ein Sohn — ich werde nicht hülflos verlassen sterben — mein Kind — mein Blut! Gott, ich danke Dir! Gott, ich glaube wieder an Dich und bete zu Dir! Aus der Sünde hast Du mir Segen bereitet — Du

rechnetest sie nicht, vergabst sie, wandeltest sie um in das einzige Gut meiner Einsamkeit —"

Da schnitt ein eisiges Lachen durch sein Gebet. Seine Besinnung sammelnd, war Arnulf Wendemar zurückgetreten; er stand hoch aufgerichtet und sprach, doch die Worte kamen im Beginn nur langsam, wie fallende Tropfen, von seinen Lippen:

„Du mein Vater? Du schuldigst Dich ungerecht an, Fürstbischof von Speier, ich habe keinen Vater gehabt. Er starb, ehe er mir Leben gab, und ich trage kein Blut von ihm in mir. Hätte er gelebt, da wäre meine Mutter nicht verhungert und ich kein Hund geworden, den Dein letzter Knecht mit Fußtritten von dem Knochen gestoßen, daran er sich groß genagt. Es wäre nicht gut gewesen, wenn er gelebt hätte und ich wäre ihm begegnet. Denn ein Hund weiß nicht, wer ihn in die Welt geworfen, und beißt auch nach seinem Vater."

Schreckhaften Blicks, ohne Athem, starrte der Fürstbischof ihn an, sein Mund stotterte nur: „Was sagst Du?"

Die Züge Arnulf Wendemar's hatten sich während des Sprechens verdüstert, seine Brauen sich krampfhaft gegeneinander gezogen, daß ein tiefer, unjugendlicher Einschnitt die Mitte seiner Stirn durchgrub. Es war eine dunkle Furche, in der die Erinnerung alles Elend, alle stumpfe Verwahrlosung, allen ziellosen Haß seiner Kindheit sammelte. Finster und kalt, wie seine Worte,

hob sein Gesicht sich in den Sonnenglanz, nur in der Tiefe der Augen glomm ein Funkeln auf, das mit dem Ueberwinden der ersten, halb sinnbetäubenden Erkenntniß ein heiß anwachsendes Lodern in seinem Innern verrieth. Es gährte etwas drin, ein Glutdrang vom Ursprung der großen unterirdischen Feuerwerkstatt zu Paris, und es preßte sich zum Aufbruch in die Höhe. Er stand noch reglos wie zuvor, doch in einer schnelleren, sich stoßenden Hast brachen jetzt die Worte über seine Lippen:

„Das war mein Vater, sagst Du? Sein Gesicht redet's, daß er's war, und mein Herz auch! So muß ich ihm wohl einmal mit Sohnesgruß begegnen und ihm für das Leben danken, das er mir gegeben — für mich und für meine Mutter!"

Damian August flog entsetzt zurück, ein Flammenstrahl schoß aus den Augen des jungen Officiers und zugleich fuhr sein Säbel blitzend aus der Scheide. Einen Moment funkelte die Klinge in der Luft, dann durchschnitt sie mit zwei scharfen Kreuzhieben das Portraitbild an der Wand, und der Zerstörer desselben stieß aus:

„Der Maler vergaß das Kreuz des Erbarmens und des Gehorsams vor den Gelübden der Priesterweihe auf der hochwürdigen Brust. Da schmückt's ihn — sein Sohn hat's ihm verliehen!"

Er machte einen Schritt gegen die Thür, doch nun raffte der Fürstbischof sich aus seiner Betäubung zusammen, stürzte ihm nach und schrie:

„Mein Kind — mein Blut, das ich gefunden, will mich verlassen? Wieder allein lassen! Ich will vergelten, was ich an Dir gesündigt — fordre von mir, was Du verlangst — Alles — aber bleib! Ich wußte nicht, daß Du lebtest — kannte Dich nicht —"

Der Fortgehende hielt den Fuß und drehte das Gesicht. Der wilde Sturm in seiner Brust hatte ausgetobt und er antwortete ruhig, kalt wie zuvor, nur gleichgültigeren Tones:

„Was willst Du von mir und sollte ich von Dir wollen? Du kanntest mich nicht, sagst Du, und ich kenne Dich nicht, alter Mann. Wir Beide gehören nicht zusammen. Ich war das Kind Deines Landes, der Rechtlosigkeit, der Schande und des Jammers, die Du ihm gebracht — ich bin der Sohn der Revolution, die Deinesgleichen in's Grab wirft. Das ist die Verbindung unseres Lebens, sonst nichts. Welche Antwort, Herr Fürstbischof, haben Sie für meinen General? Wenn Sie sich noch nicht zu entscheiden vermögen, senden Sie Ihre Erwiderung nach Kehl. Mich ruft meine Pflicht weiter."

Er wandte sich abermals zur Thür, doch Damian August rief mit stöhnendem Munde: „Warte!" Er stürzte auf seinen Schrank zu, riß eine Cassette hervor und kam zurück, daß in der fieberhaften Hast seiner Bewegung Louisd'ors wie überschüttendes Wasser aus dem Kasten zu Boden rollten. „Nimm Alles — Du

sollst mein Erbe sein — ich will Dich vom Kaiser zum Reichsstand erheben lassen — komm' wieder, daß ich nicht allein bin!"

Aber Arnould Vendémiaire warf nur einen Blick der Verachtung auf die in den zitternden Händen des Greises klirrenden Schätze. „Gold und Adel!" Ein bitteres Hohnlachen wollte sich ihm über die Lippen drängen, doch er zwang es zurück. „Ich war Frohnknecht in Philippsburg und Gassenkehrer in Paris und hab's entbehren gelernt. Glauben Sie, man kaufe Liebe für den Plunder und verkaufe seine Vergangenheit dafür? Ein menschlicher Herzschlag in Ihrer Brust, Herr Fürstbischof, hätte Ihnen einstmals ein Kind geboren — behalten Sie heute Ihr Gold!"

Der Sprecher verließ das Zimmer; fest und hallend, wie bei der Ankunft, durchklangen seine Schritte die prunkenden Vorsäle. Er vernahm hinter sich einen dumpfen, den Boden erschütternden Niedersturz, den ein Prasseln auseinanderrollender Goldstücke begleitete, doch er wandte sich nicht um. Rasch schwang er sich im Schloßhof auf sein wartendes Pferd, winkte seiner Escorte und sprengte in nördlicher Richtung aus Bruchsal davon. Doch er sprach und lachte nicht mehr mit seinen Gefährten, und sie getrauten sich nicht, ihn anzureden. Ein schweigsam finsterer Ernst lag in seiner Miene; auch das am Morgen von ihm bekundete Interesse schien er vergessen zu haben, denn er hob sich gleich-

falls nicht mehr in den Bügeln, um nach dem, zur Linken dann und wann über den Wipfeln des Lußhard auftauchenden Kirchthurme von Philippsburg hinüberzuschauen. Doch er hielt einen gleichmäßig scharfen Trab inne, der ihn rasch durch das Rheinthal am östlichen niedrigen Geländerand des Kraichgaues forttrug. Dann bog der kleine Reitertrupp vor Erreichung des Odenwald-Abfalles bei Heidelberg links ab, in die waldbedeckte Niederung hinein, und die Schatten aller Dinge fielen schon ziemlich lang nach Osten, als Arnould Vendémiaire bei der Schloßwache zu Schwetzingen Vorlaß bei dem „Electeur du Palatinat" verlangte.

Der Kurfürst Karl Theodor hatte sich eben vom Diner erhoben, gab sich der Ruhe hin und besaß nicht Neigung, sich dieselbe durch Audienzempfang eines Abgesandten des Generals Moreau stören zu lassen. Das Heer und die Heerführer der Republik, sowie diese selbst, waren überhaupt eigentlich nicht für ihn vorhanden und es konnte keinerlei Beziehungsaustausch zwischen ihm und ihnen aus irgendwelchem Anlaß erfordert werden. So ertheilte er dem, bei ihm in seinem Privatcabinet verweilenden Pater Lippert den Auftrag, das Vorlaßgesuch des französischen Insurgentenofficiers abschlägig zu bescheiden.

Der kurfürstliche Cabinetssecretair ging dem Befehl Folge zu leisten, und richtete diesen in kurz ablehnender Weise aus. Arnould Vendémiaire erwiderte achsel-

zuckend: „So überreichen Sie Ihrem Herrn dies Schreiben meines Generals," und einen zweiten Brief hervorziehend, fügte er bei: „Auch das werden Sie wohl an seine Adresse gelangen lassen." Der Empfänger warf einen nachlässigen Blick auf das ihm dargereichte zweite Schreiben, und eine Wimper seines Augenlides zuckte unmerklich, die Aufschrift war an ihn selbst, den hochwürdigsten Pater Lippert, Cabinetssecretair des Kurfürsten von Pfalzbaiern, gerichtet. Doch kein Zug in seiner Miene gab dem Ueberbringer dies kund, nur mit geschmeidigerer Höflichkeit als zuvor übernahm er die Zustellung der Briefe, sprach Bedauern aus, daß Seine Kurfürstliche Hoheit im Moment verhindert sei, den Botschafter zu empfangen, und bat diesen, abzusteigen und sich die Zeit des Wartens durch eine Besichtigung des Parkes zu verkürzen, dessen Anlage sicherlich sein Interesse erwecken werde. Der junge Officier blickte gleichgültig zu der artigen Aufforderung drein, doch der lange Tagesritt mochte es ihm selbst wünschbar machen, aus dem Sattel zu steigen, um sich etwas zu ergehen, und er schritt durch die hintere Portalwölbung des Schlosses gegen die Parkrotunde hinaus.

Drinnen kehrte der Pater Lippert über die Treppe zurück. Er begab sich indeß nicht sogleich wieder zum Kurfürsten, sondern er trat zuvor in ein kleines leerstehendes Zimmer ein, schloß die Thür hinter sich und

öffnete eilig den an ihn adressirten Brief. Nach der Lectüre desselben stand er geraume Weile nachdenklich und wog offenbar den Inhalt des Gelesenen hin und her. Aber allmählich bildete sich in seinen Augen ein Ausdruck der Zustimmung hervor, und sein Kopf nickte ein paarmal. Dann verwahrte er den Brief sorglich in einer Brusttasche, ging rasch zum Cabinet des Kurfürsten hinüber und reichte diesem das an ihn gerichtete Schreiben des Generals Moreau dar.

Karl Theodor hatte die ziemlich lange Dauer der Abwesenheit seines Sercetairs, wie es schien, nicht vermerkt. Im Gegentheil sagte er: „Ah, sind Sie schon zurück?“ und er wandte sich etwas widerwillig vom Fenster, an dem er gestanden, in's Zimmer und nahm den Brief in Empfang. Es war, als ob ihn ein Anblick draußen angezogen gehabt habe; die Augen des Paters Lippert gingen kurz und schnell einmal durch die Glasscheibe hinaus. Doch nichts Besonderes ließ sich drunten gewahren, die Rotunde lag still und beinahe völlig verlassen in der Abendsonne, nur Mademoiselle Véronique schritt, in einer Conversation mit dem Vicomte d'Andilly begriffen, durch einen der Sternwege. Sie war sehr fröhlich gestimmt, ihr Lachen klang bis herauf. Und sie trug ein neues Kleid von einem irisfarbigen Stoff, in dem man sie heut' zum ersten Male bei Hofe sah; im Gehen ringelte es sich ihr um die Glieder, wie der glimmernde Schuppen-

panzer einer großen blaugrünschillernden Eidechse oder wie das Gefieder eines tropisch-farbenprächtigen Vogels, und sie bewegte sich noch graziöser darin, als sonst.

Der Kurfürst hatte das empfangene Schreiben gelesen und warf es mißächtlich und mit Entrüstung zugleich auf den Tisch. Es enthielt eine ähnliche Insinuation des Generals Moreau, wie das an den Fürstbischof Damian August von Speier gerichtete. Die Kurpfalz solle einen Vertrag mit der Republik abschließen, wodurch sie der letzteren die Besetzung der Festung Mannheim übergebe. Dafür erhalte der Kurfürst Bürgschaft einer vollständigen Zurückgabe seiner linksrheinischen Lande beim Friedensschluß und könne bei jeglicher Umgestaltung der Verhältnisse und in jeder etwaigen Nothlage auf die Freundschaft und Hülfsbereitschaft Frankreichs rechnen.

Karl Theodor griff wieder nach dem fortgeworfenen Blatt und stieß mit höchstem Unwillen aus: „Lesen Sie, Lippert! Kennt man mich so wenig in Frankreich? Mir einen Compromiß mit der Revolution zuzumuthen, einen Verrath am Reich! Wenn es nicht geschrieben stände, würde ich sagen, es sei unglaublich!“

Der Cabinetssecretair nahm erstaunt den Brief, von dessen Inhalt er offenbar nicht die leiseste Ahnung besaß. Er las, zuckte die Achseln und stand wortlos, bis der Kurfürst sich zu ihm drehte: „Hätten Sie das

für möglich gehalten? Was denken diese Narren des Pöbeldirectoriums?"

„Vielleicht denken sie, was ich weiß, daß die Kassen Eurer Kurfürstlichen Hoheit ziemlich ausgeleert sind und den Ertrag der Wiederkehr von Einnahmen aus den linksrheinischen pfälzischen Landen freudig begrüßen würden."

Es war nur ein lächelnder Scherz, mit dem der Secretair die Antwort ertheilte, doch sie berührte trotzdem den Kurfürsten augenscheinlich unangenehm. „Immer Klagen über Geldmangel, Lippert! Ich mag nicht ewig davon hören! Wozu schränke ich mich denn auf's Aeußerste ein!"

„Auch die bewundernswerthe Sparsamkeit Eurer. Kurfürstlichen Hoheit kann allein in solchen üblen Zeitläuften keinen dauernd gedeihlichen Finanzstand erzielen Doch meine Antwort war nur ein unwillkürlicher Scherz, unter dem sich allerdings ein anders gearteter Ernst birgt. Ich kenne den Hochsinn Eurer Kurfürstlichen Hoheit zu genau, um nicht zu wissen, daß derselbe nie durch ein Privatinteresse zu einer Unterhandlung mit der Revolution verleitet werden könnte. Aber andrerseits weiß ich ebenfalls, unter welcher Noth und Bedrängniß die Bewohner der von der Republik occupirten Theile der Kurpfalz seufzen, und wie das Herz Eurer Kurfürstlichen Hoheit blutet, ihnen nicht wie früher den Segen eines Regimentes landesväter-

licher Liebe und Fürsorge angedeihen lassen zu können. Nach dem Friedensschlusse Preußens sind wir lediglich auf die Unterstützung durch Oesterreich und das Reich angewiesen. Eurer Kurfürstlichen Hoheit weise Voraussicht hat sich den Beistand des ersteren durch eine Vermählung zu sichern gesucht, die — ich darf es wohl aussprechen — eine ebenso hohe, Ehrfurcht erregende Selbstüberwindung gekostet haben muß, als sie thatsächlich den Zweck dieser Aufopferung keineswegs zu erfüllen verheißt. Eurer Kurfürstlichen Hoheit offene Mannesredlichkeit, das Vertrauen einer großen Seele hat nicht mit den kleinlichen Ränken, Hintergedanken, und Machinationen der Wiener Politik zu rechnen vermocht. Und die Beihülfe des Reiches auf der andern Seite — wir wissen leider, welcher Werth ihr innewohnt. Unter solchen Umständen steht wohl zu befürchten, daß ohne unser Vorwissen ein plötzlicher allgemeiner Friedensschluß stattfinden könnte, der gewissenlos die linksrheinische Pfalz preisgäbe und definitiv dem Besitz Frankreichs überließe. In einer so zweifelvollen Lage drängen mich Pflichtgefühl und Mitleid, des grenzenlosen Jammers von Hunderttausenden treuer Unterthanen zu gedenken, wenn sie durch eine Außerachtlassung gegenwärtig gebotener günstiger Constellation für immer dem landesväterlichen Regiment Eurer Kurfürstlichen Hoheit entrissen würden. Und ich wage es auszusprechen, eine so ungeheure Selbstüberwindung

ein derartiger Vertrag mit der Revolution erfordert, so hat Eure Kurfürstliche Hoheit doch schon in diesem Sommer ein solches bewunderungswürdiges Beispiel der Unterordnung des eigenen Lebens unter das Staatsinteresse abgelegt, daß ich die Hoffnung hegen darf, auch diesmal das zeitliche und ewige Wohl angstvoll harrender zahlreicher Unterthanen durch die Hochherzigkeit eines selbstsuchtslosen Entschlusses gerettet zu sehn."

„O, das wäre entsetzlich, Lippert —"

Der Kurfürst blickte seinen Cabinetssecretair erschreckt an. „Für immer verloren, glauben Sie? Eine so treue, gute Bevölkerung? Sie würde ein Recht haben, mir zu fluchen! Das darf nicht geschehen, muß um jeden Preis verhindert werden! Sie haben recht, eine ehrliche Politik, wie die meinige, ist immer von gewissenloser Beeinträchtigung durch heimlich geschmiedete Ränke bedroht. Aber —"

Er hielt inne und sah stumm-nachdenklich vor sich hinaus. Nach einer ziemlich langen Pause sagte der Pater Lippert ehrerbietig:

„Die erschöpfenden Erwägungen Eurer Kurfürstlichen Hoheit wollten beifügen —"

„Man wird — die Verleumdung niedriger Seelen ist immer rege — man wird uns des Verrathes am Reich beschuldigen, Lippert."

Der Angeredete zuckte die Schulter. „Eure Kur-

fürstliche Hoheit weiß, der große Stifter meines Ordens und Erhalter der göttlichen Ordnung auf Erden redet, daß die erhabene Absicht jedes Mittel zur Erreichung derselben als ein geheiligtes betrachten läßt. Doch die Schrift redet auch, man solle klug wie die Schlangen sein und den Schein vermeiden. So ließe sich böswilliger Lästerung durch Klugheit begegnen."

„Ich verstehe nicht, in welcher Weise, Lippert."

„Indem man, zum Beispiel, dem Commandanten von Mannheim den Befehl ertheilte, die Festung beim Anrücken des republikanischen Heeres zu vertheidigen — doch nur zum Schein — mit Vernachlässigung eines wichtigen Punktes, der, von den Feinden besetzt, eine Räumung unumgänglich machte. So hätte, nachdem etwas Blut geflossen wäre, für die Augen der Welt eine Eroberung stattgefunden. Eine gute Lohnverheißung für das segensreiche Werk würde natürlich dem Commandanten die richtige Auffassung seiner Pflicht erleichtern müssen."

Der Kurfürst Karl Theodor griff nach seinem Hut.

„Ich will noch vor Einbruch der Dunkelheit eine kleine Promenade machen. Ihr Rath ist immer des Erwägens werth, Lippert — fertigen Sie einstweilen eine Antwort an den General Moreau in dem besprochenen Sinne aus — ich werde unterwegs darüber denken und meine Entscheidung treffen. Aber ohne Blutvergießen, Lippert, oder wenigstens so gering als

möglich — und man soll nachträglich die Verwundeten belohnen. Halten Sie sich hier bereit, falls ich mich zur Unterschrift entschließe!“

Der Kurfürst verließ das Zimmer und schritt rascher als gewöhnlich die Schloßtreppe hinunter und in den Park hinein. Der zurückbleibende Cabinetssecretair vergewisserte sich am Fenster. der Entfernung des Monarchen, dann zog er den empfangenen Privatbrief aus seiner Brusttasche und überlas ihn nochmals. Die Ueberlieferung Mannheims an eine französische Besatzung verbürgte nicht nur das zeitliche und ewige Heil der treuen, linksrheinisch-kurpfälzischen Unterthanen, sondern der Inhalt des Schreibens sprach dem Pater Lippert für die Besitznahme der Festung auch die Gewährleistung der Republik aus, daß der Orden der Gesellschaft Jesu, in allen von französischen Waffen occupirt gehaltenen deutschen Landen ungestört seine Wiederorganisation in's Werk setzen, unter welchem Namen ihm beliebe, Klöster und Schulen errichten könne, und fügte die Zusicherung einer hohen Geldsumme für die Realisirung dieser Zwecke hinzu. Mit unbewegtem Gesicht nahm der Geheimsecretair des Kurfürsten noch einmal davon Notiz, verbarg den Brief wieder und entwarf eine Antwort an den General Moreau.

Auch im Park setzte Karl Theodor seinen Gang noch rasch fort. Er dachte, wie er es sich vorgenommen, über die Erwiderung an den republikanischen General

nach, aber zugleich suchten seine Augen vor sich auf, und er befand sich auch in Ungewißheit, ob die junge Dame, die er vorher mit einem Herrn über die Rotunde schreitend gesehen, wirklich Mademoiselle Véronique gewesen sei. Das irisfarbene Kleid war ihm völlig fremd, aber jedenfalls war es höchst eigenartig, bekundete einen feinen, originellen Geschmack und hatte der Trägerin ausgezeichnet gestanden. Es besaß einen Reiz für den Kurfürsten, dasselbe in der Nähe zu gewahren und sich zugleich zu unterrichten, ob er sich in der Persönlichkeit getäuscht habe, oder nicht. Ueber diesem Denken aber geriethen ihm die anderen Gedanken aus dem Kopf — sie erforderten ja auch nicht solche Eile — und die suchenden Augen behielten die Oberhand.

Es war wirklich Mademoiselle Véronique gewesen, und sie ging noch in Begleitung Arnould d'Andilly's in der langen Allee, welche jenseits des Hains des Apollo breit und gerad' in die Richtung der Ruine des römischen Wassercastells hinabführte. Sie hatten sich zufällig getroffen, das heißt, ohne ein Zuthun von Seiten Verena's; aber sie fühlte, er möge wohl nicht ganz durch Zufall zu gleicher Zeit des nämlichen Weges gekommen sein. Und andrerseits empfand sie, so frei und ungenirt die Sitte am Schwetzinger Hofe auch allen Verkehr gestattete, daß doch ein wenig Ungewöhnliches und vielleicht Auffälliges darin lag, wenn

eine junge Dame allein mit einem jungen Cavalier durch diesen einsam-abgelegenen Baumgang auf- und abwandelte. Bis vor wenigen Tagen hatte sie sich zumeist mit Pamela bei solchen Promenaden zusammen befunden und war das anders gewesen; es hätte auch jetzt noch einen andern, das Besondere abstreifenden Anstrich besessen, wenn die Allee noch durch sonstige Spaziergänger belebt worden wäre. Aber der Weg und die ganze Gegend waren völlig verlassen; hin und wieder fiel ein röthlicher Strahl der untergehenden Sonne mit schmalem Streifen zwischen dem Laubdach herunter, in dem dunklen Wasserarm zur Linken schnellte ein Fisch auf, oder ein schwarzes Eichkätzchen hüpfte über den Sand und schwang sich an einem Baumstamm in die Höhe; weiter regte sich nichts in der sommerabendlichen Stille. Und wenn Jemand zufällig des Weges kam, so konnte er kaum umhin zu denken, das hier wandelnde Paar habe diese Einsamkeit aus einer bestimmten Absicht aufgesucht.

Der Gedanke war Mademoiselle Véronique nicht angenehm. Sie hatte kein Gefühl, die Schicklichkeit zu verletzen, aber die Kurfürstin war am Morgen von Schwetzingen abgereist, es stand zu erwarten, daß der Kurfürst damit umgehe, seine Zusage in Betreff einer Stellung als Schloßdame zu verwirklichen, und es wäre sehr widerwärtig gewesen, durch irgend eine verleumderische Hinterbringung bei ihm in ein falsches

Licht der Außerachtlassung des Anstandes versetzt zu werden. Daß es Leute gab, die sich aus böswilligem Gerede ein Vergnügen machten, hatte sie mehr denn je beim Anlaß der plötzlichen Abreise Pamela's in Erfahrung gebracht, wenn sie auch nicht verstanden, worauf die flüsternden und lächelnden Muthmaßungen eigentlich hinzielten.

Doch auch aus einem anderen Grunde noch war ihr dies tête-à-tête mit dem jungen Vicomte nicht recht nach Wunsch. In der Gegenwart Anderer, überhaupt auf belebteren Wegen stand nicht zu befürchten, daß er die Frage an sie richten werde, auf die sie in sich selbst noch immer keine Antwort wußte. Sie hegte indeß die Empfindung, er habe sie nicht absichtslos in die Gegend gelenkt, um sie zu einer solchen deutlichen Erwiderung zu veranlassen. Seit dem Festabend war keine dahingehende Aeußerung mehr aus seinem Munde gekommen und schien er selbst von einem ungewissen Zögern befallen worden zu sein. Doch jetzt hatte er mehrfach den Versuch gemacht, aus dem offenen Baumgang abzubiegen und den kleinen Seitenweg unter die tiefsten Schatten des Apollohains einzuschlagen, und sie war diesem Bestreben jedesmal nur durch eine geschickte Wendung zuvorgekommen. Ein Instinct sagte ihr, wenn sie seiner Führung dort hinein, in die beinahe schon völlig lichtlosen Felswinkel und Grotten folgte, würde sie zu einer Entscheidung genöthigt sein,

und das wollte Mademoiselle Véronique noch nicht, heut' noch nicht und morgen auch noch nicht. Sie fand ihre Lebensexistenz außerordentlich angenehm, muthmaßlich verschönerte dieselbe sich durch die Gunst des Kurfürsten sogar noch immer mehr, und sie besaß gar keinen Grund, nach einer Aenderung zu trachten. Arnould d'Andilly's Huldigung war gewiß sehr hübsch und schmeichelhaft und bildete in höchst schätzbarer Weise für alle Fälle eine äußerst werthvolle Sicherung, eine Eventualität. Aber es ließ sich noch in Zweifel ziehen, ob ein Gemahl ebenso liebenswürdig und ergeben sein würde, als die Hoffnung eines im Stillen auf Erhörung harrenden Verehrers, und die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes und unausgesprochenen Verhältnisses blieb unfraglich vor der Hand das Wünschenswertheste und gewandt zu Erstrebende.

So legte Mademoiselle Véronique in ihrem Benehmen etwas Zurückhaltung und selbst ein wenig Sprödigkeit an den Tag. Sie hatte die Begleitung des jungen Vicomte nicht ablehnen können und auch nicht wollen, denn sie fühlte sich zu ihm hingezogen und schätzte seine Unterhaltung mehr als jede andere; die Wahl der Wegrichtung hatte sie nicht rechtzeitig beeinflußt und vermochte sie jetzt nicht wohl mehr zu ändern. Doch sie vermied, seinen Augen häufig zu begegnen, und jede vertrauliche Annäherung an ihn. Sie ging, oder vielmehr sie schwebte wie ein großer,

durch tropischen Farbenschmelz bezaubernder Falter auf Entfernung von Armeslänge neben ihm und suchte ihre innerliche Beunruhigung durch lebhaftes Gespräch und manchmaliges halb unbegründetes Lachen zu verbergen. Das weibliche Gefühl sagte ihr, er strebe danach, einen Moment, ein Zeichen der Vertraulichkeit von ihrer Seite für die offene Kundgabe seiner Wünsche zu benutzen, und sie hütete sich vorsichtig, ihm solchen Anlaß zu bieten, und sprach sehr laut, um ein etwa doch irgendwo in Hörweite befindliches Ohr darüber zu unterrichten, daß sie keinerlei Geheimnisse mit ihrem Begleiter austausche.

Im Blick Arnould d'Andilly's stand dagegen deutlich, daß er von wirklicher verzehrender Leidenschaft für das zauberhafte junge Weib ergriffen sei. Er schwieg manchmal, weil er fühlte, ein Beben seiner Stimme nicht beherrschen zu können. Nun sagt er, ihr Bild voll mit den Augen aufnehmend, als flöße dasselbe ihm eine eigenthümliche Hoffnung in Bezug auf eine Erwiderung seiner Frage ein:

„Sie haben mir noch nie von Ihrem Elternhause gesprochen, Mademoiselle Véronique, ich weiß nicht einmal, welchen Familiennamen Sie führen. Man sagt — aber wenn ich Sie ansehe, vermag ich's nicht zu glauben, sondern mir scheint's, wie in alten Märchen müßte eine Fee Sie in der Wiege vertauscht haben, und es stellte sich bei der Nachforschung heraus, daß

Sie ebenbürtiger Abkunft — ich meine, eine Königstochter für den Königssohn des Märchens seien."

Er sprach etwas verworren, stockend und hastig fortfahrend, und begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln der Verlegenheit. Sie hatten eine bildliche Huldigung ausgedrückt, doch es lag noch etwas Anderes darunter, wenigstens bezweckten sie eine Antwort darauf zu gewinnen. Mehr oder minder deutlich fühlte die Hörerin dies; es war sehr schmeichelnd, besaß jedoch noch eine darüber hinausgehende Tragweite. Und sie erwiderte mit einem kurzen Aufschlag ihrer scillablauen Augen: „Wenn nun der Königssohn sich darin nicht irrte?"

Mademoiselle Véronique erröthete ein wenig. Sie hatte keine directe Lüge mit den Worten ausgesprochen, aber dieselben bezweckten doch eine Täuschung, eine momentane Eitelkeitsbefriedigung auf Kosten der Wahrheit. Auch unklug war die Entgegnung ebenfalls gewesen, denn der freudig aufglänzende Blick des jungen Vicomte bekundete genugsam, welch' ernsthaftes Interesse er an dem berührten Gegenstande nahm.

Zweifellos stand er im Begriff, mit einer zweiten, unverhüllten Frage zu antworten, und dann war sie vor die Alternative gestellt, beschämt einen Rückzug einzuschlagen oder wirklich zu lügen.

Aus dieser fatalen Situation befreite Mademoiselle Véronique etwas höchst Erwünschtes. Unerwartet zeigte

sich vor ihnen eine Regung im Baumgang, sie gewahrte einen Officier mit nachdenklich gesenktem Kopf zwischen den Stämmen herankommen, und sagte, den günstigen Zufall rasch benutzend:

„Was für eine sonderbare fremde Uniform ist das?"

Arnould d'Andilly blickte flüchtig auf. Die Durchkreuzung seiner beabsichtigten Frage war ihm sichtlich unangenehm und er erwiderte gleichgültig:

„Er scheint der republikanischen Armee anzugehören."

Doch seine Begleiterin war nicht gewillt, den gewonnenen Beistand wieder aus der Hand zu geben. Sie fragte:

„Wie mag denn der hierher kommen?"

„Vielleicht von Mainz zu irgend einer Verhandlung in Betreff des Waffenstillstandes."

„Ich bin neugierig, ob diese Leute überhaupt so viel Anstand besitzen, zu grüßen."

Der Officier war dicht herangekommen und mußte die lauten französischen Worte vernommen haben, denn er hob unwillkürlich die Stirn. Dann schritt er in der That ohne Gruß vorbei, doch offenbar demonstrativ, als Erwiderung auf die von ihm gehörte Aeußerung, denn er wandte das Gesicht mit einem halb finsteren, halb spöttischen Ausdruck voll den ihm Begegnenden zu. Es sprach eine wortlose Geringschätzung daraus, und Mademoiselle Véronique gab diese in noch erhöhtem Maße zurück. Mit einer unverkennbar affectirten Hals-

drehung hob sie ebenso den Kopf gegen ihn und sah ihm, die Lippen leicht mißächtlich aufwerfend, gerade in's Antlitz. Dann waren sie sich vorübergegangen.

Doch plötzlich stockte der Officier und wandte sich um. Er blickte den Fortschreitenden einen Moment nach, und gleich darauf flog der Kopf Mademoiselle Véronique's mechanisch herum. Hinter ihr hatte eine Stimme: „Verena!“ gerufen.

Verwundert und verständnißlos schaute sie den, mit zwei großen Schritten zurückkommenden französischen Officier an, der, sie groß anstaunend, in deutscher Sprache ausstieß:

„Das waren Deine Augen!“

Sie erwiderte, die Schulter zuckend: „Ich glaube, dieser Herr ist ein Narr, Vicomte,“ und sie machte eine Bewegung, sich wieder abzukehren. Allein ehe sie die Wendung völlig vollzogen, hielt sie mit einem Anzeichen von Ueberraschung inne und fügte auf französisch, wie vorher hinzu:

„Diese Nase — pardonnez, monsieur — es liegt mir in der That etwas Bekanntes darin — ich glaube mich jetzt zu erinnern — monsieur — wie doch?“

Das sprachlose Staunen des Officiers hatte sich in ein leichtes Zittern seiner Mundwinkel verwandelt, er antwortete zum ersten Mal:

„Ich weiß Deinen Namen besser, Verena Schwanfeld.“

„Oh, Sie täuschen sich, mein Gedächtniß ist auch

gut — es war mir nur im Moment nicht gegenwärtig — monsieur Vendemar.“

Sie sprach den Namen auch französisch aus; ein wenig, doch schnell überwundene Verlegenheit mochte sich unter ihrer Erwiderung verborgen gehabt haben, ein etwas schnelleres Hin- und Herbewegen ihres zierlichen Fächers gab es leise kund. Die Züge des jungen Officiers hatte allmählich ein bitterer Anflug noch mehr verdüstert, er entgegnete jetzt gleichfalls in französischer Sprache:

„Sie täuschen sich doch, denn ich heiße Arnould Vendémiaire.“

„Ah — monsieur Vendémiaire — le vicomte d'Andilly.“

Mademoiselle Véronique hatte die volle Sicherheit ihres Benehmens wiedergefunden und sich ihrer gesellschaftlichen Pflicht erinnert. Sie stellte unter graziöser Handbewegung die beiden Herren einander vor, die sich mit kurzer, steifer Verneigung begrüßten. Dann setzte sie in leichtem Conversationstone hinzu:

„Es ist überraschend, daß Sie französischer Officier geworden sind, Monsieur.“

„Nicht mehr, däucht mich, als daß Sie Hofdame in Schwetzingen zu sein scheinen, Mademoiselle.“

„Als ich zuletzt das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, wäre mir der Gedanke nicht gekommen.“

„Muthmaßlich der an Ihre jetzige Existenz ebenfalls nicht.“

Mademoiselle Véronique wurde etwas roth. Sie sah auf einmal ganz deutlich die Wegstelle im Wald vor sich, wo sie sich von Arnulf Wendemar getrennt hatte, und ebenso stand sie sich selbst in der damals von ihr getragenen armseligen Kleidung mit dem blassen Gesicht und den langen mageren Gliedern vor Augen. In dem Bilde lag durchaus nichts Märchenhaftes, und es hätte eine eigenthümliche Illustration zu der vorherigen Frage Arnould d'Andilly's gegeben, wenn er sie plötzlich so gewahrt haben würde. Und es regte ihr sehr unbehaglich das Gefühl, als könne eine Fortsetzung des Gesprächs eine derartige Schilderung ihrer Vergangenheit mit sich führen — ja, es stand sogar zu besorgen, daß Arnulf Wendemar dies geradezu beabsichtigen mochte. Ihre Erinnerung an ihn kehrte überaus lebhaft zurück — er war ganz der Nämliche geblieben, der stets nur Lust empfunden, ihr weh zu thun, sie roh nach seiner Laune zu behandeln, ihr aus Neid jede dargebotene günstige Lebenswendung zu vereiteln. Ohne sein wildes Dazwischenfahren wäre sie schon damals von der Rheinfähre aus als Führerin mit Pamela nach Schwetzingen gegangen und natürlich gleich bei ihr geblieben, hätte nicht die schreckensvolle Begegnung mit ihrem Vater gehabt — zu der er ihr auch gerathen — und nachher nicht in tödtlicher Ver-

zweiflung am Seerand dagelegen. Das Alles dankte sie ihm, und nun auf einmal stand er wieder ebenso da, um hämisch, aus Neid über ihre elegante Erscheinung, ihr distinguirtes Wesen, über alles Das, was sie durch sich selbst geworden, abermals ihr Leben zu verderben — unverändert, nur von einem verwandelten Aussehen, das allerdings Fremde durch eine vornehme Wirkung über die boshafte, plebejische Gemeinheit seiner Sinnesart täuschen konnte. Und Mademoiselle Véronique beschloß, der fatalen Conversation schnellmöglichst ein Ende zu machen, und versetzte auf die, ihre gegenwärtige Existenz betreffende Hindeutung leichten Tones:

„Man ändert sich naturgemäß — Sie haben es äußerlich ja auch gethan. Doch ich sehe, daß Sie Ihre alte Gesinnung bewahrt oder vielmehr unter den Republikanern noch verbessert haben. Ich befinde mich im gleichen Fall."

Der letzte Satz klang überraschend, und Arnulf Wendemar ging in die von demselben aufgestellte Falle. Ihm flog von den Lippen:

„Sie auch? Sie hätten sich nur äußerlich, doch innerlich nicht verändert, Verena?"

„Nein, denn ich habe meine alte Abneigung gegen alles Revolutionäre bewahrt."

Mademoiselle Véronique konnte ein leichtes triumphirendes Lächeln über den eingeschlagenen Erfolg ihrer gut erlernten Hofkunst nicht zurückdrängen und sie gesellte

ihm noch eine zweite Darlegung derselben, indem sie nachlässig hinzufügte: „Es wird kühl, reichen Sie mir Ihren Arm, Vicomte, mich in's Schloß zu führen.“

Die Luft hatte sich nicht verändert, sondern war fast schwül wie zuvor, doch ein wirkliches leichtes Frösteln hatte ihr die Glieder überlaufen. Arnould d'Andilly trat beglückt rasch auf sie zu, ihr nach der Aufforderung den Arm zu bieten, den sie auch sogleich erfaßte; ihrem Gedächtniß war offenbar entfallen, daß sie sich vorgenommen, ihm durch keinerlei Vertraulichkeit Muth einzuflößen, und es mußte der Bedachtlosigkeit einer innerlichen Erregung entstammen, daß sie ihm jetzt eine solche erwies und obendrein vor den Augen des jungen republikanischen Officiers. Oder hatte es sie gerade deshalb dazu gereizt, weil sein Blick nach ihrer letzten, geschickt vorbereiteten Replik mit einem Funkeln verhehlungsunfähiger Erbitterung auf ihr haftete? Er stand einige Secunden reglos, nur seine Hand umgriff krampfhaft das Gefäß seines Säbels, dann sagte er, sich gewaltsam beherrschend:

„Falls Sie nicht vorziehen, mit mir zu gehen, Bürger d'Andilly.“

Es war ruhig und kalt gesprochen, doch eine nicht mißzuverstehende Aufforderung und in die Form einer durch ihre Absichtlichkeit beleidigenden Anrede gekleidet. Dem jungen Vicomte stieg das Blut in's Gesicht, allein er verstand den Grund der plötzlich an ihn gerichteten

Herausforderung des Wildfremden nicht und erwiderte nur achselzuckend, mit vornehmer Kühle:

„Ich wüßte keinen Anlaß dafür, mein Herr, noch fände ich diese Wege dazu geeignet."

Die Antwort war maßvoll, ohne Gegenkränkung besonnen ablehnend ertheilt, doch Arnulf Wendemar befand sich heut' zum andern Male nicht in der Gemüthsstimmung, einer Mahnung der Vernunft Gehör zu geben. Es gährte in seiner Brust, wie um einige Stunden früher im Schloß zu Bruchsal, vielleicht noch heftiger aus ihrer letzten Tiefe herauf, und er stieß besinnungslos aus:

„Ich dachte, ein Emigrant sei überall bereit, gegen die Vertheidiger seines Vaterlandes den Degen zu ziehen."

Nun zuckte auch die Hand Arnould d'Andilly's, den Arm Verena's fahren lassend, nach seinem Degengriff; von den Lippen Mademoiselle Véronique's flog ein unwillkürlicher spöttischer Ausruf: „Sie führen den Ihrigen wohl für Ihr Vaterland, Monsieur?" doch in ihrem Wesen kennzeichnete sich eine hochgesteigerte Unruhe, sie legte ihre Hand zurückhaltend auf diejenige des jungen Vicomte und sagte: „Ich verbiete Ihnen, d'Andilly, Ihr Leben gegen einen Sinnlosen auf's Spiel zu setzen." Allein die Erregung der beiden, sich mit solcher Plötzlichkeit, so seltsam und unmotivirt als Gegner gegenüber Stehenden war so bedrohlich ge-

wachsen, daß eine Einlenkung zu friedlichem Auseinandergehen für jeden, den Cavalier der alten Schule wie den Officier der französischen Armee, als ein Zurückweichen der Feigheit erschienen wäre. Mit ängstlichem Blick sah Mademoiselle Véronique umher, ob ihr nirgendwoher ein Beistand komme — das Herz klopfte ihr lauthämmernd in der Brust — da stieß sie einen leichten Freudenton hervor. Im rechtzeitigen Moment kam ihr die besterdenkbare Hülfe wie vom Himmel herab, und sie rief halb gedämpft:

„Messieurs, Son Altesse électorale!“

Kaum ein Dutzend Schritte von ihnen bog der Kurfürst Karl Theodor um eine Ecke, und sein Erscheinen übte eine Besinnung zurückgebende Wirkung auf die Gegner aus. Sie ließen die Hände von ihren Degen fahren, und ihre Haltung konnte ihm keine Vermuthung mehr einflößen, daß seine Dazwischenkunft den Ausbruch eines ernsthaften Streites verhindert habe. Er erwiderte liebenswürdig die ihm entgegengebrachte respectvolle Begrüßung und sagte lächelnd: „Ah, in der That Psyche, ohne Flügel diesmal, doch wie eine kleine Märchenschlange heut', der nur das güldene Krönlein fehlt.“ Dann wandte er den Blick auf den Fremden, der ohne Verneigung, nur einfach salutirend dastand. Doch so sehr der Kurfürst sonst auf die vorschriftsmäßige Ehrfurchtsbezeugung hielt, behielten seine Lippen dennoch auch diesem kurzen Gruß

gegenüber den wohlwollenden Ausdruck bei und er sprach:

„Wohl der Ueberbringer der Botschaft des General Moreau an mich?“

„Arnould Vendémiaire.“

„Es freut mich, Sie noch anzutreffen“ — eine Handbewegung Karl Theodor's lud den Officier ein, beim Weitergehen den Platz an seiner Seite einzunehmen — „und Ihnen als Führer in meinem Garten dienen zu können. Ihre Charge im Verein mit Ihrer Jugend zeigt, daß man in Ihrer Armee nach Verdiensten lohnt; ich hoffe, daß unsere Länder bald wieder zu voller Friedensnachbarschaft gelangen werden, und meine Antwort an Ihren General wird Alles, was in meinen Kräften liegt, dazu beitragen.“

Arnould Vendémiaire versetzte kurz: „Ich bin kein Franzose von Geburt, sondern stamme aus dem Bisthum Speier.“

„So? Ein Landeskind unseres ehrwürdigen Nachbarn? Sie besitzen in der That mit ihm selbst eine gewisse Aehnlichkeit, wie er in seiner Jugend gewesen. Solche Aehnlichkeiten sind ja bei Landsleuten nicht selten. Um so bewundernswerther ist Ihre Beherrschung der französischen Sprache. Ich mache Ihnen mein Compliment, man hört und sieht Ihnen den deutschen Ursprung nicht an.“

Die Bemerkung über die Aehnlichkeit hatte der

Kurfürst mit einem leichten Lächeln begleitet, doch die letzte Beglückwünschung enthielt zweifellos keinerlei Beimischung von Ironie, und leutselig redend führte er seinen Begleiter an den interessantesten Punkten des Parkes vorüber, dem Schlosse zu. Eine kurze Zeit lang folgten Arnould d'Andilly und seine Dame den beiden Voraufgeschrittenen, doch als der Kurfürst sich einmal wie zufällig umwandte, waren sie verschwunden. Mademoiselle Véronique hatte diesmal eigenen Willen in der Wahl der Wegrichtung kundgethan und den jungen Vicomte mit sich zum Abbiegen in einen Seitenpfad veranlaßt. Doch forderte sie ihn nicht wieder auf, ihr den Arm zu reichen, sondern ging ungeführt rasch neben ihm, stets die nächsten Wege nach dem Schloß einschlagend, augenscheinlich in der Absicht, baldmöglichst in ihre Wohnung zurück zu gelangen. Sie sprach lebhaft und unausgesetzt, eilte indeß nur mit wenigen halb erläuternden Worten über die Persönlichkeit Arnulf Wendemar's hinweg und gab, schnell zum Allgemeinen übergehend, ihrem Zorn und Widerwillen gegen die Republikaner erregten Ausdruck. Es fiel d'Andilly unmöglich, auf den Gesprächsgegenstand vor der Begegnung mit dem Officier zurückzukommen, sie trafen auch bald am Ausgang der großen Rotunde ein, und Mademoiselle Véronique verabschiedete sich ziemlich kurz von ihrem Begleiter und begab sich in ihre Behausung.

Ihr Inneres ward von einer heißen Empörung

durchflutet, und ihr Blut klopfte fieberhaft. Es war nicht Aerger und Zorn, sie fühlte zum ersten Mal im Leben, daß sie einen Menschen haßte. Sie haßte Arnulf Wendemar und trug einen heftigen Unmuth über sich selbst, daß sie ihm seine freche Anmaßung und Bosheit nicht schärfer vergolten habe. Zwar hatte sie ihm mit höfisch zugespitzten Bemerkungen seine Stellung gedeutet und ihn geschickt durch ihre letzte malitiöse Antwort provocirt, doch ein Mensch von seiner Abkunft, Bildungslosigkeit und Geistesrohheit konnte die Verletzungen mit so fein geschliffenen Waffen kaum wirklich empfunden haben. Sie hätte ihn ganz anders verwunden, überhaupt auch nicht französisch, sondern deutsch mit ihm sprechen sollen, um ihm zu zeigen, wer er sei und wie sie den scheinbaren Firniß seines Wesens taxire. Ihr erster Impuls war das auch gewesen, aber dann hatte sie fälschlich gemeint, durch die französische Sprache den Abstand zwischen ihr und ihm besser zu kennzeichnen.

Sie dachte nach, was sie ihm eigentlich hätte sagen sollen, konnte aber nicht darauf kommen. Es war dämmernd geworden, und ein Geräusch draußen ließ sie unwillkürlich an's offene Fenster treten. Dann fuhr ihr Kopf zurück, Hufgetrappel scholl auf den Steinen heran, und die französischen Reiter zogen vom Schloß her durch die Dorfstraße wieder davon.

Mademoiselle Véronique trat hinter den Vorhang, doch hielt sie die Augen hinuntergerichtet. Es interessirte

sie, ob der Anführer des kleinen Trupps wohl durch einen Aufblick nach ihrem Fenster den Grimm der Demüthigung, die sie ihm zugefügt, kundgeben werde. Allein er sah nicht herauf, und ihre Finger zogen sich von einem neuen Verdruß zusammen. Es legte Beweis dafür ab, daß sie ihn in der That nicht tief genug verletzt hatte.

Aber etwas Merkwürdiges lag doch darin, daß Arnulf Wendemar dort ritt, daß der lang aufgeschossene, schlottrig-ungelenke Bursche von den Philippsburger Wällen dieser stolz und straff wie seinem Pferd angegossen sitzende Reiterofficier war.

Niemand hätte ihn wiedererkannt, als wer sich eben besonderer Eigenthümlichkeiten seines Gesichtes genau erinnerte. Wie konnte diese Umwandlung in fünf Jahren geschehen sein? Er mußte sich durch irgend etwas hervorgethan haben, daß er einen verhältnißmäßig so hohen Rang im Heere bekleidete. Freilich in einer Armee von Pariser Gassengesindel.

Die Reiter waren vorübergezogen, und Mademoiselle Véronique bog mechanisch den Kopf vor und sah ihnen nach.

Muthmaßlich war er zu seiner Officiersuniform durch Tapferkeit gelangt, das heißt, durch irgend einen sinnlos tollkühnen Streich. Er war immer ein Raufbold gewesen und bereit, sein Leben gleichgültig auf's Spiel zu setzen, vielleicht weil er selbst empfand, daß

Niemandem etwas daran verloren ging. Sein eigenes und das Anderer; das hatte er damals mit den beiden Bütteln bewiesen. Mademoiselle Véronique dachte mit Entrüstung zurück, wie er sie in der Nacht durch den Sumpf gezerrt.

So konnte man sich unvermuthet im Leben wieder begegnen.

Sie bog den Kopf noch etwas weiter vor, allein es ward schon zu dunkel, das Zwielicht warf seinen grau verhüllenden Mantel über die Fortziehenden.

Der Gedanke, daß er ihr seinen Ingrimm durch einen Aufblick nach ihrem Fenster noch einmal kundgeben solle, war allerdings ein thörichter gewesen. Er konnte ja nicht wissen, daß sie in diesem Hause wohne, mußte sie im Schloß vermuthen. Aber sie hatte immer deutlicher die Erkenntniß gewonnen, er war der einzige Mensch auf der Erde, den sie haßte.

Sie hätte ihm ihren Abscheu vor den Republikanern, den Revolutionären, den Königsmördern, der Rohheit, Gemeinheit und Verworfenheit seiner Gesinnungsgenossen und Brüder ohne alle Bemäntelung aussprechen sollen —

Nein, sie wußte es plötzlich, ihr Herz hämmerte es mit heftigem Schlag. Sie hätte ihm in's Gesicht schleudern sollen, daß sie ihn verachte, weil er ein Deutscher sei, der französische Uniform trage und gegen sein Vaterland kämpfe.

Im Spott hatte sie es ihm wohl zugerufen, doch sie hätte es im Ernst rufen müssen, in deutscher Sprache: „Ich verachte Dich, Arnulf Wendemar!“ Das wäre ein wirklich voller Triumph über ihn gewesen, denn sie hätte, der Wahrheit gemäß, hinzufügen können: „Mein Mund spricht freilich französisch, und die Eleganz, die Bildung meines Wesens stammen von Versailles, aber mein Herz ist deutsch geblieben und hat nicht vergessen, daß es in Philippsburg geschlagen und was Frankreich an Noth, Elend und Jammer Jahrhunderte lang über seine Kinderheimat gebracht — und darum habe ich ein Recht, Arnulf Wendemar, Dich als den Feind, den Verräther an Deinem Vaterlande zu hassen und zu verachten!“

Nun war es für solche Herzensbefriedigung Verena Schwanfeld's leider zu spät, denn Arnould Vendémiaire zog wieder gegen den Rhein in die Weite. Die Dämmerung ließ seine Begleiter den Ausdruck seines Gesichtes nicht klar mehr unterscheiden, doch unfraglich sah es noch düsterer aus, als bei seinem Eintreffen in Schwetzingen, und mußte die Muthmaßung erregen, daß er von der auf seine Botschaft erhaltenen Antwort höchst unbefriedigt sei. Er hatte am Morgen, wie er von Kehl ausgeritten, nicht vorhergeahnt, welcherlei unerwartete Begegnungen der Tag ihm bringen werde; wie am Nachmittag beim Verlassen Bruchsals sprengte er seiner Escorte um eine Wegstrecke voran. Doch

that er jetzt etwas, was er dort nicht gethan, er drehte einmal den Kopf zurück. Die beherrschungslose Erregung, die ihn fast zum Ziehen seiner Waffe gegen den Vicomte d'Andilly fortgerissen, war von ihm gewichen, sein rückgewandtes Gesicht unbewegt, schweigsam-kalt. Nur unter den Brauen glühte ein stummer Strahl hervor, der dem Schloß, dem Park, dem Dorfe Schwetzingen, Allem, was er hinter sich ließ, nichts Heilsames kündete, wenn seine Macht der unsichtbaren Gährung seines Blutes gleichkäme. Aber seine Zähne konnten sich nur ohnmächtig knirschend aufeinander pressen, und seinem Pferde jäh die Sporen einstoßend, daß es wild aufbäumte, jagte er, ohne sich um das Mitkommen seiner Begleiter zu kümmern, in die beginnende Nacht hinein.

Siebentes Kapitel.

So aber, wie am Frühmorgen dieses langen Tages, gleichzeitig mit Arnould Vendémiaire's Austritt aus dem Festungsthore von Kehl, durch die Wälle der Festung Erfurt ein Wagen davongerollt war, setzte auch dieser letztere anhaltslos seinen Weg gen Norden durch die Nacht fort und trug Pamela Fitzgerald ebenso in's Dunkel hinaus. Sie folgte dem Weg, den Karl Theodor von Dalberg ihr gedeutet, weil ein Trieb — nicht in ihrem Herzen, doch in ihrer Seele — ihr die nämliche Richtung wies. Es war etwas, das sie Dalberg nicht ausgesprochen, und nicht einmal sich selbst. Doch die Nacht, in der sie Schwetzingen verlassen, hatte einen Stolz ihres innersten Lebens tödtlich getroffen; man hatte die Ehre desselben so gering zu achten, so verachten zu können geglaubt, daß sie einer Aufrichtung in sich selber bedurfte. Sie mußte diese Entwürdigung in ihrem eigenen Gefühl austilgen, um das Weiterleben zu ertragen, und sagte

sich, sie könne es, wenn sie einem Manne Achtung abnöthige, der unter allen Menschen von ihr am wenigsten Beistand in seinem Unglück erhoffe; der kaltsinnig und jeder Regung der Liebe unzugänglich, doch kein einschmeichelnder, langsam umgarnender, heuchlerischer Betrüger sei; der kein Herz besaß, nach dem ein Weib trachten konnte, doch eines, das seiner Schätzung eines Weibes Werth lieh, den standhaften Muth und die Tapferkeit eines Mannes. Freiwillig ging sie zu ihm, von keiner Pflicht geführt; sie wußte, daß sie nicht nur mit seiner mißachtend leeren Gleichgültigkeit für sie, sondern noch mehr mit ihrem eigenen Widerwillen, in seiner Nähe zu verweilen, kämpfen müsse. Aber sie wollte nicht von ihm gehen, ohne daß sein Dank sie in ihrer Selbstachtung wieder gehoben.

Es war eine seltsame, unklare Mischung der Antriebe und Empfindungen Pamela Fitzgerald's, die sie nicht in ihre Wurzeln verfolgte und es auch nicht vermocht hätte. Manchmal fühlte sie, selbst traumhaft, daß ein Theil ihres Handelns auch noch unter dem Einfluß jenes wunderlichen Traumes stehe. In seiner Vision hatte eine Deutung der Wirklichkeit gelegen, daß Edward Fitzgerald durch ihre Versäumniß von der Kugel getroffen worden war. Wäre sie ihm nach Irland gefolgt, so hätte sie vielleicht dieses Verhängniß von ihm abgewendet, wie in dem Traum gleichgültig, ob er es ihr dankte oder nicht. Und in etwas war

es ihre Verschuldung, daß ihre Bitten den Kurfürsten bewogen, ihr das Verbleiben in Schwetzingen zu ermöglichen. Freilich wußte sie jetzt, daß nicht ihr Wunsch und Bangen für ihn den Beweggrund seiner erfolgreichen Vermittelung gebildet hatten.

In welcher Art konnte er überhaupt damals die Durchführung seines eigenen Wunsches erzielt haben? Seltsam, wie sie zurückdachte, war doch die Abreise Lord Fitzgerald's unmittelbar nach der Trauung gewesen. Freilich, er wollte ja nichts als die Mitgiftsummen des Herzogs von Orleans für seine politischen Pläne, und das Stattfinden der kirchlichen Cermonie hatte ihn derselben versichert.

Pamela Fitzgerald besaß viel Zeit, nachzudenken, denn der Weg nach London über Land und Meer war lang. Aber dann setzte nach manchen Tagen ein Schiff sie an den Themsestrand ab, und durch das brausende Volksgewühl der Straßen gelangte sie zum Tower. Doch der Gefangene, nach dem sie fragte, befand sich nicht mehr dort, er war fortgeschafft worden, Niemand wußte, wohin. Man bekümmerte sich überhaupt in England nicht mehr um den irischen Aufstand, das ganze Interesse war auf die große Politik gegen das Fortschreiten der republikanischen, sowohl mitairischen als mehr noch diplomatischen Erfolge auf dem Continent gerichtet. Vermuthlich hatte man den irländischen

Rebellenführer irgendwo in der Stille erschossen, enthauptet oder gehenkt.

Doch die ihr in den Weg tretenden Schwierigkeiten erhöhten die Willensenergie Pamela's. Sie hatte sich bisher im Leben nur leidend verhalten, jetzt war zum ersten Mal ein Trieb über sie gekommen, zu handeln, und sie entwickelte eine überraschende, von keinem Mißerfolg abgeschreckte Kraft der Ausdauer. Sie wollte den Aufenthalt Lord Fitzgerald's in Erfahrung bringen, und es gelang ihr. Er lebte noch und befand sich im Gefängniß zu Newgate. Doch man verweigerte ihr den Zutritt zu dem Gefangenen, sie hatte an diesen naturgemäßen abschlägigen Bescheid vorher nicht gedacht und stand einen Augenblick verstummt. Dann sagte sie: „Ich bin sein Weib," und wiederholte dieselbe Erklärung vor dem Gouverneur des Gefängnisses. Dieser erwiderte gleichgültig: „Er wird sterben, man soll sie zu ihm lassen; wir können eine Pflegerin sparen."

Pamela erreichte ihr Ziel in anderer Gemüthserregung, als die ersten Gedanken daran es ihr vorgestellt. Die Ueberwindung so vieler Hemmnisse ließ sie wie im Gefühl eines errungenen Sieges frohlocken; die Thür, welche sich vor ihr öffnete, erfüllte sie mit einer Befriedigung, fast mit einer glücklichen Regung.

In einer dunklen, engen Zelle lag Edward Fitzgerald auf harter, armseligster Lagerstatt. Von der Wand über

derselben tropfte es feucht herab, das schmale, dickvergitterte Fenster ließ kaum so viel Licht einfallen, um etwas deutlich zu erkennen. Der Gefangenwärter trat an den Liegenden hinan, sagte kurz und brüsk: „Your wife!“ ging wieder und schloß die Thür. Man machte mit dem gestürzten irischen Rebellen keine Umstände.

Er schien die Worte nicht verstanden zu haben, sein Kopf verharrte unbeweglich gegen die Wand gedreht. Erst nach einer Weile mußte ihm ein unbestimmtes Gefühl kommen, daß Jemand in dem Raum geblieben sei, denn er wandte mit einer offenbar schmerzhaft-mühsamen Bewegung den Hals. Ein fast blutlos weißes Gesicht sah apathisch auf und fragte hohlstimmig:

„Wer ist da?“

„Ich, Lord Edward.“

Es war die Anrede, die einstmals seine Braut bis zum letzten Tag im Gespräch mit ihm bewahrt, und ein kaum merkliches Aufweiten seiner Lider zeigte, daß sein Gehör die Antwort aufgefaßt habe. Doch er versetzte:

„Warum läßt man mich nicht allein?“

„Sie sind krank“ —

„Ich hinterlasse keine Erbschaft.“

Sein Kopf drehte sich wieder gegen die Wand und er sprach nichts mehr. Seine Antwort hatte kundgethan, daß er ihre Stimme erkannt, aber kein Er-

staunen lag darin, keine Ueberraschung irgend welcher Art, nichts als der Gedanke, sie sei gekommen, um ihn zu beerben. Wider den Willen Pamela's entflog ihr mit einem bitteren Aufklang: „Ich habe nie etwas von Ihnen verlangt, Mylord.“ Er regte sich nicht; sie setzte sich auf den Holzstuhl seiner Zelle und wartete; indeß eine Stunde verging, ohne daß er durch ein weiteres Zeichen Erinnerung an ihre Gegenwart verrieth.

Doch Pamela war zu völliger Ruhe zurückgelangt, stand auf und begab sich zu dem Wärter hinaus. Ihr Blick war seit Kurzem wundersam für die Wirklichkeit des Lebens geschärft worden, und sie erkannte in dem barsch-mürrischen Gesicht des Gefängnißschließers die versteckt lauernde Vortheilbegier. Und sie schloß sofort, Lord Fitzgerald befinde sich in dem elenden Zustande, weil man ihn aller Geldmittel beraubt habe.

Sie aber verfügte über solche, und ihre Muthmaßung bewährte sich rasch. Als ob sie in den letzten Wochen auch einen Cursus praktischer Lebensklugheit durchgemacht, legte sie ihren Wunsch nach einer besseren Gestaltung der äußeren Verhältnisse für den Gefangenen an den Tag. Sie machte keine übermäßigen Anerbietungen, doch ließ sie den Wärter auf fortdauernden Gewinn hoffen und erzielte binnen Kurzem seine völlige Willfährigkeit. Mit zuvorkommend verändertem Wesen theilte er auf ihr Befragen mit, der Lord sei durch

einen Säbelhieb auf der Schulter schwer verletzt worden, doch die Wunde heile durchaus günstig, und es falle deshalb schwer zu begreifen, warum er trotzdem von Tag zu Tage mehr an Kraft verliere und ein Aussehen gewinne, als ob er schon in einem offenen Grabe daliege. Sein Gesicht sei wohl auch bei der Ankunft ziemlich farblos, aber gegen den jetzigen Zustand blühend gewesen. Nun ging der Wärter, um ein bequemeres Lager für den Gefangenen zu besorgen, und Pamela blieb zurück, bis die Umlagerung vollzogen worden. Dann saß sie wieder schweigsam auf dem niedrigen Holzstuhl der Zelle.

Lord Fitzgerald vermochte jetzt seine Glieder länger auszustrecken, und mechanisch hatte er es gethan. Er lag mit dem Gesicht in's Innere des Gemaches gewendet und sah lange starr vor sich hinaus. Dann zuckte es ungeduldig an seiner Wimper und er sagte:

„Warum sind Sie hier?"

„Um Ihnen zu helfen."

„Ich brauche Niemanden und will allein sterben."

„Wenn Sie bessere Pflege haben, werden Sie nicht sterben."

Erst nach einer Pause antwortete er:

„Haben Sie mir dies andere Bett bereiten lassen?"

„Ja."

„Ich will es nicht, es soll fort."

„Es dient zu Ihrer Heilung."

Doch nun stieß er herrisch aus:

„Wollen Sie mich zwingen? Ich kann noch selbst wollen — noch!“ Und er schleuderte mit einer Kraftanstrengung die weiche Decke von sich.

Es flog roth über Pamela's Gesicht, sie hob sich rasch von ihrem Sitz und wandte sich um. Edward Fitzgerald war aufgesprungen, doch die Füße trugen ihn kaum und er fiel erschöpft auf den Bettrand zurück. So saß er und blickte auf die abgewandt unbeweglich stehende Gestalt. Dann mußte ihm eine Empfindung kommen, weshalb sie so stehe. Sein Mund vermurmelte einen unartikulirten Laut, er streckte sich, die Decke über sich ziehend, wieder hin, und Pamela setzte sich schweigend auf den Stuhl zurück.

Es ward kein Wort mehr gesprochen; er lag mit geschlossenen Augen, und sie dachte über eine Aeußerung des Wärters nach. Nach einer Stunde vielleicht kam der Letztere und brachte die Mittagskost des Gefangenen. Sie war gleichfalls von besserer Art und Bereitung als sonst, eine dampfende Suppe füllte die Schüssel. Allein er rührte sich nicht, um dieselbe zu genießen, und nach einer Weile sagte Pamela: „Ihr Mahl wird kalt, es ist gesünder für Sie, die Speisen warm zu essen.“

„Wenn Sie fort sind.“

Er antwortete es tonlos, doch zum ersten Mal ging dabei eine Veränderung in seinen Augen vor. Ein

eigenthümlich spähender Blick sah kurz unter den Lidern auf, gleich dem eines Kundschafters, der, durch ein Feldlager geführt, die feindliche Stellung auszuforschen trachtet. Der Blick redete, Pamela sei ihm nicht allein gleichgültig, sondern erscheine ihm als Feind.

Warum? — Sie folgte seinem indirecten Geheiß und begab sich hinaus, aber der sonderbare Ausdruck seiner Augen verließ sie nicht. Es hatte etwas Verborgenes darunter gelegen, eine Verhehlung, die gegen Edward Fitzgerald's Natur war. Weshalb begleitete er seine Entgegnung mit diesem Blick, und weshalb wollte er nicht in ihrer Anwesenheit essen? Ein unbestimmter, dunkler Verdacht schoß in ihr auf.

Als sie zurückkehrte, stand die Schüssel leer auf dem Tisch an seinem Bett, und er lag wie zuvor, doch abgedrehten Kopfes. Er gab mit nichts Acht auf ihr Kommen, und ihr Blick ging suchend durch den Raum. Wie hinausschauend trat sie an's Fenster und sah, daß an den Gitterstäben einige mattglänzende Tropfen hingen; dann räumte sie das Speisegeschirr auf dem Tisch zusammen, und ihre Hand glitt leicht fühlend über die Höhlung des Löffels. Er war völlig trocken, unbenutzt.

Der Verdacht Pamela's hatte sich bestätigt: Edward Fitzgerald wollte sich durch Verhungern tödten. Er warf die ihm gebrachten Speisen durch's Fenster; daher

verschlechterte sich trotz der heilenden Wunde sein Aussehen, nahm seine Kraftlosigkeit zu.

Pamela gab keinen Laut von sich, sie setzte sich auf ihren Platz zurück. Ihr Kopf nickte nur einmal einem aufsteigenden Gedanken zu: Dalberg hatte doch recht gehabt, sie hatte eine Menschenpflicht hier zu erfüllen.

Ruhig saß sie, bis die Abendkost gebracht wurde; der Wärter zündete eine kleine dunstige Wandlampe an und ging. Nun trat Pamela an das Bett und sagte:

„Ihre Mahlzeit wartet.“

Er rührte sich nicht, und sie fuhr fort: „Ich bitte Sie, zu essen.“

Die Worte waren mit einem leichten Nachdruck und einem besonderen Klang gesprochen, es mußte sein Ohr berührt haben, daß sich unter ihrem einfachen Inhalt etwas barg, denn er drehte den Kopf und erwiderte, fast ohne sein Wissen schien's: „Warum?“

„Weil Ihre Wunde dann heilen und Ihre Kraft wiederkehren wird.“

Nun flog's ihm mit einem scharfen Ton von den blutlosen Lippen:

„Hat England Sie gedungen, damit der Henker einem Geheilten den Kopf abschlagen kann?“

„Nein, Irland, um ihm seinen Befreier zu erhalten.“

Es ging mit einem Zucken durch den Körper des

Verwundeten. Er murmelte nach: „Irland — wer spricht von Irland?"

„Ich, Lord Edward."

Doch jetzt verzog sein Mund sich zu einem kalten Hohn:

„Ich erinnere mich, Irlands Klima war zu rauh für Sie, Lady Fitzgerald — weshalb sind Sie heute hier?"

„Weil Sie als ein Held für Ihr Vaterland gekämpft haben, verkauft und verrathen worden sind."

„Verkauft —" er wiederholte das Wort und fügte es etwas lauter nochmals hinterdrein: „Verkauft von der Habgier. Mir geschah recht, ich war ein Narr. Man soll Keinem trauen, als sich selbst."

Er sprach es vor sich hin, schwieg und fügte nach einer Pause, frostig abweisend, nach:

„Ich will nicht leben und will kein Mitleid von Ihnen. Verlassen Sie mich."

„Erst dann, wenn ich Sie für Irland wieder hergestellt habe."

„Mein Todesurtheil wartet nur auf meine Genesung."

„So befreie ich Sie, ehe es vollstreckt werden kann."

Er legte sich antwortlos zurück und lag geraume Zeit stumm und unbeweglich. Dann richtete er sich plötzlich auf und sagte, gedämpften Tones, Pamela mit einem geisterhaften Blick anstarrend:

„Du bist ein Weib, doch Du logst nie. Ihr Alle sonst seid Lügner — willst Du mich für Irland befreien?"

„Ich will's, deshalb bin ich hier."

„Dann soll Irland es Dir danken."

Unwillkürlich entfuhr es den Lippen Pamela's: „Das sprachen Sie im Traum auch zu mir."

Er hörte nicht darauf, sondern streckte die Hand nach der Schüssel, tauchte den Löffel hinein und aß. Methodisch leerte er den Inhalt aus, dann legte er sich wortlos mit abgewendetem Gesicht gegen die Wand.

Pamela machte keinen Versuch mehr, ihn zum Reden zu veranlassen; sie hatte ihren nächsten Zweck erreicht, blieb noch eine Weile, bis er in Schlaf verfallen war, und begab sich in den engen Verschlagwinkel, den der Wärter ihr gegen reichliche Vergütung in einem Vorraum des Gefängnisses zum Verbringen der Nächte angewiesen hatte. Er war bereit gewesen, ihr ein Lager am Boden in der Zelle ihres Mannes aufzuschlagen, doch sie hatte eine andere Unterkunft verlangt.

Am andern Morgen aber saß sie wieder auf dem Platz wie am Tag zuvor. Edwald Fitzgerald begrüßte ihr Eintreten durch eine leichte Kopfregung, bis zum Mittag hin ward kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Sie überwachte die Einnahme seiner Mahlzeiten, allein sie bemerkte bald, daß diese Vorsicht nicht

mehr nöthig war. Er hatte seinen Plan aufgegeben, aß und wollte leben. Dann trat sie einmal an sein Bett, und er richtete die erste Aeußerung an sie: „Was wollen Sie?“

Sie antwortete: „Nach Ihrer Wunde sehen.“ Es lag der Ton darin, auch das sei für seine Wiederherstellung nothwendig, und er ließ es geschehen. Die Wunde zog sich, dicht am Hals beginnend, lang und tief auf die Schulter herunter und befand sich in schlimm und jedenfalls äußerst schmerzhaft vernachlässigtem Zustande. Der Anblick war, zumal für das ungewöhnte Auge, kein ästhetischer, sondern widrig, doch kein flüchtiges Zaudern und keine leiseste Regung in den Zügen Pamela's verrieth solche unvermeidliche Empfindung. Sie hatte sich geeignetes Verbandmaterial herbeigeschafft, und obwohl sie noch niemals eine derartige Hülfsleistung ausgeübt, vollzog sie ruhig, sicher und behutsam dasjenige, was ihr als erforderlich und heilsam erschien. Ein Zucken seiner Schulter ließ ab und zu erkennen, daß es ihm trotzdem heftigen Schmerz verursachte, doch von seinen Lippen kam kein Laut. Und gleicherweise nicht, als sie ihre Arbeit beendigt, die zum ersten Mal sorglich gereinigte Wunde mit weicher, in kaltem Wasser getränkter Leinwand verbunden hatte. Er sprach kein Wort des Dankes, aber die Art, wie er sich wieder zurücklegte, gab ein körperliches Wohlgefühl kund.

Und ebenso schweigend ließ er jedesmal die Wiederholung ihrer Sorge für die Heilung seiner Wunde geschehen. Nur am ersten Tage hatte er mit ihr geredet, jetzt that er es nicht mehr; doch er legte auch nicht mehr den Wunsch und Willen an den Tag, daß sie ihn verlassen solle. Er kehrte sich auch nicht, wie zuerst, ständig gegen die Wand ab, sondern lag zumeist dem Innern der kleinen Zelle zugedreht. Seine offenen Augen verfolgten offenbar stets Gedanken an die Zukunft vor sich in der Luft, aber das Düstere und Starre schwand mehr und mehr daraus. Dann und wann glitt sein Blick einmal über die ruhig drüben sitzende Frauengestalt: man konnte erkennen, seine Gedanken hatten das, worauf er hoffte und wartete, wofür er fortlebte, an sie angeknüpft, und ihr Dasein leistete ihm eine Gewähr für die Erfüllung. Es trieb ihn, sich zu vergewissern, daß sie nicht fort sei.

So gingen gleiche Tage. Die Erneuerung des Verbandes bereitete ihm sichtlich keinen Schmerz mehr, die Wunde schritt jetzt rasch in der Heilung fort. Doch es war, als gehe diese ihm trotzdem zu langsam; es schien, als warte er manchmal etwas ungeduldig darauf, daß die leise, sanfte Hand Pamela's den Leinwandumschlag auf seinen Schultern wechsele. Auch sein Aussehen besserte sich von Tag zu Tage, es war unfraglich, daß die nahrhaften Speisen ihm Kraft zurückgaben.

Nun sprach er doch einmal wieder. Er hatte die Augen nachdenklich auf Pamela gerichtet gehabt und fragte plötzlich:

„Warum sorgen Sie für mich?"

Sie hielt die Fiction aufrecht, mit der sie ihn am ersten Tage zur Annahme ihrer Hülfe bewogen und antwortete:

„Weil ich Irland vertrete."

Doch er schüttelte den Kopf. „Was geht Sie Irland an?"

„So thu' ich's, weil es meine Pflicht ist."

Edward Fitzgerald wiederholte: „Ihre Pflicht?" schüttelte abermals den Kopf und schwieg. Doch nach einer Pause fuhr er fort:

„Sie sagten am ersten Tage, ich hätte im Traum etwas zu Ihnen gesprochen."

Pamela erröthete leicht. „Ich? Sie haben sich verhört" —

Allein er fiel ein: „Warum lügen Sie? Ich dachte, Sie könnten es nicht."

Da sie nichts erwiderte, fügte er drein:

„Sprach ich Ihnen Böses?"

Sein Blick nahm den alten, starren Ausdruck an, sie entgegnete unwillkürlich: „Es war ein sinnloser Traum" —

Doch sie erzählte denselben und seine Veranlassung. Edward Fitzgerald hörte zu, wenn sie ihre Schilderung

der wunderlichen Vision abkürzen wollte, sahen seine Augen sie an: Ich will, daß Sie nicht lügen. Und sie mußte wider ihren Willen, was ihr in's Gedächtniß zurückkam, aussprechen.

Dann hatte sie geendigt und er sagte: „Sie haben Irland gut im Traum gesehn." Er streckte den Kopf, den er halb aufgerichtet gehabt, wieder zurück und verfiel stundenlang in sein altes, regloses Schweigen. Erst am Abend, wie Pamela sich zum Fortgehen anschickte, hielt er sie noch mit einer Frage an:

„Wo bringen Sie die Nacht zu?"

Es war zum ersten Mal, daß ihm ein Gedanke an ihr eigenes Verbleiben gekommen zu sein schien, und sichtlich stellte ihre Antwort ihn zufrieden. Er wiederholte dieselbe: „Im Gefängniß selbst — das ist nicht weit. Gute Nacht."

Sie entgegnete: „Gute Nacht," auch zum ersten Mal, und schritt zur Thür. Doch wie sie den Fuß über die Schwelle setzte, klang seine Stimme ihr noch einmal nach:

„Ich habe vergessen, ich danke Ihnen — für Irland."

Pamela begab sich an dem Abend befriedigt auf ihrem kärglichen Lager zur Ruhe. Sie hatte sich durch nichts abschrecken lassen, das, was sie als Pflicht erkannt, zu erfüllen, und sie fühlte, sie werde auch das erreichen, wonach sie als eigenem Gewinn für sich selbst

bei ihrer Hierherkunft getrachtet. Lord Fitzgerald hatte ihr für Irland gedankt, aber halb vernehmlich war ein anderer Dank darunter aufgeklungen, den seine Zunge sich nur noch offen auszusprechen geweigert. In seiner Brust fand sich doch eine Stelle, die menschliche Empfindung unter Verschluß hielt. Nur hatte das Leben dieselbe nie geöffnet und Niemand einen Schlüssel dazu besessen. Und ihm selbst war von ihrem Vorhandensein nichts bekannt geworden.

Als Pamela am andern Morgen in die Zelle zurückkehrte, hatte er offenbar auf sie gewartet. In seinem nach der Thür gerichteten Blick irrte eine Unruhe, als ob ihn der Gedanke befallen gehabt, sie komme vielleicht nicht wieder. Seine anders als sonst glänzenden Augen flößten ihr eine Befürchtung ein, sie fragte rasch: „Was ist Ihnen? Sie sehen aus, als ob Sie einen Fieberrückfall bekommen!“

Er hatte den Arm gegen sie aufgehoben, mit einer zögernd unbestimmten Bewegung. Nun antwortete er: „Nein, ich glaube nicht — aber ein Kranker weiß es nicht selbst. Wenn Sie meinen“ —

Seine Hand streckte sich ihr jetzt, wie einem Arzte, hin, und sie legte ihre schmalen Finger, die Pulsader suchend, um sein Gelenk. Dann schüttelte sie zufrieden den Kopf, die Blutwelle ging kräftig, doch gleichmäßig ruhig. Wie sie die Hand zurücklegte, zogen seine Finger sich leise gegen die ihrige zusammen.

Bei ihrem Entschluß, zu seiner Pflege nach London zu gehen, hatte Eines sie am meisten geschreckt, der Gedanke, ob es ihr möglich sein werde, ihn anzufassen, ohne ihm ihren Widerwillen dagegen zu verrathen.

Sie gedachte ihres früheren Schauderns, wenn sie genöthigt worden, ihren Arm in den seinigen zu legen, doch ihre Furcht war unbegründet gewesen. Sie hatte bei dem hülflos Daliegenden nur Mitleid empfunden und selbst seine blutbedeckte Wunde ihr keinen Moment des Ekels verursacht. Unvermerkt fast durch die Gewöhnung hinübergeleitet, besaß sie keinerlei Scheu mehr vor seiner körperlichen Berührung.

Und eigentlich war Edward Fitzgerald, wie die Farbe der Gesundheit ihm jetzt zurückkam, ein schöner Mann. Nicht das, was man gemeiniglich schön hieß, doch ein Mann, dessen Züge bei genauerer Betrachtung wohl die Unerschrockenheit, Kraft und Tapferkeit seines inneren Wesens aussprachen. Pamela hatte dies früher nicht wahrgenommen, hatte allerdings auch nichts davon gewußt. Aber ihr schien doch, sein Gesicht müsse damals diesen Ausdruck nicht so besessen haben, denn jetzt ließ er sich nicht verkennen.

Wie seltsam war's, daß sie den Namen dieses Mannes trug und vor der Welt seine Frau hieß. Aber dieser Name hatte doch etwas Gutes mit sich geführt; ohne ihn hätte sie nicht als Pflegerin hier sitzen können.

Ob es wohl kein Weib auf der Erde gab, das ihm Interesse, ein Gefühl des Herzens zu erwecken vermocht hätte? Sein Leben war arm und leer, weil es niemals Liebe besessen und eingeflößt. Wenn diese ihn aufgesucht, sich an ihn festgeklammert hätte, vielleicht würde sie in ihm eine Entgegnung gefunden haben, einen Besitz, von dem er selbst nichts ahnte. Man mußte Bedauern mit ihm empfinden, der innerste Kern seines Wesens war einer freundschaftlichen Zuneigung nicht unwerth; die Natur hatte ihm nur ein kühles, leidenschaftsloses Gemüth verliehen, kein Herz, das ein Verlangen in sich trug. Wundersam blieb allein, daß er trotzdem sein Vaterland glühend lieben konnte.

Pamela hatte viel Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, denn Edward Fitzgerald lag wieder sei Stunden wortlos auf seinem Lager ausgestreckt. Doch wenn sein Puls auch nicht fieberte, so ließ sich doch eine gewaltsam verhaltene Aufregung heut' nicht an ihm verkennen. Sein Athemzug ging manchmal unnatürlich schnell, seine Augen richteten sich öfter wie mit einer scheu suchenden Frage nach Pamela hinüber. Dann sagte er plötzlich:

„Als Sie kamen, sprachen Sie, daß Sie mich befreien wollten. Wie und mit welcher Hülfe? Haben Sie Schritte dazu gethan?“

Die Befragte versetzte, den Kopf hebend, leise:

„Ich warte, den Gefängnißwärter zu bestechen, bis Sie genügende Kraft zur Flucht gewonnen haben."

Doch er fiel ihr in's Wort: „Reden Sie leiser — kommen Sie näher zu mir! Sie kennen die Staatsmänner Englands nicht; mein Urtheil ist gefällt und wartet nur auf meine Genesung."

Pamela war aufgestanden und zu ihm hingetreten. In seiner Stimme und seinem Blick lag etwas Fremdartiges, sie sonderbar Berührendes. Sie konnte sich nicht erklären, was es sei, und antwortete flüsternd:

„Was ist Ihnen?"

Aber er griff krampfhaft nach ihrer Hand, hielt sie umschlossen und stieß aus:

„Ich will nicht sterben — ich will leben!"

Sie sah ihn sprachlos erstaunt an. Das Unglaublichste, was sie denken konnte, stammelte aus Edward Fitzgerald's Munde, Angst vor dem Tode! Von ihm, der den furchtbaren Willensentschluß gefaßt und beinahe durchgeführt gehabt, sich selbst in qualvollster Art durch Verhungern zu tödten!

Er hatte sie mit Gewalt neben sich auf den Bettrand gezogen und sagte noch eimal schwer athmend: „Ich will nicht sterben — ich habe noch nicht gelebt." Dann ließ er ihre Hand fahren, seine Aufregung beschwichtigte sich und mit der Wiedererlangung seiner Ruhe entwarf er, halb aufgerichtet und den Kopf dicht an ihr Ohr neigend, klug berechnende Pläne zur Aus-

führung der Flucht. Pamela hatte gedacht, daß er in ihren Kleidern das Gefängniß verlassen solle und sie an seiner Stelle zurückbleibe; doch mit einer ungestümen Bewegung schnitt er ihr gleich die Fortsetzung ab. „Halten Sie mich für so feig, auf Kosten eines Andern zu leben?“ Kein Ton jener plötzlichen Angst klang mehr aus der Antwort, sondern die Gleichgültigkeit, mit der Lord Fitzgerald dem Tode hundertmal getrotzt.

Dann hatte Pamela seinen drängenden Entwürfen gegenüber ihren vorherigen Einwand wiederholt, daß es ihm noch an Kraft gebreche. Aber seine Glieder machten eine ruckhafte Bewegung und er stieß hervor: „Ich habe sie, wie früher! Ihre Fürsorge hat sie mir wiedergegeben.“

Es war, als ob er im Begriff gestanden, ihr einen Beweis dafür zu liefern, doch mit einer, zum ersten Mal sein Gesicht überfliegenden rothen Färbung brach er ab und fügte heftig drein: „Gehen Sie, bis ich Sie rufe!“

Sie wußte nicht, weshalb, allein nach ihrer Willensgewöhnung versetzte sie nichts, gehorchte und ging.

Als seine Stimme sie nach einer Weile vom Gange draußen zurückrief — es berührte ihr Ohr sonderbar, zum ersten Mal den Namen „Pamela“ aus seinem Munde zu hören — da stand Edward Fitzgerald angekleidet in der Zelle. Aus dem Ton seiner Sprache

klang eine triumphirende Freudigkeit, wie er sie beim Eintreten begrüßte:

„Sehen Sie, ich kann's, Pamela, und ich danke es Ihnen!"

Er streckte ihr die Hand dabei entgegen und hielt die ihrige geraume Zeit fest. Sie antwortete:

„So wird also Irland mit meinem Hierherkommen zufrieden sein."

Er wiederholte: „Irland?" und sah sie, einen Augenblick mit den Lidern stutzend, an. Nun ging er in dem engen Raum, seine Kräfte prüfend, hin und her, wortlos, wohl eine Viertelstunde lang. Dann hielt er an und sagte:

„Ich kann's, wir fliehen morgen Nacht, Pamela!" Eifrig beredete er jetzt Alles, was geschehen müsse, doch manchmal stockte er, als komme ein anderer Gedanke ihm dazwischen. Es ward Abend, durch das Gitterfenster begann das Licht zwitterhaft einzufallen.

Dann sprach Eduard Fitzgerald nicht mehr von der Flucht, sondern von den Jahren, die er von Pamela getrennt gewesen, doch nicht von sich, von ihr. Sie hörte mit Erstaunen — war das die Stimme Lord Fitzgerald's? Wie aus einer menschlich warmen Brust klang's, nur eine wunderliche Unruhe zitterte manchmal hindurch.

Sie mußte antworten, denn er frug unablässig, wie sie gelebt, nach Allem, was sie betraf. Bei einem Anlaß

suchte sie das Gespräch auf Irland zu lenken, aber er entgegnete kurz: „Was soll Irland? Ich will von Ihnen hören, Pamela!“ Und er faßte ihre Hand und ließ sie nicht wieder.

Ein seltsamer Schauer überlief Pamela, sie wußte nicht, was ihr das Blut kalt und heiß zugleich durchrüttelte. Nur das Eine kam ihr voll zum Bewußtsein, das immer mehr, fast beängstigend wachsende Gefühl der Frage: War das Lord Edward Fitzgerald?

Sie sprach noch einmal das Wort Irland, doch er fiel ein: „Irland — Du bist Irland, Pamela! Du allein auf der Welt hast mich nicht verlassen — Du bist ein Weib!“

Glühend strömte es ihm aus einer innersten Tiefe herauf. Pamela saß betäubt, sie konnte nichts denken, als daß sie gehört, sein Herz schlage nur für Eines auf Erden in heißer Liebe, für sein Vaterland. Sie wollte aufspringen, aber auch das vermochte sie nicht, ihre Glieder waren wie gelähmt.

Er aber sprach überschwellend, leidenschaftlich fort:

„Ich kannte Dich nicht, kannte kein Weib vor Dir! Du bist die Erste — und Du gehörst mir! Ich brauche Dich nicht zu fragen, ob Du meine Braut bist, wie damals! Du bist die Seele, die Jungfräulichkeit, die unantastbare Reinheit des Weibes! Wie war es möglich, daß ich Dich für Gold, für Irland hingeben konnte!“

Gedankenlos richtete Pamela ihm die Augen entgegen. Sie wußte nicht, was sie wollte und sollte, antwortete nur halb ohne Besinnung:

„Mich für Gold? Was heißt das?“

„Daß es ein Anderer war, als der, welcher heut' vor Dir kniet, um Dir das abzubitten, was Jener gethan“ —

Edward Fitzgerald kniete vor ihr nieder und fuhr hastig fort — es war auch das seine innerste Natur, daß er die Wahrheit nicht schweigend verhehlen konnte und wollte — und er sprach:

„Gerechte Sühne war's, daß man mich verrathen und verkauft hat, Du hast's mich gelehrt. Denn so verkaufte jener Andere Dich um elendes Gold zur Befreiung Irlands, daß er Dich als Braut am Traualtar zurückließ! Doch der Käufer betrog sich an Dir, wie ich selbst es gethan“ —

„Du?!“

In Edward Fitzgerald's Herzen war verzehrende Liebe zu einem Weibe erwacht, aber das Weib selbst, das Eigentlichste desselben kannte er noch nicht, sonst hätte er diese Wahrheit nicht gesprochen. Blitzgleich hatten seine Worte ein langes Dunkel vor der Erkenntniß Pamela's zerrissen, Körper und Seele ihr von der Lähmung, Betäubung, Willenlosigkeit befreit. Sie sprang von ihrem Sitz auf und wiederholte noch einmal, starren Blickes:

„Du?!“

Und hochemporgerichtet stieß sie hinterdrein mit der Hoheit, dem flammenden Zorn tödtlich verwundeter Weibesehre:

„Du verkauftest die Frau, die Deinen Namen trug, an die Falschheit, die Schande? Deine Ruchlosigkeit war's, die mich in der Nacht hinausgejagt, daß ich mich selbst verachtete? Und ich kam zu Dir, weil ich glaubte, es sei meine Pflicht! Mein Abscheu hat keine Worte für Dich — berühre mich nicht, Elendester der Menschen!“

Edward Fitzgerald hatte, sprachlos betäubt, nach ihren Händen, ihrem Kleide gegriffen, doch sie riß sich von ihm, stieß ihn besinnungslos zurück und flog durch die Thür, die sie hallend hinter sich zuwarf. Er wollte ihr folgen, aber die wiedergewonnene Kraft war von ihm gewichen. Er taumelte haltlos gegen sein Bett und sah der Verschwundenen geisterhaft nach.

Ihre Worte hatten die Dämmerung durchklungen, als habe der Käufer sich nicht um seinen Preis betrogen gehabt.

Draußen lief Pamela geradaus durch die menschenwogenden Straßen. Ihr Körper und ihre Seele fieberten, ihr war, als stürze sie wieder von dem Schlosse zu Schwetzingen in die Nacht hinaus. Wie

ein Fluch lag es auf ihr; was ihre Hand gläubig vertrauensvoll berührte, zerrann, zerfiel in glimmernden Moder. In ihrem Herzen war Achtung, Mitgefühl, Freundschaft für Edward Fitzgerald erwacht gewesen.

Es trieb sie ruhelos umher, gleichgültig wohin. Allmählich ward es still um sie, nicht nur weil sie in abgelegene Gassen gerieth, immer stiller, denn die tiefe Nacht schritt vor. Und allmählich auch ward der Sturm in der Brust Pamela's ruhiger. Die Besinnung gewann die Herrschaft über die vulcanische Empörung des Weibes in ihr, sie vermochte zu denken. Und sie setzte sich in todter Finsterniß irgendwo auf einen Balken, gegen den ihr Fuß gestoßen, und dachte.

Was war geschehen und hatte sich verwandelt? Für sie nichts, es war Alles wie zuvor. Hatte sie etwas von Lord Fitzgerald gewollt? Nichts, als eine Selbstbefriedigung gewinnen.

Nur er war durch sie verwandelt worden. Sein Herz hatte zuvor von keinem Weibe gewußt und sie gleich jeder anderen Waare betrachtet, welche die Liebe für sein Vaterland nutzreich verhandeln konnte. Es mochte unglaublich klingen, doch es war so. Ihm war's als selbstverständlich, als Pflicht erschienen, sie zum Vortheil Irlands zu verkaufen. Nicht sie, ein

beliebiges weibliches Geschöpf, das ihr Vater ebenso an ihn verkauft gehabt.

Und er selbst hatte gesprochen, daß der, welcher dies gethan, ein Anderer gewesen sei, den er nicht mehr begreife, da sein Herz zum ersten Mal von der Liebe zu einem Weibe, zu seinem eigenen Weibe erfaßt worden. Er hätte es verhehlen können — nur ein Trieb der Echtheit, des Wahrheitszwanges seiner Natur hatte ihn genöthigt, die ungeheure Anklage gegen sich selbst auszusprechen. Daß er dies gethan, bewies am unwiderleglichsten, ein anderer Mensch trage heut' seinen Namen.

Ein Mensch, den sie zum Menschen umgewandelt. Was sie lange, fast bis zuletzt nicht erkannt, lag jetzt verstanden vor ihr. Sie sah den Frost in seinem Herzen leise zergehen und Wärme darin anwachsen, schweigsame, noch sich selbst unbekannte Liebe, langsam, bis der Funke zu einer umsonst bekämpften, lodernden Flamme geworden. Zu einer echten, heiligen Flamme der ersten Liebe, von ihr, der einst Verschmähten, in seiner Brust entzündet.

Pamela hätte kein Weib sein müssen, um ihn bei der Wiederkehr ihrer Besinnung noch schonungslos verdammen zu können.

Und sie sagte sich, ihr Zurückstoßen seiner Hände, ihr Fortstürzen sei nicht allein eine Handlung ihrer

Empörung gewesen. Mechanisch auch habe sie den Anlaß benutzt, die Zelle zu verlassen, weil sie nicht gewußt, was sie ihm auf die Kundgabe seiner Liebe erwidern könne.

Erstaunt sah sie auf; es dämmerte bleich um sie her. Sie hatte die ganze Nacht auf dem Balken dagesessen.

Jetzt wußte sie, was ihr oblag. Sie mußte ihn befreien, wie sie's vorher gewollt. Und sie mußte auch ihm die Wahrheit sprechen, daß sie ihn nicht lieben könne. Doch um seiner Liebe willen vergebe sie ihm, was er ihr gethan, und so möge er ihr verzeihen, was sie zuletzt gesprochen.

Sie stand auf und ging. Aber sie wußte den Weg zurück nicht und gerieth in lauter fremde Gassen. Es kam eine Angst über sie unbestimmter Art, sie wußte nicht, wovor. Endlich vermochte sie Jemanden um die Richtung nach Newgate zu befragen. Er deutete, und sie lief vorwärts; es ward taghell um sie. Dann erkannte sie das Gefängniß in der Ferne und flog darauf zu. Im Vorhof standen mehrere eifrig redende Leute, der Wärter trat gerade aus einer Thür. Als er Pamela wahrnahm, schritt er ihr entgegen; seine Miene konnte einen innerlichen Verdruß enttäuschter, unbefriedigter Habgier nicht verbergen, doch vor den Ohren der Hörer sagte er kühlbedauerlich:

„Warum waren Sie fort? Eine Frau sollte ihren kranken Mann nicht verlassen, auch wenn er ein Hochverräther ist; Sie hätten Schlimmes verhüten können. Lord Fitzgerald hat sich in einem Fieberanfall heut' Nacht mit Glasscherben die Adern durchschnitten und ist verblutet."

Achtes Kapitel.

Im Schloß und Park zu Schwetzingen gaben zwei Vorfälle Anlaß zu vielfacher Rede. Der Fürstbischof Damian August von Speier hatte plötzlich seine Residenzstadt Bruchsal und sein Land verlassen. Sein alter Kammerdiener hatte ihn ohnmächtig, wie vom Schlage getroffen, am Boden seines Zimmers liegend gefunden; nachdem er mühsam zur Besinnung gebracht worden, war nur das eine Wörtchen: „Fort!" aus seinem Munde gekommen. Seine Zunge schien gelähmt, und es bedurfte Stunden, ehe er den Befehl kundgeben konnte, einen Reisewagen für ihn zu rüsten, doch ließ er sich in diesen, noch bevor der Abend kam, hineintragen, und fuhr in die Nacht hinaus gen Osten davon. Er redete nur verworren, die Revolution recke die Hände nach ihm — sie komme nach dem vierten Gebot und wolle ihn kreuzigen. Gebrochen an Körper und Geist, beließ er kaum Zweifel, daß sein Kopf in der That einen Schlaganfall erlitten habe.

So war er von dannen gefahren und ziellos, stets von Unrast weiter gescheucht, umhergeirrt. Nun be- befand er sich auf dem Schlosse Freudenhain bei Passau, wo der dortige Fürstbischof ihm Unterkunft geboten. Aber die Nachrichten besagten, der Name seines Aufenthaltsortes bilde einen bitteren Spott auf seinen trostlosen, von Verfolgungswahn gemarterten Zustand.

Bedauerlich hatte der Kurfürst Karl Theodor sich beim Eintreffen dieser Kunde geäußert: „Ein so junger Mann noch, er vermag kaum mehr als fünfundsiebzig Jahre zu zählen. Ich schätzte ihn immer als guten Nachbarn — wie kann man in dem Alter so schwach an Leib und Seele sein! Aber er war nie heiteren Gemüths, ärgerte sich zu leicht; das schadet der Gesundheit. Vielleicht quälte er sich auch mit Pflichtversäumniß-Vorwürfen, gewiß mit Unrecht, doch seine verschlossene, brütende Natur neigte dahin. Solche Natur ist vor Allem bei einem Fürsten zu beklagen, denn sein Land leidet darunter; ihm fehlt das warme Mitgefühl für Wohl und Weh seiner Unterthanen. Und dann war er, freilich nicht durch seine Verschuldung, unvermählt. Das erzeugt zu leicht die Selbstsucht, nur die Liebe macht das Menschenherz weit und zum Behälter edler, eigensuchtsloser Empfindungen. Dadurch — de mortuis nil nisi bene, doch man darf die Wahrheit nicht hehlen — gelangte er zum Geiz, zu einer der unnatürlichsten und unbegreiflichsten Eigenschaften, die

das Göttliche in uns erniedrigt und es zum Spielball engherzigen und thörichten Treibens umwandelt. Ich vermuthe, daß er Bruchsal verlassen hat, um sein Domcapitel zu verdrießen und um die erwartete Erbschaft zu bringen. Hätte er Kinder besitzen gedurft — das Priesterloos ist nach mancher Richtung zu bedauern. Wie arm muß sich ein Herz fühlen, das nur am Golde hängt! Man kann nicht sagen, daß er noch lebt — requiescat in pace!"

Doch das Interesse an der Nachricht aus Bruchsal war in Schwetzingen bald von einer anderen, weit allgemein wichtigeren überdrängt worden. Die Franzosen hatten den Waffenstillstand gebrochen und die Festung Mannheim in ihren Besitz gebracht. Es war mehr eine Ueberrumpelung als eine Eroberung mit stürmender Hand gewesen. Unversehens hatten die Republikaner sich bei Nacht eines Punktes bemächtigt, der die weitere Vertheidigung unmöglich machte und die aus zehntausend Mann pfälzischer Truppen bestehende Besatzung nach geringfügigen Verlusten nöthigte, die Festung den Feinden zu überlassen.

Der erste Schreck in Schwetzingen über diese Botschaft war groß, denn Mannheim befand sich kaum drei Stunden entfernt und nach Ueberwindung des Rheines hielt kein Hemmniß das französische Heer von weiterem Vordringen mehr ab. In panischer Flucht verließ die Mehrzahl der Emigranten das Schloß, und

der Hof drängte den Kurfürsten, ihnen zu folgen. Doch Karl Theodor bewahrte eine hohe, gleichmüthige Ruhe und gab mit ihr Antwort, ihm falle als dem Fürsten die oberste Pflicht zu, auszuharren und dadurch allen Beamten seines Landes als Vorbild voranzugehen. Seine Standhaftigkeit und Furchtlosigkeit konnten nicht umhin, einen großen, bewundernswerthen Eindruck zu regen.

Durch ganz Deutschland aber ging ein Aufschrei über den Fall Mannheims. Alles war von höchster Bestürzung erfaßt und sah sich mit sonderbar starren Blicken an. Die Festung hatte für uneinnehmbar gegolten; man sprach von Feigheit des Commandanten und der Besatzung. Man raunte die Thatsache umher, der kaiserliche General Wurmser habe in lodernder Wuth den abgezogenen kurpfälzischen Truppen nachsetzen, ihnen ihre Waffen und Kanonen abnehmen und die letzteren nach Philippsburg bringen lassen.

Die nahe Lage Schwetzingens machte unvermeidlich, daß alles Gerede sich hierher ebenfalls verpflanzte. Dann äußerte der Kurfürst Karl Theodor sich eingehend auch darüber. Er sprach seine vollste Anerkennung über das Verhalten des Mannheimer Commandanten aus, daß derselbe, nachdem die unheilvolle Ueberrumpelung einmal stattgefunden, aussichtsloses, weiteres Blutvergießen vermieden und seine tapferen Soldaten dem Vaterlande erhalten habe. In's

Unabänderliche sich zu fügen, sei Aufgabe des Mannes, wie des Christen. Vor Allem aber sei eifrigste Fürsorge für die bei der Vertheidigung Verwundeten Pflicht, damit sie bei dem mit Sicherheit baldigst zu erwartenden Friedensschluß ihrer Heimat und ihren Familien als kraftvolle, arbeitsfähige Väter, Söhne, Brüder und Bürger zurückgegeben werden könnten. Und in der That flossen aus der kurfürstlichen Schatulle reichhaltige Unterstützungen an sie aus. Für die Todten ließ sich freilich nichts mehr thun. Sie bedurften dessen jedoch auch nicht mehr, genossen den herrlichen Ruhm, für den Schutz des Vaterlandes gefallen zu sein, und es waren, zur Beruhigung des Kurfürsten, nicht viele. Allerdings hinterließen sie vielleicht hungernde Mütter, Wittwen und Waisen, aber es war so Vieles anzuordnen und zu bedenken, daß die Zeit gebrach, auch noch darüber Nachforschungen anzustellen.

Um sehr Vieles stiller indeß war es durch den Fortzug der meisten Emigranten in Schwetzingen, besonders im Park geworden. Sie bildeten Wandervögel, deren Instinct sie aus einem Orte wegtrieb, der vom Ausbruch eines Unwetters bedroht wurde; doch auch die Mehrzahl der Zurückgebliebenen saß gleich Vögeln auf dem Ast, jederzeit zu hastigem Aufflug bereit. Die regelmäßige Ordnung der Dinge hatte innerlich aufgehört, bewahrte nur noch einen äußeren Schein. Man hatte in Schloß und Dorf die Köpfe zu viel

zusammen zu stecken, zu flüstern und zu wispern, um auf die täglichen Obliegenheiten noch mit Genauigkeit Acht geben zu können; sowohl die Arbeit wie die Pflichterfüllung trugen voraussichtlich keine, rechtes Zutrauen weckende Lohnverheißung mehr in sich.

Nur der Kurfürst Karl Theodor zeigte sich unverändert ruhig und heiter. Er hegte offenbar keinerlei Besorgniß in Bezug auf weiteres Vorrücken der Republikaner und erschien fast noch heiterer als früher. Mit Vorliebe gab er sich dem Genuß der schönen Tage hin, die draußen sonnig-lächelnden Abschied des Sommers brachten. Das Laub im Park färbte sich gelb, die Einsamkeit desselben erhöhte die schweigsame, lind-schwermüthige Stimmung der Natur. Es war eine süße Melancholie, deren Wärme und Goldlicht nicht an den kommenden Winter gemahnte, sondern eher träumerische Frühlingserinnerungen wachrief, und Karl Theodor schritt gern zwischen den leise niederschwebenden Blättern hin. Sein Gemüth besaß die Empfänglichkeit, den poetischen Reiz dieses herbstlichen Beginnens aufzunehmen.

Auch Mademoiselle Véronique erging sich gern allein im Park. Der Kurfürst hatte seine Zusage gehalten, ihr eine schön ausgestattete Wohnung im Schloß angewiesen, und sie nahm täglich an der Tafel Theil. Die ganze Hofwelt begegnete ihr mit ausgesuchter Achtung, fast mit einer Art von Ehrerbietung, denn

sie stand unverkennbar in hoher Gunst des Souverains. Er richtete oft das Wort an sie und zeichnete sie vor den übrigen Damen, trotz der vornehmen Abkunft derselben, sichtlich aus.

Aber ungeachtet dessen empfand Mademoiselle Véronique etwas, das ihr früher nicht bekannt gewesen, den melancholischen Einfluß des Herbstes. Oder wenigstens empfand sie ihn seit langer Zeit zum ersten Mal wieder. Auf den Wällen Philippsburgs, als ihre ganze Bildung aus der Kenntniß des „Irdischen Vergnügens in Gott" von Barthold Heinrich Brockes bestanden, war diese Stimmung wohl über sie gekommen, doch seitdem nicht mehr. Ein Gefühl, sie besaß keinen Namen dafür, aber einzelne Wipfel, die schon halbleer in der Sonne standen, erregten ihr einen daran erinnernden Eindruck. Es hatte manchmal, selbst in der Mittagswärme etwas kühl Ueberfröstelndes, dies Hinschwinden anzusehen, und trotz ihrer glänzenden, bevorzugten Stellung am Hofe war sie recht allein. Pamela fehlte ihr eben doch sehr, ein Mensch, zu dem sie volles Vertrauen gehabt hätte, der sie liebte. Und sie war eigentlich nicht so jung mehr, erreichte bald ihr einundzwanzigstes Jahr. Und wonach konnte sie noch im Leben trachten? Was ihr an Glück zuzufallen vermochte, besaß sie, ohne im letzten Grunde davon innerlichst befriedigt zu sein. Im Sommer hatte sie dies nicht empfunden, erst seit einigen Wochen.

Offenbar brachte die Herbststimmung der Natur es mit sich.

An einem Morgen wachte Mademoiselle Véronique mit einem über Nacht in ihr entstandenen, plötzlichen Entschluß auf. Sie wollte Arnould d'Andilly „Ja“ sagen und seine Frau werden.

Es war das Beste so. Sie entrann damit der Einsamkeit, die sich für die Dauer eines langen Lebens doch nicht ertragen ließ. Außer ihm gab es keinen Menschen auf der Welt, der sie liebte, und er that dies wirklich, sehnsuchtsvoll, glühend. Darüber konnte ihr schon lange kein Zweifel bestehen.

Sie kleidete sich sehr hübsch an und betrachtete sich im Spiegel. Auch darüber konnte kein Zweifel bestehen, daß ein Mann außerordentlich beglückt sein durfte, solche Frau zu bekommen. Wer überhaupt Augen im Kopf trug, mußte diesen Wunsch hegen. Nur die Blindheit — oder das ungebildete innere Auge — konnten einem derartigen Bilde gegenüber gleichgültig bleiben.

Liebte sie denn Arnould d'Andilly ebenfalls? Vermuthlich. Sie unterhielt sich am liebsten mit ihm, fand sein Aeußeres wie sein Wesen sehr einnehmend, mußte seinen Gedanken oft Theilnahme, seinen Kenntnissen Bewunderung schenken. Das war augenscheinlich Liebe, worin sollte diese sonst bestehen? Der Sommer hatte sie zweifelhaft darüber belassen und erst der

Verlauf der letzten Wochen ihr allmählich Klarheit verschafft. Offenbar brachte die Herbststimmung der Natur auch das mit sich.

Ihre Brust seufzte einmal über die letztere kurz auf und sie ging in den Park hinunter. Es war ein köstlicher Morgen; auf den Blumenbeeten der großen Rotunde standen jetzt um die rauschenden Fontainen, wie farbig leuchtende Teppiche, bunte Astern und geflammte Georginen, und Schmetterlinge tummelten sich eifrig darüber. Nur zeigten ihre Flügel sich stark vom Schmelz entkleidet, gläsern abgeflogen; das paßte nicht ganz zu der frühlingsähnlichen Erscheinung des Tages.

Mademoiselle Véronique seufzte noch einmal kurz auf. Man konnte es nicht anders erwarten, es war ja auch nur Schein, kein Mai, sondern September.

Sie brauchte nicht zu zweifeln, das im Park zu finden, wonach ihr Entschluß trachtete. Arnould d'Andilly harrte stets irgendwo, ihr zu begegnen, und es bedurfte nur eines Wortes, eines ermuthigenden Blickes von ihrer Seite, um ihm die Zunge für die entscheidende Frage zu lösen. Und ihre Antwort war erwogen und bereit.

Da kam er ihr auch schon entgegen, vornehm, elegant, von schönem und geistig bedeutsamem Ausdruck der Züge. Ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen

auf ihm. Er war in der That einer Frau von besonderer Schönheit und Grazie würdig.

Und es geschah natürlich Alles so, wie Mademoiselle Véronique es vorher gewußt. Sie hatte vollkommen recht, daß es nur eines Aufblicks ihrer Märchenaugen bedurfte, um den jungen Vicomte wieder von dem stillen Thalgrund mit dem Weinlaub umrankten Häuschen, dem Garten mit Sommerrosen und Daphne sprechen zu lassen. Die Hörerin war diesmal nicht befangen und fügte nicht, um etwas zu sagen, der idyllischen Gartenzier die Myrten hinzu, sondern sie nahm den Arm d'Andilly's und erwiderte: „Ja, mein Freund, lassen Sie uns dorthin ziehen, die Welt ist sonst überall frostig."

Der Ton ihrer Stimme war ein wenig schwermüthig, aber die glückliche Erregung Arnould d'Andilly's vernahm nichts davon. Seine Augen leuchteten auf, er drückte ihren Arm fest an sich und flüsterte mit zitternden Lippen, wie von einem Rausch gefaßt:

„Ich hatte es kaum mehr zu hoffen gewagt, der Sommer des Lebens ist flüchtig, warum haben wir so viele seiner schönen Stunden schon ungenossen versäumt? Doch was frag' ich's heut', nun lassen Sie uns eilen, keine mehr zu verlieren! Ich werde alle Vorkehrungen treffen, daß wir unbemerkt von hier fortgelangen können."

„Warum unbemerkt?"

„Damit Niemand Verdacht schöpft und uns hindert — mir ist, es gibt Augen in Schwetzingen, die mir seine schönste Blüthe mißgönnen möchten. Komm — man könnte uns hier sehen!“

Sie befanden sich am linken oberen Rande der großen Rotunde, und er legte den Arm um den Nacken seiner Begleiterin, sie in das tiefe Waldgebüsch, gegen den Minervatempel zu, fortzuführen. Ihr Hals zuckte leicht und machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle er sich dem Arm entziehen, aber zugleich zog auch dieser selbst sich hastig zurück. Durch den Halbbogen der breiten Wandelbahn kam ein Schritt heran, und der junge Vicomte raunte schnell:

„Der Kurfürst! Er hat mich noch nicht gesehen — leb' wohl — ich erwarte Dich heut' Abend um acht Uhr bei dem römischen Wassercastell und halte einen Wagen nebenan auf der Landstraße bereit. Verrathe nicht, daß ich hier mit Dir ging!“

Er huschte, verschwindend, in's Boskett, wie nach Osten hinüber am Außenrande des Dorfes gleichzeitig eine andere Gestalt das Nämliche that. Es war eine der Nachlässigkeiten, mit der in der letzten Zeit die Pflichten vielfach versäumt wurden, daß der Wächter des von Karl Theodor human eingerichteten kleinen Asyls für Geisteskranke die Hofthür desselben unverschlossen gelassen und sich in eine Dorfschenke begeben hatte, um beim Weinkrug das Neueste zu hören und

zu bereden. Eine Insassin des Häuschens aber nahm, mit der Hand an dem Drücker der Thür rüttelnd, gewahr, daß diese sich öffnen ließ. Einen Augenblick stand sie, umlugend, wunderlich auf der Schwelle da, das Gesicht und den tief decolletirten Hals dicht mit schwarzen Schönpflästerchen bedeckt, die sich in der Sonne durcheinander zu ringeln schienen. Dann schoß sie, geduckt, wie ein scheuer Vogel in einen nahen Busch hinüber, vergewisserte sich ein Weilchen mit spähenden Blicken, daß Niemand sie bemerkt habe, und schlüpfte weiter. Rasch lief sie einen einsamen Feldweg entlang, der sie an das römische Wassercastell führte; sie trachtete sichtlich nach dem Park, und dieser mußte ihr genau bekannt sein, denn an der von ihr ausgewählten Stelle allein hinderte kein Wasserarm sie, in die englischen Anlagen hinein zu gelangen. In ihnen schlich sie behutsam vorwärts, offenbar stand ihr ein Ziel im Sinn. Wie ein Schatten oder wie ein springendes Thier flog sie von Boskett zu Boskett querhinüber, wenn sie einen breiten Weg überkreuzen mußte, und wanderte auf engen Pfaden oder zwischen dem Gesträuch weiter; augenscheinlich beeinflußte ihr Irrsinn die sichere Wahl und Kenntniß der von ihr verfolgten Richtung nicht. Nun schien sie das Ziel, nach dem es sie trieb, erreicht zu haben. Sie stand an dem kleinen, in dunklen Wald eingebetteten Weiher, aus dem die badende Galathea aufstieg. Eine Zeit-

lang starrte sie mit großen Augen auf die weißen Marmorglieder derselben, drehte darauf den Kopf und nickte den nahen, halb durch das Gebüsch herschimmernden Statuen des Bacchus und der Pallas zu. Dann hielt sie um wenige Schritte weiter vor einer Bleivase auf hohem Sockel an. Ein sich schnäbelndes Taubenpaar krönte diese und stellte nach der Absicht des Verfertigers ein Symbol der Liebe dar. Doch die Betrachterin wandte sich rasch davon und abermals um ein paar Schritte zur Linken fort. Dort hob sich als Seitenstück, vom selben Künstler gebildet, die gleiche Vase über einem Postament, auch von zwei Tauben überflügelt und ebenfalls ein Symbol der Liebe, doch nicht der zart tändelnden wie drüben, sondern ein ornithologisches Sinnbild des siegreichen Eros. Und nun kam unverkennbar der Zweck, der die Irrsinnige hierher gebracht, zum Vorschein; sie griff in ihre Tasche, zog eine Anzahl kleiner, fertiger „mouches“ hervor und beklebte die beiden Tauben, die untere wie die obere, damit. Dann lachte sie einmal scharftönig auf, fuhr aber gleich danach erschreckt zusammen, sah sich scheu um und huschte gegenüber unter das tief niederhängende Gezweig. Zweifellos hatte der Ton ihres Mundes sie mit Angst erfüllt, entdeckt zu werden, obwohl ringsumher kein Laut zu vernehmen war. Das Strauchwerk ihres Verstecks aber trug noch sein volles Laub und flößte ihr offenbar bald wieder

ein beruhigendes Gefühl der sicheren Verborgenheit ein. Sie hockte sich halb zu Boden und hielt die glänzenden Augen durch eine Blätterlücke reglos, doch mit einem Ausdruck innerlicher Befriedigung auf ihre wahnwitzige Verzierung des Taubenpaares hinübergerichtet.

Auf der anderen Seite des Parkes war Mademoiselle Véronique dem Kurfürsten in der Wandelgalerie langsam entgegengegangen. So unerwünscht sein Kommen unfraglich Arnould d'Andilly gewesen, theilte sie im Grunde diese Empfindung nicht. Allerdings hätte sie manches Nothwendige noch gern mit ihm vernünftig beredet gehabt, aber ohne daß sein Arm sich dabei um ihren Nacken gelegt — und dann auch hier auf dem offenen Wege, nicht in den engen, dunklen Pfaden, in die er sie hineinziehen gewollt. Sie hatte keinen Grund dafür, doch sie hegte eine Abneigung, sich in solche einsam-schattige Winkel führen zu lassen, wohin kein Ohr hörte und kein Auge sah. Doch, wenn sie nachdachte, wußte sie, weshalb. Er würde wahrscheinlich die Verborgenheit benutzt haben, um sie zu küssen, und dem entging sie dadurch. Sie fand kein Gefallen an dieser Vorstellung.

Allerdings wenn sie seine Frau war, konnte sie es wohl nicht ganz vermeiden. Aber jetzt wenigstens ließ es sich noch aufschieben. Und später konnte sie ihn

dann bitten, es möglichst zu unterlassen, sich lieber angenehm und verständig mit ihr zu unterhalten.

Allerhand Dinge gingen ihr auf dem kurzen Weg, bis sie mit dem herankommenden Kurfürsten zusammentraf, durch den Kopf. Warum war Arnould d'Andilly nicht mit ihr gerade auf den Letzteren zugeschritten und hatte gesprochen, daß sie sich heirathen wollten? Bei der Trauung mußte es ja doch Jedermann in Schwetzingen erfahren.

Oder dachte er die Hochzeit anderswo stattfinden zu lassen?

Von welchen Augen fürchtete er denn, sie könnten dieselbe verhindern wollen?

Es blieb jetzt nicht mehr Zeit, darüber nachzudenken, denn der Kurfürst begrüßte sie. Und zwar that er dies höchst wohlwollend, äußerst liebenswürdig und sehr graziös. Er sagte:

„Auch ein Falter, der das Gesicht mit einem Frühlingstage täuscht, doch von unverlöschlichem Farbenschmelz, denn seine Schwingen tragen in dem anmuthigen Körper eine Psyche. Das ist sonst nicht der Schmetterlinge Art, sie sind nur das Sinnbild der Seele, doch ohne selbst eine solche zu besitzen."

Die so hübsch und schmeichelhaft Begrüßte verneigte sich ehrerbietig und dankbar. Allein sie konnte den Ausdruck ihrer Züge nicht völlig schattenlos vergolden, und Karl Theodor fragte:

„Ist Psyche schwermüthig?“

„Ach nein, Eure Kurfürstliche Hoheit gewahrt wohl nur den Wiederschein des Herbstes auf meinem Gesicht.“

Die Antwort stellte mit einem poetischen Bilde in Abrede, doch ihr Ton verläugnete offenbar wieder ihren Inhalt; der Widerspruch und die Zustimmung darin vereinigten sich zu einem anziehenden Ensemble, das dem Kurfürsten besonderes Gefallen erregen mußte, denn er versetzte:

„So wollen wir ein Weilchen zusammen durch diesen Herbsttag gehen, dessen Elegie uns Beide, wie es scheint, gleich berührt. Ja, der Frühling ist schöner, aber wenn das Scheiden des Sommers uns noch einmal solche Erinnerung an ihn zurückbringt“ — er nickte seiner Begleiterin lächelnd in die Augen — „da soll man ihn wie im Traum, es sei wirklich noch ein Maientag, genießen. Deine Augen haben auch die Farbe einer ersten Frühlingsblüthe, Psyche, ich kenne sie, doch weiß im Moment nicht ihren Namen“ —

„Vielleicht Scilla, Kurfürstliche Hoheit?“

Es entflog der Antwortenden vom Munde, war irgendwo in ihrem Gedächtniß vorhanden gewesen, sie wußte nicht, woher. Jemand hatte es einmal gesagt — wer doch? Pfui — ihr kam's plötzlich — der Mensch, den sie haßte, der —

Aber sie konnte sich die Umstände, unter denen er den Vergleich angestellt, nicht voll zurückrufen, denn der Kurfürst erwiderte rasch: „Ja, ich glaube" — und er tauchte prüfend nochmals den Blick in ihre Augen — „in der That, die blaue Scilla, die im März schon blüht, die ist's."

Karl Theodor war überaus leutselig und huldreich. Er war mehr, kein Fürst, sondern ein einfacher Mensch, warm, herzlich und natürlich; der leichte melancholische Anhauch über seinen Gedanken und Empfindungen lieh seiner Stimme, seinem Wesen etwas unwiderstehlich Bezauberndes. Man konnte nicht geistvoller und nicht tiefsinniger das Hinschwinden der sommerlichen Natur umher auffassen und wiedergeben; jeder Laut seiner Lippen rief ein sympathisches Gefühl der jungen Hörerin wach. Und sie empfand beglückt, auch er nahm wirkliches Interesse an ihrer Unterhaltung und Begleitung. Ihr kam's einmal, so habe er einstmals vor Jahren mit Pamela gesprochen.

Sie gingen langsam zum See hinab und an diesem entlang und über die chinesische Brücke weit durch die englischen Anlagen dahin. Verena achtete nicht darauf, wußte kaum, wo sie sich befanden, so eifrig hörte sie und gab Antwort. Dann waren sie in langem Bogen zum Hain des Apollo gelangt und schritten an den Sphinxen vorüber, zwischen denen einstmals der Traualtar Pamela Fitzgerald's gestanden.

Nun sagte der Kurfürst plötzlich unvermuthet:

„Und Mademoiselle Véronique spielt auch mit der Gefahr, ihr Herz zu verlieren?"

Es war zum ersten Mal, daß er sie so nannte, sie sah ihn etwas befangen an uud stotterte leicht: „Ich weiß nicht, was Eure Kurfürstliche Hoheit meint."

„Glaubt Mademoiselle Véronique etwa, ich besäße keine Augen und habe sie nicht vor Wochen — am Tage, als der französische Officier hier war — mit dem Vicomte d'Andilly einsam lustwandelnd gewahrt, dessen Gesellschaft sie bald darauf wieder der unsrigen vorzog. Und stand nicht derselbe junge Cavalier vorhin im Begriff, den Arm um diesen Nacken zu legen, wie Apoll dereinst den seinigen um Daphne?"

Verena blieb einige Augenblicke wortlos verlegen. Die noch ungewöhnlich scharfe Sehkraft des Kurfürsten hatte also doch ihr Zusammensein mit Arnould d'Andilly in der Wandelgalerie aus der Ferne wahrgenommen, und der Ton seiner Worte sprach unverkennbar, wenn auch nicht mit directer Wendung, eine Mißbilligung darüber aus. Und er besaß wohl Grund, ihr einen Vorwurf zu machen; er hatte so viel, oftmals fast in väterlicher Weise, für sie gethan, daß die Verheimlichung ihrer beabsichtigten Verbindung wohl gerechtfertigt seinen Unwillen erregen mußte. D'Andilly hatte ihr Schweigen anempfohlen, allein da der Kurfürst doch Kenntniß davon erlangt hatte, war es unfraglich am

gerathensten, ihm so rasch als möglich mit einem offenen Geständniß entgegen zu kommen, und Mademoiselle Véronique erwiderte nach kurzer Sammlung ihrer Gedanken, klug und respectvoll:

„Ich beabsichtigte, heut' Morgen eine Audienz nachzusuchen, um die Einwilligung Eurer Kurfürstlichen Hoheit zu meiner Vermählung mit dem Vicomte d'Andilly zu erbitten."

Doch jetzt machte Karl Theodor, unverkennbar trotz seiner vorher offenbarten Kenntniß auf's Höchste überrascht, eine stutzende Bewegung und wiederholte: „Vermählung?" Und als ob „Psyche" sich plötzlich vor ihm zu einer anderen Persönlichkeit verwandelt habe, fuhr er fort: „Der Vicomte d'Andilly, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs, will Sie heirathen, Véronique?"

„Schon lange," entgegnete diese halb lachend, halb leicht seufzend, „wenn ich mich früher entschließen gekonnt hätte, mich von ihm nach dem grünumrankten Häuschen in dem stillen Thalgrund fortführen zu lassen" —

„Wohin?" fiel der Kurfürst ein, und sein Gesicht verrieth eine erwachende eigenthümliche Aufmerksamkeit. „Erzählen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Liebesgeschichte, Véronique!"

Das mochte eigentlich eine etwas sonderbare Zumuthung an die Herzensempfindungen eines liebenden

jungen Mädchens sein, doch für Mademoiselle Véronique enthielt die Aufforderung durchaus nichts Unnatürliches. Was hätte sie nicht seelenruhig mittheilen, warum irgend etwas verschweigen sollen? Und sie berichtete kurz von ihrer ersten frühen Begegnung mit Arnould d'Andilly bis auf den heutigen Tag oder die heutige Nacht, aus der sie mit dem Entschluß aufgewacht, seine Bewerbung zu erhören.

Der Blick des Kurfürsten ruhte während ihres Sprechens auf ihr, und es war mehr und mehr, als drücke sich in seinen Augen ein merkwürdig anders geartetes Verständniß, wie zuvor, aus. Langsam weiterschreitend, hatten sie auf dem Rückweg zum Schloß den kleinen Weiher der Galathea erreicht, Karl Theodor hielt den Fuß und sagte lächelnd:

„Kennen Sie die Mythe von der Galathea, Véronique? Der Kyklop Polyphem liebte sie und suchte sie zu bereden, das Meer zu verlassen und an's Land zu ihm in seine Grotte zu kommen. Aber sie war klug und sagte sich, seine Leidenschaft biete ihr keine Garantie für die Dauer seiner Liebe. Von ihrem Liebreiz bezaubert, wolle er sie um jeden Preis gewinnen, nur um den einen nicht, sich unzertrennlich mit ihr zu verbinden. Denn Polyphem war ein Sohn des Poseidon, und Galathea trotz ihrer wundersamen Schönheit nur eine Nereide von geringer Abkunft. Scheint es nicht, wie sie dort aus dem Wasser auf-

steigt, als ob der Künstler diese kluge Erwägung auf ihrem Antlitz ausgebildet habe? Mich däucht, sie besitzt Aehnlichkeit mit Ihnen, Véronique, als tauchten Sie aus dem flüssigen Krystall empor."

Ein sonderbarer Blick des Kurfürsten war's, der, die letzten Worte begleitend, sich von den todten weißen Marmorgliedern in der Mitte des Weihers auf seine lebendige Gefährtin abwandte, als ob er auch durch die Kleiderhülle derselben eine Muthmaßung ihrer Aehnlichkeit mit der vollendeten plastischen Schönheit der Galathea zu gewinnen trachtete. Verena hielt unbefangen die Augen auf die Statue hinübergewandt, sie war an solchen Anblick im Schwetzinger Park wie von Kindheit auf gewöhnt, und ihr kam kein Gedanke, daß der Marmor drüben etwas ihr selbst Aehnliches darstelle.

Nur auf die Gesichtszüge hatte sie die Aeußerung des Kurfürsten bezogen, und diese mochten ihr in der That wohl ein wenig gleichen. Sie antwortete indeß nichts, denn sie dachte vergeblich nach, weshalb er plötzlich von dem vorherigen Gesprächsthema abgebrochen und ihr die Mythe der Galathea erzählt habe. Doch er wartete auch auf keine Erwiderung, sondern ging weiter.

Bis hierher hatte der Zufall die Schritte der beiden Promenirenden geleitet, aber jetzt schlug Karl Theodor offenbar eine absichtliche Richtung ein. In

wenigen Augenblicken führte er seine Begleiterin an die Vase mit dem sich schnäbelnden Taubenpaar und sagte deutend: „Also das sind Mademoiselle Véronique und der Vicomte d'Andilly."

Verena stieg eine leichte Röthe in's Gesicht. Das „Symbol" auf der Urne rief ihr die Erinnerung wach, daß Arnould d'Andilly sie, wenn sie seine Frau geworden sei, wahrscheinlich küssen werde, und diese Vorstellung besaß etwas unangenehm Berührendes für sie. Es war nicht allein sehr überflüssig, sondern eigentlich geradezu ein Grund, ihn doch nicht zu heirathen.

Hatte der Kurfürst ihr Erröthen wahrgenommen und suchte sie rasch aus einer Verlegenheit zu befreien, er ließ ihr keine Zeit zu weiterem Nachdenken. Sich um wenige Schritte fortbewegend, sagte er, nachlässig die Hand zur Rechten streckend: „Dort hat der Künstler das Taubenpärchen noch einmal wiederholt." Sein Fuß hielt leicht an, er sah nicht nach der von ihm gedeuteten Vase, sondern sein Blick hielt sich auf das Gesicht Verena's geheftet.

Sie hatte die halb unter schattendem Laub verborgene Urne noch nie beachtet, unwillkürlich entflog ihr: „Die beiden gefallen mir besser." Dann lachte sie plötzlich hinterdrein: „Aber was ist — wahrhaftig, sie tragen mouches! Sind die jetzt bei den Vögeln Mode geworden?"

Verwundert nahm auch Karl Theodor nun die

seltsame Schönpflästerchen-Verzierung gewahr und sagte: „Ein närrischer Einfall — von wem?“ Aber seine Augen blieben wie zuvor interessevoll auf die Züge Verena's gerichtet. Diese betrachtete noch, komisch berührt, die beiden schwarzgefleckten Tauben, kein leisester Anhauch von Befangenheit verwirrte ihr den Blick, kein Anflug von Röthe, wie bei der andern Vase, färbte ihr Gesicht. In unangetasteter ahnungsloser Mädchenunschuld stand Mademoiselle Véronique, wie vorher vor der Statue der Galathea.

Ein Staunen der Ungläubigkeit, fast der Unglaubhaftigkeit malte sich in den Zügen des Kurfürsten und mischte sich mit einem träumerisch zwischen seinen Lidern aufstrahlenden Augenglanz. Sein Arm hob sich unwillkürlich, als ob er sich um die Schultern der vor ihm Stehenden zu legen beabsichtige — da tönte ein Geräusch durch die vormittägige Stille, lachende und plaudernde Stimmen klangen von der großen Rotunde her und gaben kund, daß die Schönheit des Tages doch auch noch andere Spaziergänger in den Park gelockt habe. Es schien sogar, daß sie sich hierher wendeten, und Karl Theodor sagte plötzlich:

„Ich vermag mich jetzt nicht länger aufzuhalten, aber ich habe die Pflicht, noch mit Ihnen zu reden, ehe Sie dem Vicomte d'Andilly wirklich Gehör geben. Finden Sie sich heut' Abend nach der Tafel am Tempel der Minerva ein, Véronique — die Göttin der Weis-

heit wird meiner Mentoraufgabe die besten Worte verleihen und Ihnen das Verständniß, sie aufzufassen. Dort sprechen wir ungestört; verlassen Sie, vor Allem von Ihrem Polyphem unbemerkt, das Schloß, ich erwarte Sie unter den Säulen des Parthenons. Es gilt eine Warnung, von der Ihr Lebensglück abhängt — à revoir, Véronique!"

Der Sprecher grüßte sie mit einem überaus huldvollen Abschiedsblick, wandte sich und schritt hurtig linkshin, am Pan vorüber, dem schmalen Weggeflecht des Vogelbades zu. Verwundert sah Verena ihm nach — weshalb verließ er sie auf einmal? Sie konnte sich nicht durch etwas seine Ungnade zugezogen haben, denn seine Stimme hatte ihr gegenüber noch nie so theilnehmend und warm, wie eben, geklungen, und unverkennbar handelte es sich wirklich um eine höchst gewichtige Mittheilung — Warnung, hatte er gesagt. Vor wem? Und ehe sie Arnould d'Andilly Gehör gäbe — und Polyphem solle nichts davon bemerken. War d'Andilly der Polyphem und sie etwa die Galathea?

Das Nachdenken führte sie zu keinem Verständniß, sie mußte offenbar, um eine Aufhellung zu erhalten, bis zum Tempel der Minerva warten. Langsam begab sie sich in entgegengesetzter Richtung wie der Kurfürst davon, um den herannahenden Lustwandelnden nicht zu begegnen.

Doch diese kamen nicht, sondern bogen nach einer anderen Seite ab, und nur in dem Strauchwerk, dem schwarzbeklebten Taubenpaar gegenüber, raschelte es leise und blickten zwei spähende Augen durch eine Blätterlücke der fortschreitenden Verena nach. Unbeweglich, geraume Weile lang, bis Alles weitumher wieder lautlos still geworden war, dann rauschte das Laub stärker, ein Geringel von Schönpflästerchen über Gesicht und Brust tauchte daraus hervor, und die Irrsinnige, die seit fast einer halben Stunde reglos unter dem Gebüsch am Boden gehockt hatte, stand geduckt, vorsichtig umlauschend, am Wegrand. Dann that sie zum ersten Mal die Lippen halb voneinander und murmelte:

„Véronique — c'est moi!"

Ihr Ohr horchte wieder, danach verzog ihr Mund sich zu unterdrücktem, irrem Lachen und sie fügte gedämpften Tones hinzu: „Am Tempel der Minerva — ein Rendezvous — Véronique darf nicht ausbleiben. Aber sie werden mich vorher finden und wieder einsperren" —

Sie blickte sich mit ängstlicher Scheu um — da kam ihr sichtlich ein hülfreicher Gedanke. „Im Wald — im Wald!" raunte sie, und sich in's Gesträuch zurückflüchtend, wand sie sich behutsam-hastig unter der Blätterhülle fort. Mit genauester Kenntniß des Parkes hielt sie die Richtung auf den See zu inne; Niemand gewahrte sie, wenn sie dann und wann schattengleich

quer über einen Weg, durch einen Baumgang hinhuschte. So erreichte sie unter oftmaligem, spähendem und horchendem Anhalten den Nordrand des Sees und flog nun, wie ein großer wunderlicher Vogel, zwischen die Waldstämme hinein. Sie war offenbar zu dem von ihr gesuchten Schutz gelangt, wo sie sich vor der Nachspürung verstecken wollte; Geistesverwirrung und richtige, zweckmäßig handelnde Verstandeserkenntniß mußten sich absonderlich in ihrem Kopfe durcheinander mischen. Sie hielt noch nicht hinter dem Saum des Waldes an, sondern sagte vor sich hin: „Weiter!" und eilte auf einem schmalen, durch das Dickicht führenden Pfad tiefer in's Innere. An seinen Rändern wuchs das Gezweig ineinander, sie mußte manchmal hindurchbrechen, und es schien ihr Spaß zu machen, wenn das Laub ihr dabei in's Gesicht schlug. Es war der häufig kaum unterscheidbare Waldweg, auf dem einstens Verena Schwanfeld zum ersten Mal in der letzten Dämmerung eines Apriltages an den See des Schwetzinger Schloßparks gekommen.

Mit seiner Ausmündung führte der Waldweg schließlich nach dem zum Dorf Bruchhausen gehörenden isolirten Gebäude, das Cajus Castorius bewohnte. Dies lag in seiner grünen Lichtung ungefähr so da, wie das kleine, weinlaubumrankte Häuschen in stillem Thalgrund, das Arnould d'Andilly Mademoiselle Véronique als schönstes Ruheziel seiner Wünsche geschildert

hatte. Nur athmete es augenblicklich kein friedliches Schweigen um sich, sondern aus der Schreibstube des Bewohners klangen sogar durch das geschlossene Fenster laut erregte Worte heraus.

Die Stimme des Reichsfreiherrn Bodo von Sinsburg redete sie. Seit jenem Mittage, an dem er vor Jahren das kleine Manuscript von Castorius gelesen, hatte er den Umgang mit demselben wieder aufgenommen gehabt, und der Verkehr zwischen Beiden war ein noch häufigerer als vor ihrer verhältnißmäßig nur kurzen Trennung geworden. Kein Tag verging, der sie nicht hier oder auf Sinsburg zusammen sah. Und jetzt war vor wenigen Minuten der Reichsfreiherr gekommen, hatte sich eine Kalkpfeife angezündet und stieß zugleich mit einer dicken Rauchwolke zorngrimmig aus:

„Verrath, Castorius! Ich weiß es jetzt, Kateha hat das Reich verrathen. Mannheim ist nicht erobert und nicht vertheidigt worden — verkauft an die Franzosen von ihm und seinen jesuitischen Hallunken! Schimpf, Schande und Niedertracht in jedem Athemzug seit mehr als einem halben Jahrhundert!"

Cajus Castorius ging, seiner Gewohnheit gemäß, mit langen, dröhnenden Schritten hin und wieder. Nun blieb er stehen, sah den Sprecher an und versetzte mit sardonischem Lachen:

„Laßt ihn selbst seine Grube wühlen, Freiherr! Ich will den Todtengräbern den Spaten wetzen, wenn

sie kommen! — Wie seht Ihr heut' aus, Freiherr? Was tragt Ihr im Sinn?"

Er gewahrte jetzt erst, daß die Kleidung Bodo's von Sinsburg anders als gewöhnlich war. Dieser trug nicht den sonstigen langen, abgeschossenen Reitrock, sondern seine volle, allerdings auch bereits ziemlich altersverblichene reichsfreiherrliche Galatracht. Zum ersten Mal sah Castorius ihn im ritterschaftlichen Scharlachrock mit breitumgeschlagenen Manchetten, den Degen an der Seite und den weißbefederten Dreistutz vor ihm auf dem Tisch liegend. Seine Augen mochten es wohl schon vorher aufgefaßt haben, doch ohne Gedanken daran zu knüpfen, und verwundert frug er noch einmal: „Was wollt Ihr, Freiherr?"

„Will zu ihm, kurfürstlichem Vetter, Liebden, und ihm eines deutschen Reichsfreiherrn Meinung sagen. Bekommt sie sonst nicht zu hören, ist nur an Versailler Complimente gewöhnt. Wollt Ihr mitgehen, Castorius? Könnt ihm auch alten Dank für Eure Tochter abtragen! Wird gut zusammenstimmen!"

Der Sprecher hatte sich Luft gemacht, zog ein paarmal an der Pfeife und fuhr weniger aufgeregt fort:

„War trotzdem nicht in Richtigkeit, als das Kind hier stand. Bin nicht überall Eurer Denkart, Castorius, weder im Himmel noch auf der schuftigen Erde. Ist freilich ein wunderlich's Einsehen, das Der oben

hat" — er schüttelte die Pfeifenspitze gegen die Zimmerdecke — „glaube aber doch noch, daß Er's Regiment hält und brauchen wird. Und hättet damals nach seinem Beispiel die Zähne zusammenbeißen können und der Verena Schwanfeld anders begegnen. Konnt's Euch nicht übeln, aber war doch ein arm's Ding und hatte selber Euch kein Leid's gethan. Habt sie in's Elend gestoßen, wird verdorben und gestorben sein. Fällt mir ein, wollt' Euch schon öfter fragen, steht nichts davon in Eurer Handschrift. Wer hat sie so benannt und wonach?"

Cajus Castorius hielt wieder in seinem rastlosen Auf- und Abschreiten inne und antwortete:

„Das Kirchenbuch verlangt einen Namen, Freiherr. Ich sagte der Frau, die ihr in die Welt geholfen, sie solle das Kind mit dem Namen der Mutter einschreiben lassen, wie sie hieß, eh' man sie Mademoiselle Véronique nannte. Sie trug freilich ein Adelsprädicat davor, darauf hatte die Tochter kein Recht, denn die Mutter war rechtmäßig mit einem Bürgerlichen verheirathet gewesen, wie Ihr wißt, Freiherr."

Er schwieg, ging hin und her, blieb stehen und sprach:

„Ihr habt Recht, Freiherr, sie that nichts, als daß sie mich gemahnte. Aber verdorben und gestorben ist besser, als leben und weiter verderben. Ich vergalt's ihr mit Gutem. Das Blut hätte sie zur Gleichen großwachsen lassen — nicht für einen Zeonikisul, aber viel-

leicht für einen seiner Stallmeister. Was sollt' ich anders? Wenn sie heut' daſtände" —

Er vollendete den Satz nicht, denn die Flügelthür des Zimmers öffnete sich, und es trat etwas herein, wunderlich, mit dem ersten, überraschten Blick nicht recht zu fassen. Der Reichsfreiherr sah verwundert auf das schlangenhafte Geringel schwarzer Flecken, das Hals und Gesicht einer über die Schwelle vorschreitenden weiblichen Gestalt dicht besprenkelte, doch gleich darauf flog er mit einem mechanischen Ruck von seinem Sitz in die Höhe. Zurücktaumelnd hatte Cajus Castorius: „Véronique!" ausgestoßen und starrte die Eingetretene mit geisterhaft aufgeweiteten Lidern an.

Sie legte einen Finger auf die Lippen und sagte mahnenden Tones: „Nicht schreien — das muß man nicht. Ich war einmal in diesem Hause, da schrie Jemand, furchtbar, ich höre es noch. Das war nicht gut, denn danach mußte man ihn hinter die Fenstergitter einsperren — und es war hier in diesem Käfig viel hübscher."

Ihre Augen gingen an den gegitterten Hautelisse-tapeten der Wände umher, und sie nickte den zwischen dem Blattgerank und den Spalierstäben eingewirkten, flatternden, sich aufblähenden und schnäbelnden Turteltaubenpaaren zu. Niemand konnte einen Moment in Zweifel bleiben, daß Irrsinn aus ihr rede. Bodo von Sinsburg war auf Castorius zugetreten und hielt

den Arm desselben gefaßt, doch schien diese Vorsicht unnöthig, denn er stand, blutlos weißen Gesichtes, unbeweglich.

Die Irrsinnige empfand offenbar nichts Ungewöhnliches in ihrer Situation. Sie machte jetzt eine sehr graziöse Handbewegung und sprach:

„Geniren die Herren sich um meinetwillen nicht Ich möchte nur auf die Rückkehr des Pastors Bibermann aus Heidelberg hier warten. Er muß bald kommen, aber im Wald ward mir die Zeit zu lang und ich konnte noch nichts von seinem Pferde hören. Sehr lange warten kann ich freilich nicht, denn der Sultan hat mich heut' Abend, wenn es dunkel geworden, zum Rendezvous beim Tempel der Minerva befohlen. Er ist noch immer sehr gnädig gegen Mademoiselle Véronique gesinnt, aber sie verdient es auch. Sie ist viel schöner als früher geworden und auch viel jünger. Und sie weiß noch nicht, weshalb der Täuber zur Taube kommt."

Die Sprecherin lachte halblaut und setzte sich auf das hochbeinige Canapé des Zimmers. Der Reichsfreiherr flüsterte, Castorius noch haltend: „Sie kennt Euch nicht, setzt sie durch nichts in Schreck, sondern laßt sie von Kateha weiterreden! Mit wem hat er heut' Abend ein Rendezvous am Minervatempel?"

Cajus Castorius öffnete zum ersten Mal die Lippen

und raunte unwillkürlich, von einem rüttelnden Schauer überlaufen: „Mit dem Wahnsinn“ —

Doch Bodo von Sinsburg fiel leise ein: „Nein, mit ihr nicht — dazu ist sein Geschmack zu ästhetisch. Es muß eine andere Véronique sein, die sie mit sich selbst verwechselt. Vielleicht ist sie ihr ähnlich — aber der Platz und der Anlaß wäre gut gewählt“ —

Die Irre schüttelte jetzt den Kopf. „Er kommt nicht, ich warte umsonst. Vielleicht habe ich ihn mit etwas verdrossen, daß er darum länger fortbleibt. Ich muß einmal nachdenken.“

Unverkennbar bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Sie sagte nach kurzem Verstummen: „Er wird mir zürnen, weil ich nicht für das Kind gesorgt“ — und sie hob erschreckt die Stirn: „Das Kind — wissen Sie nicht, messieurs, wo das Kind ist?“

Dann flog sie plötzlich mit einem Aufschrei von dem Canapé und lief gegen die Thür. Doch der Freiherr vertrat ihr rasch den Weg und fragte mit einem geeigneten Ton:

„Wohin wollen Sie? Sie sind müde, ruhen Sie sich doch noch aus!“

Aber in ihrem Blick lag steigende Angst. Sie murmelte hastig: „Warum heißt sie auch Véronique? Ich sah sie schon einmal und sie wollte nicht, daß ich geschlagen werden sollte. Ich habe nicht für das Kind gesorgt, aber sie für mich. Das muß ich ihr danken

— darum heißt sie auch Véronique. Sie ist die Tochter des Pastors Bibermann und ich habe sie lieb deshalb. Ich bitte, lassen Euer Hochwürden mich — Sie werden begreifen und mich excusiren — der Pastor Bibermann ist der Mann, den ich geliebt habe. Das vergißt man nie, monsieur" —

Von der bisher regungslosen Miene Cajus Castorius' fiel plötzlich mit einem Zucken die Starre wie eine Wachsmaske herunter, und die Muskeln seines Gesichtes zogen sich krampfhaft von einem wilden Schmerz zusammen, unbewußt stöhnte seine Brust: „Veronika" —

Sie hörte den Namenston und drehte ihm den Kopf zu, doch sie kannte ihn nicht. Mit einem vornehmen Air sagte sie verweisend:

„Ich habe nicht das Vergnügen so vertrauter Bekanntschaft mit Ihnen, monsieur, um eine derartige Anrede aus Ihrem Munde erwarten zu dürfen."

Man sah an Castorius' Augen, daß die Wände sich um ihn drehten und daß er einer Ohnmachtsbetäubung nahe war. Er antwortete schwerzungig: „Ich will Ihr Kind suchen — es ist draußen," und er raunte dem Freiherrn zu: „Haltet sie zurück — sie hat ihre Schuld gebüßt. Ich komme wieder — nur jetzt kann ich nicht." Dann war er durch die Thür fortgestürzt und lief barhaupt in den Wald hinein.

Veronika von Schwanfeld sah ihm nach und sagte: „Ein Mann von sonderbaren Manieren — ist er etwa

nicht recht in seinem Kopf?" Doch auf eine einladende Handbewegung Bodo's von Sinsburg setzte sie sich jetzt beruhigt und mit anstandsvoller Würde wieder zurück. Die Sonne war durch den Mittag gegangen und stieg bereits gegen die blauen Kuppen des Hardtgebirges abwärts; duftig und doch deutlich zugleich lag überall die Weite in der herbstlichen Luft. Die Blätter der Laubbäume flimmerten von leisem Windhauch bewegt, wie ein goldbrauner Teppich breitete der Wald sich über dem schönen Rheinthal, von großen, schwarzen Einschlägen des Nadelholzes durchwirkt und umsäumt. Wandervögel zogen unter dem blauen Dach südwärts und riefen da und dort verhallende Ruflaute nieder. Etwas Klagendes tönte daraus, im Einklang mit dem schwermüthigen Herbstantlitz der Natur, aber doch athmete diese auch etwas friedevoll Beschwichtigendes aus. Mit dem allmählichen Sinken des Tages schwand der leise Windzug, und Alles stand traumhaft unbewegt. Ein dünner Flor überzog den Himmel, die frühe Dämmerung kam und es ward dunkel. Aber dann schwamm die Mondsichel über dem leichten Schleier und schien ihn aufzulösen. Sie zeichnete die Schatten der Blätter auf den Boden und überhellte diesen mit ungewissem mattsilbernen Licht. Doch kaum um Mittag war die Luft wärmer und sommergleicher gewesen.

Auf die große Rotunde des Schwetzinger Parkes

fiel wie allabendlich das Kerzengeflimmer aus den Spiel- und Conversationssälen der Zirkelhäuser heraus der Speisesaal war verlassen, nur die Dienerschaft räumte das Tafelgeschirr darin ab. Die Schloßuhr schlug die siebente Stunde; der Klang summte Mademoiselle Véronique nach, wie sie jetzt am linken Rande der Rotunde entlang schritt, sonst war kein Laut um sie her. Alles im Park lag leblos verlassen, nur die weißen Obelisken schimmerten ungewiß aus dem Schatten der Alleen.

Die einsame Wanderin begab sich dem selbst in der Nähe kaum sichtbaren Standbild der Kallirrhoe zu, vor ihr dehnte sich tiefdunkel der Baumgang hinab, der zum Tempel der Minerva führte. Hier hatte sie am Abend des Geburtstagsfestes der Kurfürstin, in der Nacht, als Pamela plötzlich verschwunden war, mit Arnould d'Andilly gestanden und er den Fuß angehalten, obwohl er zuvor offenbar mit ihr weiter zu schreiten beabsichtigt gehabt.

Arnould d'Andilly — er wartete drüben an dem römischen Wassercastell auf sie. Nein, noch nicht, erst in einer Stunde. Daneben auf der Landstraße ließ er einen Wagen halten.

Nein, heut' Nacht wollte sie noch nicht mit ihm fortfahren — überhaupt in der Art Schwetzingen nicht verlassen. Das ziemte sich nicht, nur für eine Frau, die bereits getraut worden. So viel Schicklichkeits-

gefühl besaß sie auch; sie hätte es ihm gleich heut' Morgen gesagt, es war nur nicht Zeit dazu gewesen.

Wovor wollte denn der Kurfürst sie warnen? Sie konnte sich noch immer nichts denken. Aber bei der Tafel hatte er einen Blick mit ihr ausgetauscht, der sie fraglos an die Zusammenkunft gemahnte.

Hier mußte sie irgendwo auf einem schmalen Gang rechtshin nach dem Minervatempel abbiegen. Es war sehr dunkel, fast lichtlos. Doch da öffnete sich der enge Pfad, sie streifte fast an beiden Seiten mit den Armen an das Gebüsch.

Hatte sie dies Geraschel verursacht? Wahrscheinlich, was sonst, kein Hauch regte sich. Sie ging vorwärts, aber unwillkürlich horchte ihr Ohr.

Nun knisterte es wieder leise im schwarzen Strauchwerk, ohne daß sie die Ursache gewesen sein konnte. Es mußte ein Thier sein, ein Igel oder Wiesel, ein aufgewachter Vogel, so etwas. Nun war's wieder still.

Aber es war doch unheimlich, sie fürchtete sich sonst nicht, allein ihr Herz klopfte laut. Hastig lief sie drei Schritte weiter, da schimmerten über einer kleinen, vom Mond halb erhellten Lichtung vor ihr die weißen Säulen des Minervatempels. An dem Tritonenbassin davor stand eine hohe, dunkelgekleidete Gestalt. Verena flog auf dieselbe zu und stieß aus: „Sind Sie's?" Ihre Stimme zitterte, ließ ihre Aufregung erkennen

und erklärte den Verstoß der Anrede, obwohl diese Seiner Kurfürstlichen Hoheit gelten mußte.

Aber es hatte sie zu gespenstisch überlaufen, und wie eine Errettung, ein Glück tönte ihr die Antwort entgegen, die sie darüber vergewisserte, es sei der Kurfürst Karl Theodor. Er erwiderte: „Ich bin's" und fing die noch Laufende mit seinen Händen auf. Und er verrieth keinerlei Unmuth über den Respectsmangel ihres Anrufs, sondern legte den Arm um sie und fragte theilnehmend: „Hat meine kleine Véronique sich gefürchtet?"

Das Zittern ihrer Glieder konnte es nicht hehlen, doch gottlob! jetzt befand sie sich in sicherstem Schutz. Und sie vergaß noch so sehr den höchsten Rang dessen, bei dem sie Befreiung aus ihrer unheimlichen Angst gefunden, daß sie ihre Stirn halb bewußtlos gegen seine Brust lehnte. So führte er sie einige Schritte zu einer an der linken Seite des Tempels befindlichen Ruhebank und zog sie neben sich darauf nieder. Der Sitz selbst stand in einem schmalen Schattenstreifen, doch davor, etwa sprungbreit, lag ein Silberband des Mondes, vom tiefschwarzem Waldgebüsch begrenzt.

Karl Theodor hielt noch in gleicher Weise schützend den Arm um seine Gefährtin geschlungen und sagte lächelnd: „Warum klopft Psyche's Herz denn so, daß ich es höre? Begieb dich zur Ruh' kleines, thörichtes Herz!" und er legte mit sanftem Druck beschwichtigend

die Hand auf das in der That vernehmbare Pochen. Ein wenig verwirrt stotterte Verena:

„Eure Kurfürstliche Hoheit wollte mich vor etwas warnen.“

„Ja so, ich vergaß, weshalb wir uns am Tempel der Klugheit befinden. Du hast mir heut’ Morgen nicht Alles gesagt, Kind, mich däucht, als ich Dich antraf, verabredete der Vicomte d’Andilly etwas mit Dir, was andere Ohren scheute, denn er verschwand hurtig, wie er mein Kommen gewahrte.“

Die Befragte zögerte einen Augenblick, dann erwiderte sie die Wahrheit. Arnould d’Andilly warte drüben mit einem Wagen auf sie.

Der Kurfürst zog unwillkürlich erschreckt den Arm fester um sie. „So nahe war ich daran, Dich zu verlieren! Und glaubst Du wirklich, daß der Vicomte Dich zu heirathen beabsichtigt?“

Sie antwortete mit einer Bewegung der Verständnißlosigkeit: „Weshalb sollte ich sonst mit ihm gehen?“

„Kleine Blindheit! Ich glaube wohl, daß Polyphem Dich ernstlich liebt, wer könnt’ es anders? Aber ich sagte Dir, er ist ein Sohn des Poseidon, und so glühend er trachten mag, Galathea in seine Grotte zu führen, so wenig kommt es ihm in den Sinn, sie mit dem Myrtenkranz seiner Braut, seiner Frau zu schmücken. Ihn verzehrt nur Leidenschaft nach ihrer Schönheit, nach dem Kusse ihrer Lippen — sie soll in dem wein=

umlaubten Häuschen seine „Herrin“, seine Geliebte sein, vielleicht die Mutter seiner Kinder — doch seinen edlen Namen würde sie niemals tragen, denn der thörichte Hochmuth seines Blutes hielte ihn durch eine legitime Verbindung mit einem Mädchen von niedriger Herkunft geschändet. Und eines Tages würde er die Pflicht in sich erwachen fühlen, als der Letzte seines gräflichen Geschlechtes den Namen desselben fortzuerhalten und — möglicherweise mit blutendem Herzen — Dich allein lassen, um sich eine Ebenbürtige zu vermählen.“

Der Kurfürst schwieg — und er hatte die Wahrheit gesprochen. Wie eine Binde fiel es plötzlich Mademoiselle Véronique von den Augen herunter.

Sie hatte nicht Alles verstanden, was er gesagt — wie ein verwogender Nebel gingen seine Worte ihr durch den Kopf — aber es war ihr deutlich, zweifellos geworden, daß er sich nicht täuschte. Arnould d'Andilly liebte sie wirklich, doch wollte sie nicht heirathen, sondern nur — was? — eben nur küssen, ohne den Myrtenkranz, von dem sie einmal zufällig geredet. Dieses Wort Karl Theodor's — die Erinnerung daran, an das zaudernde Befremden d'Andilly's hatte ihr eine erste blitzartige Helle der Erkenntniß gebracht.

Ihr Herz klopfte wieder laut; es wurde von einem vorstellungslosen, heftigen Abscheu erregt, der sich

nur mit einem Begriff einer allgemeinen bekannten Thatsache verknüpfte, es sei etwas durchaus Unschickliches, ja sogar eine Schande, mit einem Manne zusammen allein zu leben, ohne seine ihm von der Kirche angetraute Frau zu sein. Aber zugleich war Verena außerordentlich glücklich, Arnould d'Andilly jetzt nicht heirathen zu müssen, und sie fühlte einen überströmenden Dank für den Kurfürsten, der sie mit wahrhaft väterlicher Sorge vor solchem Schimpf behütet und ihr zu solcher Erlösung von einem seit dem Morgen dumpf auf ihr lastenden Druck verholfen. Und fast aufjubelnd, faßte sie Karl Theodor's Hand, küßte sie und stammelte:

„O welchen Dank schulde ich Eurer Kurfürstlichen Hoheit — ja, ich war blind und thöricht, jetzt weiß ich's, und ich gehe nicht fort, will es meinem hohen, gütigen Beschützer durch tiefste Ehrerbietung und durch Pflichteifer zu vergelten suchen."

„Was thut Psyche? Das geziemt sich nicht," antwortete der Kurfürst, und er beugte sich und erwiderte den Kuß auf seine Hand, indem er seine Lippen zärtlich auf ihre schöne Stirn schloß. Und träumerischen Tons fuhr er fort:

„Nicht mit Ehrerbietung, vergilt es mir mit Liebe, Véronique! Der Herbst ist einsam und kühl, und die Götter senden ihm den Frühling, ihn zu trösten und zu erwärmen. Mein Auge erfreute sich an Dir, als

es Dich zuerst sah, und hieß mich, Dich Psyche benennen, die liebliche Freundin des Vaters der Olympier. Und vom Auge hast Du mein Herz erobert, kleine Erdennymphe! Ich aber bin nicht Polyphem, der um die Makellosigkeit eines ärmlichen Grafengeschlechtes besorgt ist, sondern ich bin Zeus selber, dem die Schönheit ebenbürtig wird, wenn sein Athem sie berührt, und der die Geringste über Alle zu sich emporhebt, wenn er sich liebevoll zu ihr hinabneigt. Doch ich hörte noch nie, woher Du gekommen, wem ich die Huldgestalt meiner jungen Semele verdanke. Sprich mir's hier, Véronique — der Name gemahnt mich an süße Stunden der Vergangenheit. Ach, wie traumesflüchtig ist Alles, und von meinem Leben erscheint mir nur das Eine als zauberische Wahrheit, daß diese Stunde Dich in meinen Armen hält."

Seine Hand umschloß ihre Schläfe und drückte ihren Kopf an seine Brust. „So sprich's mir!" Und seine Lippen legten sich wieder auf das feine, seidenartige Haar ihres Scheitels.

Verena wußte nicht, was ihr sei. Sie war voll dankbarster Gesinnung für den Kurfürsten und fühlte sich von seiner Leutseligkeit, seiner unglaublichen Herablassung, die sie einer solchen Umarmung würdigte, hochgeehrt. Aber im Verein oder im Widerspruch damit regte sich in ihr zugleich eine sonderbar-unheimliche Empfindung — durchaus anders als vorhin bei dem

Geraschel in dem düsteren Gange, doch ebenso ihr den Herzschlag mit einer ungewiß aufregenden, vorstellungslosen Scheu beängstigend. Ihr kam's in der Phantasie, als ob Arnould d'Andilly sie so zu halten beabsichtigt habe, wenn sie mit ihm gefahren wäre, und als sei er es wirklich, der neben ihr sitze. Ein Antrieb drängte sie, aufzuspringen, allein sie konnte es nicht, denn bei einer Bewegung, die sie machte, schloß die Hand des Kurfürsten sich kraftvoller, wie eine feste Klammer um sie. Mit stockendem Athem verharrte ihre Brust unter derselben, Alles in ihr war verworren und unverständlich, sie wußte nur, daß sie eine Antwort geben sollte, daß er darauf wartete. Und es kam Mademoiselle Véronique nicht mehr in den Sinn, ihre Herkunft in andere Undeutlichkeit zu hüllen, als dieselbe für sie selbst besaß, keinen märchenhaften Schimmer darüber spielen zu lassen. Im Gegentheil — sie konnte sich nicht sagen, warum, aber möglichst niedrige Abstammung erschien ihr im Augenblicke als das Wünschenswertheste, als am besten für sie, und sie sprach hastig:

„Ich bin nur ein Waisenkind, der Gnade Eurer Kurfürstlichen Hoheit nicht würdig — in Philippsburg aufgewachsen, ärmer und verlassener als alle anderen Kinder um mich her —"

„In Philippsburg? Auch aus dem geistlichen Boden unseres hochwürdigsten Nachbars von Speier, wie der junge Officier der Republik neulich? Hat etwa darum

Psyche ihre Schwingen so reizvoll entfaltet? Du trägst sonst keine Aehnlichkeit mit ihm, aber Deine Mutter mag eine junge Fee gewesen sein. Wie heißt sie?"

In Verena's Brust stieg es immer angstvoller auf: ihre Antwort hatte die Theilnahme, die Zärtlichkeit des Kurfürsten nicht vermindert, sondern unverkennbar noch gesteigert. Sie rang gegen seine Hand, es drängte sich ihr etwas in's Bewußtsein — noch hatte sie's nicht gefaßt, doch es kam, ihr alle Kraft wie mit ohnmächtigem Entsetzen lähmend, und ihr Mund stammelte:

„Nein, meine Mutter war gewiß so niedrig wie ich — ich habe sie nicht gekannt, nur meinen Vater, der mich verstoßen. O ich bitte — lassen Eure Kurfürstliche Hoheit mich — ich bitte — bitte —"

„So nehme ich Dich dafür auf — wie hieß der unmenschliche Barbar, der Psyche verstoßen konnte?"

Sie vermochte kaum mehr zu reden — es war Arnould d'Andilly, der sie unentrinnbar gefangen in seinen Armen hielt, nur noch unsäglich mehr Grausen und Widerwillen in ihr erregend. Halb besinnungslos gab sie noch einmal Antwort:

„Er trägt andern Namen als ich — Cajus Castorius — ich heiße Verena Schwanfeld —"

Ein Schrei brach ihr hinter dem letzten Wort von den Lippen. Was ihn ihr entriß, ließ sich nicht unterscheiden, sie war mit einer übergewaltsamen Anstrengung aufgefahren und zu Boden gesunken, und jedenfalls

um nicht mehr als ein Wimperzucken später, schnitt in ihren Angstschrei eine schallende Hohnlache hinein:

„Ha – ha – ha! Zeus Zeonikisul seine eigene Tochter umarmend! Herbei, ihr Olympier, und lacht zu dem Schäferstündchen des Vaters der Götter! Ha—ha—ha!“

Gellend, schrill, triumphirend schlug die wilde Lache durch die Nachtstille des Parkes in die Luft. Und zu dem Ton gesellte sich plötzlich ein sonderbar gespenstischer Anblick. Als kämen die herbeigerufenen olympischen Zeugen, tauchten aus dem schwarzen Waldgebüsch drüben drei Gestalten in das schmale silberne Mondband auf dem Boden vor der Ruhebank hervor. Eine stand ruhig aufgerichtet, die zweite, in weiblicher Gewandung, tänzelte, wunderlich schwarzgefleckt, einem vergnügten Kinde ähnlich, durch das rinnende Licht, die dritte Gestalt aber rief, den Arm in die Höhe reckend, mit der Stimme, welche das gelle Gelächter herausgeschleudert hatte:

„Ich bin der unmenschliche Barbar, der Verena Schwanfeld, Deine Tochter, verstoßen!“

Der Kurfürst Karl Theodor war vom Sitz aufgeflogen und stand einen Moment reglos und wortlos. Seine Hand nur zuckte nach der goldenen Jagdpfeife, die an einer Schnur um seinen Hals hing. Doch er ließ sie sogleich wieder fahren. Dann sagte er, ohne zürnende Heftigkeit, allein mit vornehm zurückweisendem Unwillen:

„Ich erkenne Ihn, Bibermann, ist Er von Sinnen gerathen, wie Seine Frau, daß Er sich mit toller Rede in den schönen Augenblick der Erkennung zwischen Vater und Tochter eindrängt? Geh' Er nach Haus, ich will Ihm aus altem Wohlwollen Seine aberwitzige Vermessenheit nicht anrechnen."

Ruhig beugte der Kurfürst sich zu der groß, doch wie betäubt dareinstarrenden Verena, richtete sie auf und sagte, ihr das verwirrte Haar aus den Schläfen streichend, liebreich:

„Mein armes Kind, wie bist Du von der Unvernunft erschreckt worden! Ich wollte aus Deinem Munde hören, ob Du Deinem unbekannten Vater zürntest. Er erkannte Dich, als er Dich zuerst sah, sein Herz schlug Dir entgegen und er trug Sorge für Dich, bewachte seine Tochter, daß er sie vor der Gefahr behütete, die ihr heut' von falschzüngiger Liebe drohte. Darum beschied ich Dich hierher, doch auch weil ich es nicht mehr ertrug, mein Kind nicht in die Arme zu schließen, dem ich als Angebinde hier darbringen wollte, daß sein Vater es zur Reichsfreiin von Schwetzingen erhoben."

Thränen glänzten an den Wimpern Karl Theodor's, seine Stimme zitterte von Rührung übermannt und er küßte Verena's Stirn. Sie stand, als wisse sie nicht, was um sie und mit ihr vorgehe, und ebenso hatte Cajus Castorius unbeweglich verdutzt dreingestarrt. Jetzt aber machte er eine Regung, als wolle

er wild auf den Kurfürsten zustürzen. Doch sein neben ihm befindlicher Begleiter hielt ihn kraftvoll am Arm zurück und sprach: „Keine Tollheit, Castorius — laßt mich jetzt reden!“

Er trat einen Schritt vor, Karl Theodor drehte sich um und fragte strengen Tones:

„Was will Er? Wer ist Er?“

„Eurer Kurfürstlichen Hoheit und Liebden Nachbar und Vetter, der Reichsfreiherr Bodo von Sinsburg. Bin nicht hier, um mich in Eurer Liebden Familien-angelegenheit einzumischen, geht mich nicht an, ist nur durch Zufall geschehen. War aber meine Absicht, Eure Liebden heut' aufzusuchen, und schien mir der Ort dafür hier ingleichem gut gewählt, da ich nicht unter das Dach eines Verderbers seines Volks, eines Verräthers am Reich und Vaterland zu treten gewillt bin —“

Der Sprecher hielt einen Moment an, nur um Athem zu schöpfen, doch der Kurfürst benutzte den Augenblick, um veränderten Tons liebenswürdig einzufallen:

„Sie müssen in einem seltsamen Irrthum befangen sein, Herr Nachbar. Doch es freut mich, den ehrenwerthen Reichsfreiherrn von Sinsburg einmal bei mir zu begrüßen. Ich zeige Ihnen den Weg — komm, mein Kind!“

Er setzte den Fuß gegen den Tritonenbrunnen vor, Bodo von Sinsburg stand ein Secunde lang wie von

der gleichmüthigen Seelenruhe des Fortschreitenden auf den Mund geschlagen, dann trat er demselben rasch nach und erwiderte, die Hand ausstreckend:

„Sagte schon, ist eines ehrenhaften Reichsstandes unwürdig, unter das Dach fürstlicher Schande zu treten. Muß Eure Liebden ernstlich ersuchen, hier zu verbleiben und meine Meinung anzuhören —“

Doch der Reichsfreiherr von Sinsburg sollte nicht dazu gelangen, was er auf dem Herzen und der Zunge trug, auszusprechen. Mit einem jähen Uebergang verwandelte sich die nächtliche Stille des Parkes zu lautem Getöse. Vom Schloß her tönte Gelärm, Fackeln loderten auf der Rotunde, Rufe schrien durcheinander.

„Wo ist der Kurfürst? Er ist nicht im Schloß! Sucht! Er muß im Park sein!“

Ueberall hin strömte es, die Entfernung vom Rande der Rotunde bis zum Minervatempel war kurz, in wenig Augenblicken brach der Fackelschein auch in die Lichtung vor dem letzteren hinein. Erstaunt, doch sichtlich nicht unangenehm von dem Zwischenfall berührt, wandte Karl Theodor sich den Heraneilenden entgegen:

„Weshalb sucht man nach mir, meine Freunde?“

Nun stießen die Vordersten athemlos aus:

„Er ist's — Gott sei gedankt! Eure Kurfürstliche Hoheit müssen fliehen! Die Republikaner überfallen

uns von Mannheim her! Die Dörfer Neuhoff und Endingen stehen in Flammen! Der Weg über Heidelberg wird schon nicht mehr frei sein!"

Dem nach Nordwesten gedrehten Blick bestätigte der Himmel die Nachricht. Roth angestrahlt lag dorthin über den Baumwipfeln der leichte Wolkenschleier der Nacht.

Der Kurfürst wandte sich gegen den Reichsfreiherrn zurück. „So verhindern mich zu meinem Bedauern die Umstände, Herr Nachbar, Sie heut' Abend als Gast bei mir zu sehen." Ein Lächeln umspielte ihm den Mund: „Rebus in angustis aequam servare mentem, amici! *Πάντα ῥεῖ*, spricht der Weise des Volkes, das diesen Tempel der Weisheit errichtet. Man soll die Wagen zur Abfahrt rüsten und den Weg über Bruchsal einschlagen. Die Leibgarde begleitet mich — seid gewiß, die Sache des Gerechten wird immer den Sieg behalten."

Dann war Karl Theodor aus der kleinen Lichtung verschwunden, doch panischer Schreck trieb im Schloß Alles wirr durcheinander, daß auch seine hohe Gelassenheit jetzt von der allgemeinen zitternden Erregung mit ergriffen wurde. In fiebernder Hast packte er eigenhändig Gold und Pretiosen zusammen, wie ringsum Jeder von Kostbarkeiten an sich raffte, was sein Blick bei dem wirren Umherstürzen traf. Drunten im Schloßhof und auf der Dorfstraße rasselten die Räder,

stampften die Hufe; Befehle flogen und wurden achtlos überhört, es wimmelte und schimmerte von Uniformen, Federhüten, silberbetreßten Läufern, goldgestickten Röcken, knatternden Brocatkleidern. Eine Viertelstunde verging, dann bestieg der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern den ersten Wagen. Er winkte anmuthig mit der Hand gegen das Schloß zurück: „A révoir au printemps!“ als ob er Schwetzingen nur wegen des Herbsteinbruches verlasse, und rollte gen Süden in die Nacht hinaus. Um seine Carosse donnerte der Hufschlag der Pferde seiner Riesenleibgardisten, flammten ihre Scharlachröcke. Hinter ihm aber zerriß sein Verschwinden jedes noch halb erhaltene gemeinsame Band der Zügelung, des Scheins, der Scheu und der Scham. Schreiend, tobend, fluchend, Einer den Andern achtlos um den Vorsprung zurückstoßend, wälzte sich der wimmelnde Wagentroß in toller Flucht, wie vor Jahren Friedrich Karl von Erthal mit seinem Hof die Favorite verlassen, dem davonjagenden Souverain nach.

Verödet lag der Park in der Mondnacht, nur einige auf der Rotunde in den Gestellen lodernde Fackeln erinnerten noch an die umsuchende Bewegung, die vor Kurzem darin geherrscht, und nur zwei umhertaumelnde Gestalten flogen, wie im Zickzack schießende Nachtfalter, durch die Sterngänge auf und ab. Die eine war Cajus Castorius, der unablässig lachte: „Ha ha ha, Zeonikisul! Wo bist Du? Was rennst Du vor

Hymens Fackel davon? Die Trompeten rufen Dich zur Brautnacht! Die Unbehosten kommen, Dich an's Lager zu geleiten! Du hast's zu etwas gebracht, Zeonikisul, was vor Dir Wenige gewesen! Vater und Schwiegersohn zugleich — Ha ha ha!"

Er war ebenso sinnverwirrt, wie die andere Gestalt, die mit schwarzgeringeltem Gesicht zwischen den Astern und Georginen umhertanzte, knixte, sich verneigte und laut dazu redete:

„Es ist große Tafel heut' Abend, alle Kerzen im Schloß brennen. Ich danke für die gnädige Invitation — aber nachher — für nachher muß ich mich mit Blumen schmücken, damit ich einen Kranz auf dem Kopfe habe — sonst kann man ihn nicht abnehmen —"

Sie riß eine Menge von Georginen und Astern ab und flocht sie im Weitergehen mit den Stengeln zusammen. Dann hielt sie vor einer der Fackeln ihren Schritt an und murmelte:

„Diese Dame ist mir vorgestellt — wie heißt sie doch? Ah c'est ça — es ist die Freiin von Schwetzingen —"

Verena Schwanfeld war besinnungslos geradaus fortgelaufen und hier ohnmächtig hingefallen. Sie hatte von nichts gewußt, nicht, was sie wollte, wo sie sei, noch wer sie selbst sei. Ein Blitz hatte sie vom

Scheitel bis zum Fuß durchfahren, doch alles Denken in ihr ausgelöscht.

Nun bückte die Irrsinnige sich über sie und raunte nachdenklich:

„Ob sie wohl courfähig ist? Ich glaube gehört zu haben, daß ein kleiner Makel an ihrer Geburt hängt. Aber die Leute sprechen so viel — ich will ihr den Kranz geben. Wenn man den hat, ist man immer courfähig."

Sie legte Verena den unvollendeten Kranz auf den Kopf, da tönten gleichzeitig mehrere eilige Schritte heran. Von der einen Seite kam Arnould d'Andilly, der Lärm hatte ihn von dem römischen Wassercastell zurückgetrieben, und er lief, nach Verena suchend, umher. Nun sah er sie liegen und schrie auf: „Ist sie todt?"

Die vor ihr Knieende machte ihm unwillig ein Zeichen des Schweigens. „Man muß neugeborene Kinder nicht anschreien! Davon können sie den Tod sonst haben."

Hinter ihr scholl von links her eine Stimme: „Da ist sie — armes Ding!" und der Reichsfreiherr von Sinsburg bückte sich und richtete die Liegende behutsam auf. Unverkennbar hatte er nach ihr gesucht.

Sie kam zu sich, wenigstens schlugen ihre Augen sich auf und sahen irr umher. D'Andilly stieß aus: „Sie lebt — komm, Véronique!"

Er streckte den Arm nach ihr, der Freiherr fiel ihm in's Wort: „Wer sind Sie? Lassen Sie das Mädchen!“ Aber Verena selbst auch wich vor seinem Arm zurück und sagte, ihre Besinnung sammelnd, mühsam:

„Sie sind der Graf, der mich nicht heirathen will —“

In ihren Augen lag mehr noch als in der Sprache volle Deutlichkeit, was die Worte besagten. Der junge Vicomte sah sie schreckbestürzt an, der Ausdruck seines Gesichtes bestätigte die Richtigkeit ihrer Anschuldigung, doch zugleich malte sich ein Kampf darin, der hastig mit der Niederwerfung des schwächeren Gegners endete, und Arnould d'Andilly rief, die Laute noch über ein Beben seiner Lippen heraufringend:

„Verlange, was Du willst, Véronique — ich will nichts, als was Du forderst und gewährst! Werde meine Frau, und der Priester soll uns in dieser Nacht noch vermählen — nur laß mich nicht allein!“

Aber Verena's Hand machte eine hastig abwehrende, inneren Schauder kundgebende Bewegung gegen ihn. Sie stieß hervor: „Auch Ihre Frau nicht — niemals!“ Und von ihrer Erregung noch halb bewußtlos fortgerissen, flüchtete sie sich an die Brust des ihr völlig fremden alten Reichsfreiherrn — „schützen Sie mich vor ihm!“

Da kam auch Cajus Castorius zu der kleinen

Menschengruppe heran. Die Tollheit seines Gehirns hatte sich ausgetobt, gleichgültig sah er auf Verena und sagte kalt:

„Nun, Tochter Zeonikisul's, wirst Du mir nicht zu sehr mehr verargen, daß ich Dich damals nicht gerade väterlich bei mir aufnahm."

Er fuhr erschreckt zusammen, denn bei dem Klang seiner Stimme hatte sich die bisher theilnahmslos am Boden fortkniende Irrsinnige, den von Verena's Kopf wieder herabgefallenen Kranz aufraffend, emporgerichtet, knixte jetzt ceremoniös tief zur Erde und sprach:

„Befehlen Eure Kurfürstliche Hoheit meine Begleitung? Der Abend ist schön im Park und ich habe einen Kranz."

Sie ergriff, ohne eine Antwort abzuwarten, Castorius' Arm. Bodo von Sinsburg rief ihm halblaut zu: „Bringt sie in Sicherheit fort!" Er legte den Arm um die Schulter Verena's: „Ich beschütze Dich, Mädchen, wollt' es schon einmal. Jetzt hast Du einen schlimmeren Vater als damals — komm' mit mir!"

Willenlos folgte sie ihm, krampfhaft an seinen Arm geklammert. Arnould d'Andilly stand todesblaß und stammelte: „Du verläßt mich und gehst?" Sie antwortete nichts, sondern schüttelte nur noch einmal den Kopf; der Reichsfreiherr zog sie rasch links hinüber mit sich fort.

Die wilde Aufregung, der panische Schrecken und die tolle Flucht dieses Abends waren unnöthig gewesen; die „Sansculotten“ kamen in der heutigen Nacht noch nicht bis Schwetzingen, die Flammensäulen, welche sie aus den brennenden Dörfern der rechtsrheinischen Kurpfalz in die Luft gesändt, rötheten den Himmel nur als Gedächtnißzeichen jahrhundertlang stätig gewesener und als lodernde Vorboten gleicher wiederkehrender Tage.

Neuntes Kapitel.

Der Waffenstillstand hatte nicht zum Friedensschluß geführt, und der Krieg wälzte wieder seine tobenden Massen im Westen des Reiches hin und her. Nur legte der Rhein jetzt dem Heere der Republikaner kein Hinderniß mehr in den Weg, der Uebergang über denselben war ihnen durch den Besitz der Festung Mannheim gesichert, und von ihr aus brachen die heutigen Franzosen, wie ihre Vorväter von dem „beschützten" Philippsburg her, erobernd, plündernd und verheerend in's hessische, kurpfälzische und speierische Land.

Es waren die Bringer des neuen Evangeliums von Paris, die mit den Rufen: „Liberté! Égalité! Fraternité!" kamen, um alle Völker von der Knechtschaft zu befreien. Aber nur in den Worten konnte das hörende Ohr sich allein mit einer Neuartigkeit der nachbarlichen Besucher täuschen; für das Auge, das ihre Thaten sah, waren es die alten Gäste ver-

gangener Jahrhunderte, deren Feldgeschrei Raub hieß, Brand, Blut, Hohn und Schändung. Sie kamen, nicht mehr von den Herzogen, Prinzen und Marquis der allerchristlichsten Majestäten Frankreichs, Ludwig's XIV. und XV. geführt, sondern das souveräne, hochherzige, weltbeglückende Volk Frankreichs sandte sie, unter der Leitung seiner neu aus dem vulcanischen Mutterschooß geborenen Kinder, Moreau und Kleber, Jourdan und ~~und~~ Pichegru, um die deutschen Brüder aus ihrem Jammer und ihren Ketten zu erlösen.

Doch in Wahrheit erwies sich Jeder von ihnen so guten Anspruchs auf den Namen „des Teufels Bruder", wie man vor einem Jahrhundert in der Pfalz den Maréchal de camp, Grafen von Melac und nach ihm am Rhein die bösesten Bluthunde bis zum heutigen Tage benannt. Mit namenloser, wildester Gier wie einst, wie immer, stürzte sich der lebendige, versengende Lavastrom auf die Städte, Dörfer, Schlösser, Fluren der Wetterau, des Rhein-, Main-, Lobden-, Enz- und Kraichgaues. Es galt gleich, ob die deutschen Reichsfürsten der überschwemmten Länder einen verrätherischen Vertrag mit der Republik abgeschlossen gehabt; wohin die Völkerbefreier der großen Nation vordrangen, loderten die Flammen auf. Vielleicht mochten sie denken, der feigen Selbstsucht und heimlichen Perfidie am Vaterlande brauche man ein gegebenes Wort nicht zu halten, und Betrug sei des Betruges gerechter Lohn.

Doch sie dachten es schwerlich, handelten nur nach dem Impuls ihrer eigenen, stets unveränderlich bleibenden Natur.

Und es war ihnen sehr gleichgültig, daß sie nicht mit gerechter Strafe die Fürsten trafen, die in Sicherheit weit drinnen im Reich auf anderen Schlössern saßen, tafelten, lächelten und galante französische Bonmots austauschten, solange die Gäste aus Frankreich bei den zurückgelassenen Unterthanen in Keller und Kammer, Scheuer und Stall noch etwas zu nehmen vorfanden. Wenig war diesen unter der Willkür, der Habsucht und dem unmenschlichen Druck ihrer Herren von Gottes Gnaden geblieben, doch die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aus Paris raubte ihnen das Letzte, den Bissen vom Mund, das Hemd vom Leibe, das Weib aus dem Bett, Magd und Tochter. Die rheinischen Lande des Reiches waren für die ungeheure Mehrzahl ihrer Bewohner eine Hölle gewesen, allein dennoch ein Paradies gegen ihren jetzigen Zustand. Sie hatten sich unter der Peitsche ihnen von gewissenloser Obrigkeit gesetzter blutsaugerischer Sclavenaufseher gekrümmt, doch nun befanden sie sich in den Zähnen entfesselter Bestien.

Aber trotzdem übte auf einen Theil von ihnen die tönende Lügenphrase aus Paris ihre Wirkung. Die Menschenwürde in ihnen war zu elend mit Füßen getreten worden, und sie weideten lechzend ihr Ohr, ihr

Herz an dem betrügerischen Schein einer Wiedergewinnung derselben. Der Ruf „Freiheit!“ zuckte fieberisch durch ihr Blut, und es gab Tausende, die bereits nichts mehr besaßen, denen das Wort „Gleichheit“ nur Vortheil verhieß. Jetzt waren die Tage der Maienblüthe für das Gesindel des alten Philippsburger Schlosses gekommen, für Alles, was ihm glich.

Und doch auch waren es nicht ausschließlich das tiefste materielle Elend und die zuchtlose sittliche Verwilderung, die sich mit trunkenem Gebrüll den absonderlichen Heilsaposteln zugesellten. Das alte Regime hatte noch eine andere Saat ausgestreut, die nicht in den Stumpfsinn einer gedanken- und gefühlsarmen Brust, sondern da und dort in hohe Geisteskraft und glühende Menschenempfindung gefallen war. Lange hatten die Keime, von gährendem Blut genährt, dumpf erstickt im Dunkel farblose Kellertriebe hinwuchern lassen, nun aber schossen sie gedankenschnell zu hohen, saftstrotzenden Stielen auf, die statt der Blüthen gleich vollgereifte Samenkapseln zeitigten. Und der Sturmwind ließ diese zerplatzen, und heraus flogen stiebender, unauslöschlicher Haß und dämonische Rachsucht.

Eine wundersame Species dieser Gattung hatten die letzten Jahre im Elsaß gereift. Dorthin hatten die Unruhen der Zeit ein Würzburger Kind, den Franziskanermönch, dann Hofprediger des Herzogs von Würtemberg, dann Professor der griechischen Literatur zu

Bonn, Eulogius Schneider, getragen und ihn im Beginn der neunziger Jahre in Straßburg zum bischöflichen Vicar sowie zum Professor des Kirchenrechts und der geistlichen Beredtsamkeit gemacht. Er war ein Mann von profunder Gelehrsamkeit gewesen, mit hervorragendem Dichtertalent begabt, Verfasser vielfacher geistlicher und ästhetischer Abhandlungen, scheinbar ruhig und leidenschaftslos. Aber in seinem Innern hatte ein Wurm gefressen, den Niemand zu erblicken vermocht, und von dem Blutzufluß der Revolution gesäugt, geschwellt, war derselbe im Herzen und Kopfe des Vierzigjährigen blitzschnell zu einem ungeheuerlichen Drachen angewachsen. Zum Civilcommissar der republicanischen Armee und bald darauf zum öffentlichen Ankläger des Tribunals vom Niederrhein verwandelt, hatte er die Schreckensmänner von Paris selbst an Gräueln überboten, war von Ort zu Ort mit einer Guillotine durch's Elsaß gezogen und hatte erbarmungslos, auf die Aussagen des nichtswürdigsten Gelichters hin, die unschuldigsten und edelsten Bewohner des Landes, hoch und niedrig, Männer und Greise, Weiber und Kinder zum Blutgerüst verurtheilt. Der heimlich in ihm aufgenährte Rachedurst war zum besinnungslos wüthenden Wahnwitz geworden, eine Geistesausgeburt erzeugend und fortentwickelnd, an der jede Psychologie zu Schanden ward. Dann hatten nicht seine unglaublichen Gräuelthaten, sondern sein mit

ihnen immer riesiger aufgeschwollener Größenwahn ihn den Pariser Gewalthabern verdächtig gemacht und im Jahre 1794 selbst unter das Fallbeil gebracht, eines von den Tausenden der hirnzerrütteten Kinder der Revolution, die sie selbst wieder verschlang.

Einen Eulogius Schneider in kleinerem Maßstabe aber hatte der Einbruch der Republikaner in die rechtsrheinische Kurpfalz aus ihrem Boden aufschießen lassen, auch einen Geistlichen seinem früheren Beruf nach, einen Gelehrten von hoher Geistesbegabung und tiefer Menschenempfindung, und er hieß Cajus Castorius. Er sah nicht, was um ihn geschah, welches Elend, Jammer und Verzweiflung die falschen Befreier in Städten und Dörfern aufthürmten, er hörte nur ihre phrasenhafte Parole, nur die Axthiebe, mit denen sie den vermorschten, in sich vermoderten Baumstamm des alten Regimentes zerschmetterten. Und die Schneide einer Axt blitzte auch in jedem seiner Augen. Nun als Führer mit französischen Plünderern, nun an der Spitze einer Rotte bewaffneten Gesindels zog er durch den Kraich- und Elsenzgau, überall an die Thore der Schlösser und Paläste donnernd, einbrechend, verheerend und niederbrennend. Er raubte nicht, wie seine Genossen, er vernichtete, zertrümmerte nur die Baals- und Astartetempel des alten Götzendienstes und rief die Göttin der Vernunft und der Freiheit über den Brandstätten als neue Herrscherin aus. Er war die

Forderung der Rechenschaft, die Vergeltung, die Rache, deren Drang seinen Kopf mit zerstörungssüchtigem Wahnsinn durchloderte. Und wenn dieser einmal ermattete, sog er neue Kraft aus dem Anblick des wirklichen Wahnsinns ihm zur Seite.

Denn sie, die einen Sommer lang in dem zierlichen, grünumsponnenen Häuschen bei Bruchhausen sein Weib gewesen, begleitete ihn. Sie wußte nicht, wer er sei, redete ihn zumeist als „Eure Kurfürstliche Hoheit" an, hielt ihn zuweilen indeß auch für ihren Wächter, der mit ihr herumziehe, um ihre Tochter, die das Kind eines Herrn Bibermann sei, zu suchen. Aber sie war über das freie Umherstreifen sehr glücklich, weil sie früher einmal eine Turteltaube gewesen, die so viel in einem vergoldeten Käfig habe sitzen müssen. Sonst benahm sie sich gewöhnlich nicht unklug, nur ihre Erscheinung war befremdlich, allein in dem tollen Getriebe der Tage, unter den vielen verwahrlosten, von Beutegier und Trunkenheit hirnverrückten Männern und Weibern fiel auch ihr Aeußeres nicht auf. Sie redete gern in zierlichen, von Knixen begleiteten, französischen Wendungen mit den republikanischen Soldaten, die über sie lachten, und ihre größte Freude war, wenn sie irgendwo eine Statue antraf, diese zu zerschlagen oder mit Steinen zu bewerfen, denn das seien Alles Standbilder der hundert Frauen des Sultans. Ueberhaupt beherrschte sie ein ähnlicher Zerstörungstrieb wie Cajus

Castorius, und deshalb mochte der Letztere sie auf seinen Streifzügen mit sich führen; es war ein sympathisches Band, das ihn mit ihr verknüpfte, er zog Nahrung für sein Seelenbedürfniß aus ihrem Irrsinn. So trug er auch eine aufmerksame Sorge für sie, ihr Speise und Trank und nächtliche Unterkunft zu verschaffen; nur zuweilen, wenn sie Miene machte, sich neben ihn zum Schlaf hinzustrecken, wich er, von einem Schauder überlaufen, zurück und ließ ihr die Lagerstatt allein. Dann sah sie ihm kopfschüttelnd nach und lachte: „Der junge Mensch ist zu blöde.“ Aber sie legte sich dann zumeist ebenfalls nicht hin, sondern kauerte sich in einem Winkel auf die Erde und murmelte:

„Das Bett ist kalt — mich friert.“

Cajus Castorius' oberstes Trachten ging dahin, das Schloß und den Park zu Schwetzingen in Schutt und Asche zu verwandeln, doch es war ihm bis jetzt immer noch nicht möglich, diesen heißesten Trieb seines Blutes in That umzusetzen. Eine kaiserliche Heeresabtheilung hielt feste Stellung bei Heidelberg, zwischen dem Neckar und der Elsenz, inne und sicherte derartig, da die französischen Hauptkräfte anderswo in Anspruch genommen wurden, die kurfürstliche Sommerresidenz ebenso vor raubgierig umherschweifendem Gesindel, wie das still abgelegene Gehöft des Reichsfreiherrn von Sinsburg. In tiefem Gram saß dieser auf seinem

alten Stammsitz, selbst die zornig polternden Schmähworte fehlten ihm. Es war Alles geschehen, wie er es lang vorausgeschaut, nur unheilbar übler noch; aber er gedachte gegenwärtig nicht mehr der jammervollen Verfassung, Leitung und Ohnmacht des Reiches, sondern des namenlosen Elends, das die alten Erbfeinde Deutschlands und vor Allem der Kurpfalz ringshin ausbreiteten. Das ganze Kochen seiner Brust richtete sich gegen die Franzosen, auf die Befreiung des Rheinthals von ihrem unmenschlichen Wüthen, doch ohnmächtig selber mußte er ihrer Verwüstung und Brandschatzung zusehen.

So fand er einzigen Trost darin, eine noch Trostesbedürftigere aufzurichten. Es war das Verena Schwanfeld, die er mit sich genommen hatte und die bei ihm verblieben war. Sie wußte jetzt die Geschichte ihrer Abkunft, er hatte sie ihr nach Castorius' Handschrift schonend aufgehellt, und sie besaß nichts mehr von der „Mademoiselle Véronique", die sich am Hofe Karl Theodor's aus dem Raupenzustand des Philippsburger Mädchens überraschend, schmetterlingsgleich flatternd entfaltet gehabt. Wenigstens innerlich nichts, doch auch ihr Aeußeres trug ein tiefernst verwandeltes Gepräge, das ihre Schönheit veredelte und in schlichter Kleidung noch mehr erhöhte.

In ihrem Gemüth aber war sie schreckvoll zur Selbsterkenntniß gekommen, daß sie im Begriff ge-

standen, das von der Natur ihr als Mitgift verliehene Gute in sich leichtfertigen Sinnes und eitel, anmaßend und gedankenlos zu verlieren; nur ein unbewußter Instinct hatte sie vor tiefster Erniedrigung bewahrt. Aus dem trotz seiner feinen französischen Bildung einfältig, in armseliger Geistesleere hingaukelnden großen Kinde war plötzlich ein Weib geworden, vor dem das Leben seine Wahrheit und seine Lügen, seine düsteren Abgründe aufgerollt, und schwermuthsvoller als einst von den Wällen Philippsburgs, denn mit anderem Verständniß sah sie in diese neue, fremde Welt hinein. Damals hatte die Sonne, ein Vogellaut, das Flimmern der grünen Halme im Wind sie zu trösten, manchmal mit einem Schauer ahnungsvoller Hoffnung auf etwas noch Unbekanntes zu überlaufen vermocht. Jetzt lag Alles scharf beleuchtet und deutlich vor ihr, kalt, leer und trostlos. Die Welt enthielt nichts für sie in der Gegenwart und nichts Kommendes. Ihr Vater war der gleißende Betrug und ihre Mutter die Wahnsinnumnachtung des Geistes. Einsamer, berechtigungsloser, liebeleerer, bitterlicher vom Frost des Daseins im Mark durchrüttelt, als jemals Pamela, saß sie, gleichsam vor sich selbst entflohen, in fremdem Hause zu Gast.

Der alte Freiherr fühlte ihren Seelenzustand und wandte auf, was in seiner Macht stand, um sie zu trösten. Es hatte ihm ursprünglich eine Art Triumph bereitet, für die von Castorius Verstoßene, die Tochter

Kateha's zu sorgen, wie er es instinctiv und mitleidig schon an dem Tage, als er sie zuerst gesehen, gewollt. Doch diese Empfindung war bald in ihm von einer andern überdrängt worden; ohne Frau und Kinder durch's Leben gegangen, fühlte der Alte zum ersten Mal die stille Anmuth eines Weibes um sich, und sein Herz hängte sich an Verena; nachdem einige Wochen vergangen waren, liebte er sie, als sei sie seine eigene Tochter. Und mit dem feinen weiblichen Tastsinn nahm sie es gewahr, und es war ein erster warmer Anhauch in ihre Freudlosigkeit. Auch sie hatte eine unsägliche Sehnsucht nach einem töchterlichen Gefühl, Jemanden als einen Vater verehren zu können, und mit voller Hingebung griff sie nach der ihr gebotenen Befriedigung dieses Dranges. So begegneten sie sich und verwuchsen rasch mehr und mehr mit einander; es war ein tiefes Liebesbedürfniß auf beiden Seiten, und Jeder suchte es in ungesprochener, stiller Weise kundzugeben. Verena schaltete emsig als Wirthschafterin im Hause, strebte mit Allem die Behaglichkeit des Freiherrn zu erhöhen, und legte in der neuartigen Beschäftigung als Haushälterin eine überraschende Tüchtigkeit und Begabung ihrer Natur auch nach dieser Richtung an den Tag.

So verging die Zeit vom Morgen bis zum Abend wohl unter wechselnder Thätigkeit, dann führte das Lampenlicht sie unbeschäftigt zum Gespräch zusammen,

und dies wandte sich fast immer dem nämlichen Gegenstande zu. Der Alte hatte eine auffällige Uebereinstimmung zwischen sich und seinem jungen Schützling entdeckt und vielleicht zuerst sein Herz dadurch enger zu ihr hingezogen. Zugleich aber auch umschloß dies gemeinsame Gefühl den einzigen Punkt, bei dessen Berührung sich ein tief verhaltenes, auffflutendes Leben in der Seele Verena's regte. Es war eine in ihrem Herzen klopfende Vaterlandsliebe, um so unerwarteter bei ihr, als sie keine Kinderheimat und kein Vaterhaus besessen. Aber mehr noch war's ein glühender Haß gegen die Bedränger Deutschlands, die Franzosen, und am leidenschaftlichsten wider Solche, die selbst Deutsche waren und mit jenen gemeinsame Sache zur Bekämpfung und Erniedrigung ihres Vaterlandes machten. Wenn die Rede auf diese verfiel, brannten die Wangen Verena's roth auf, und der Reichsfreiherr drückte ihr freudig mit kraftvoller Zustimmung die Hand. Das waren auch ihm die Ruchlosesten, eine Rotte von feig gefräßigen Hunden, bösartiger, ehrloser und niederträchtiger als die Wölfe, mit denen zusammen sie über ihr eigenes wehrloses Fleisch und Blut hereinbrachen. Und unter den graugewordenen dicken Brauen Bodo's von Sinsburg funkelte es wetterleuchtend herauf und er schürte in seiner jungen Hausgenossin den Haß gegen die Franzosen und ihre verrätherischen deutschen Genossen, ob Landstrolche oder Reichsfürsten, zu immer

heißerer Glut an. So saßen sie die langen Abende, trüb in die Gegenwart und ohne Trost in die Zukunft blickend, aber ihre Worte bliesen doch stets auch einen glimmenden Hoffnungsfunken zu leis züngelnden Flämmchen auf.

Und eines Tages ward eine Flamme daraus, beinahe eh' sie es gefaßt. Der Erzherzog Karl von Oesterreich hatte am Main und an der Donau die republikanischen Heere unter Jourdan und Moreau vernichtend auf's Haupt geschlagen und in aufgelöster Flucht gen Westen getrieben. Der Letztere rettete die Trümmer seiner Armee durch einen meisterhaften Rückzug über den oberen Schwarzwald bei Basel auf's linke Rheinufer, die Heeresbruchstücke Jourdan's dagegen flüchteten den Main hinab, um Mainz, Mannheim und Straßburg zu erreichen. Und zugleich kam der Ruf herüber, daß die Bauern im Frankenlande und im Spessart sich in dichten Massen mit Pike, Beil und Hacke erhoben, um das Werk der Landesbefreiung mit zu vollenden und sich für unsäglich ausgestandene Mißhandlungen und Martern an den Bringern der Pariser Freiheit und Gleichheit zu rächen.

So plötzlich kam's, daß man's kaum noch begriff. Doch es mußte wahr sein, denn auch von Philippsburg her flog es wie eine Rakete durch den Kraichgau. Das war ein Aufruf des Commandanten, Obristen von Skal:

„An die würdigen, deutschen Bürger des Bruhrhein und alle Ihresgleichen! Bewaffnet Euch gegen die Drohungen Eurer Todfeinde im Bruhrhein! Bewaffnet Euch gegen die Mörder Eurer Mitbürger, gegen die Räuber Eures Eigenthums! Es ist Pflicht gegen Euch selbst, gegen Eure Nachkommen, gegen Kaiser und Reich! Und könntet Ihr alle diese Räuber in einer Stunde zu Boden strecken, so wäre es Tugend, Heil für Euch und Euer Vaterland — kein Verbrechen! Seid Männer! Bleibt Eurem Entschlusse treu, wie ehrliche Deutsche, und seht mit Verachtung auf jene, des Bodens und des Namens unwürdige Bewohner Deutschlands herab, die — selbst vom Feinde gehöhnt — verrätherisch gemeinsame Sache mit ihm machen! Vereinigt Euch unter Euch selbst, sodann mit den Bewaffneten des Reichsoberhaupts — und Euer Vaterland ist gerettet, der Feind sicher verjagt, wo nicht aufgerieben und der größte Dank Eurer Nachkommenschaft wird auf ewig mit gerührtem Herzen Eure Gefahr, Eure Mühe und Entschlossenheit lohnen. So denkt Euer Freund, der kaiserlich-königliche Obrist und Commandant zu Philippsburg, Skal."

Da flammte es mit einem Begeisterungsstrahl in vier Augen, zwei alten und zwei jungen, in Sinsburg auf. Ihre wechselseitig langgenährte, geschürte Hoffnung erfüllte sich; mit fiebernder Hast bewaffnete der Reichsfreiherr seine freigegebenen Unterthanen, putzte seine

alten Reiterpistolen, bestieg sein Pferd und rückte mit in's Feld. Er nahm von Verena Abschied und empfahl ihr gute Obhut über das Haus. Sie sah ihm mit einem unruhvoll-erregten, sonderbaren Blicke nach, doch in seiner fortstürmenden Eile gewahrte er ihn wohl aber legte keine Bedeutung hinein.

Ueberall erhoben sich auf den Aufruf des Obristen von Skal die Bruhheiner Bauern und strömten in kleineren oder größeren Haufen zusammen. Viertausend Mann stark, in Verbindung mit der zur Hälfte ausrückenden Besatzung Philippsburgs, traten sie bei dem Dorf Stettfeld unterhalb Bruchsals einer zum Rhein drängenden französischen Heeresabtheilung in offenem Gefecht entgegen. Sie wurden mit großen Verlusten geschlagen, aber der Muth entfiel ihnen nicht, ihre Wuth steigerte sich nur höher, auch der Halt des Feindes war erschüttert worden, seine feste Masse aufgelöst und in kleinere Glieder zersprengt. Fliehend drängten diese sich ringsum durch den Lußhardwald südwärts, der rettenden Festung Kehl zu. Es war ein unendliches Gewimmel auf Feld und Wiese, in Busch und Forst von Verfolgung und Gegenwehr, von Gefechten mit wechselndem Erfolg, selbst von Einzelkämpfen. Eine wilde, tosende Jagd wogte überall durch den alten Bruhhein auf und ab.

An der Spitze seiner Schaar jagte auch der Reichsfreiherr Bodo von Sinsburg. Im Widerspruch mit

seinem derben Wort besaß sein Inneres sonst nicht rauhe Gemüthsart, aber den Feinden seines Vaterlandes gegenüber erwies er sich gegenwärtig blind und taub, nur von dem Gedanken beseelt, sie zu vernichten. Gleich einem alten Reiteroberst feuerte er seine Pistolen gegen die Franzosen, riß seinen Säbel über sich, griff mit der blanken Waffe an, verfolgte und rastete nur, um wieder zu laden. Um ihn pfiffen Kugeln, doch er beachtete sie nicht, sein fieberndes Gesicht redete, wenn eine ihn tödtlich getroffen hätte, wäre er den schönsten, den besterwünschbaren Tod gestorben, für das, wofür das Herz in ihm ein langes Leben hindurch zornig, leidvoll und begeistert gehämmert, für das jammervoll zerrissene, aus tausend Wunden blutende und tausendfach schmachvoll verrathene deutsche Vaterland.

Da traf er auf etwas Fremdartiges, eine lange Gestalt, nicht in Uniform, sondern in aufgerissen fliegendem Rock, doch mit einem blutbedeckten Säbel in der Faust und mit irrglühenden Augen, voran unter einem kleinen Franzosentrupp, am Waldsaum gegen eine Anzahl von Bauern kämpfend. Starr blickte Bodo von Sinsburg hinüber und schrie auf: „Castorius!“

Es war ihm gesagt worden, daß dieser verwüstend und brennend mit den Feinden im Lande umherziehe, aber er hatte es nicht geglaubt. Nun sah er's und traute doch seinen Augen nicht. Und er rief wieder: „Castorius! Ist Euer Hirn toll geworden?“

Der Kopf des Gerufenen flog herum. „Ihr, Freiherr? Hahaha! Was wollt Ihr? Nicht toller als Eures!"

„Ihr kämpft gegen Euer Vaterland und Euer Säbel ist roth von Blut?"

„Ich habe kein Vaterland und kämpfe gegen Zeonikisul und Seinesgleichen, Freiherr!"

Die Rufe flogen hastig durch das Getümmel umher hin und wieder. Aus den Augen wetterleuchtete es herüber und hinüber, von ihren Lippen stürzte Das sich entgegen, was sie seit zwanzig Jahren stets innerlich geschieden. Nur der gemeinsame Haß gegen Kateha hatte eine Scheinbrücke darüber geschlagen; doch von der wilden Zeit gigantenhaft aufgenährt, drohten sich jetzt zwischen ihnen die beiden großen, zum Wirbelsturm angewachsenen Losungen der Tage in's Gesicht. Nicht zwei Individuen waren's, sondern zwei letzte Grundgedanken und Forderungen der Menschenbrust, die widereinander standen, und so fühlten sie's Beide. Doch Bodo von Sinsburg rief noch einmal gebieterisch:

„Um die alte Freundschaft, Castorius, werft Eure Waffe fort, und ich will Euch Euren Wahnsinn vergeben!"

Aber ein stolzes Hohnlachen antwortete ihm: „Freundschaft, Freiherr? Wann war sie zwischen uns! Es lebe die Freiheit und Gleichheit!"

„Das Vaterland, Castorius!"

„Menschlichkeit und Recht, Freiherr!“

Besinnungslos loderten die Blicke gegeneinander; auch in den alten Augen des Reichsfreiherrn zitterte und zuckte eine Flamme der großen irren Aussaat der Zeit. Er donnerte:

„Ein Hundsfot, wie Kateha, wer sein Vaterland bekämpft!“

„Ein Schänder der Menschheit, wie Kateha, wer die Knechtschaft beschützt!“

Ein Säbel fuhr durch die Luft, doch vor ihm blitzte es auf, und die Waffe fiel aus Cajus Castorius’ Hand. Durch’s Herz getroffen, stürzte er lautlos zu Boden. Die Bauern umher hatten in wilden Einzelkämpfen mit Axt und Pike gegen das Bayonnet, Mann an Mann, die Franzosen in den Wald hineingeworfen; durch das krachende Buschwerk ging die Jagd fort, Keiner gab auf den Andern Acht. Und achtlos auch, ohne Anhalt, setzte der Reichsfreiherr von Sinsburg den fliehenden Erbfeinden seines Vaterlandes nach.

An dieser Stelle lag einzig Cajus Castorius als Todter hingestreckt; schnell war es leer und still um ihn her geworden.

Nur im Busch, dicht neben ihm, raschelte es nach kurzer Weile, und umlugend reckte sich der Kopf seiner irrsinnigen Begleiterin daraus hervor. Sie war auch in den letzten Tagen des Kampfes und der Flucht nicht von ihm gewichen, sondern ihm überall wie ein

Hund an den Fersen nachgelaufen, obgleich er sich nicht mehr um ihre Anwesenheit bekümmert gehabt.

Nun bewegte sie sich vorsichtig heran, kniete ihm zu Häupten nieder und betrachtete lange sein blutlos weißes Gesicht. Dann hub sie leis an zu murmeln:

„Das ist der Mann, der mich damals getraut hat — wie hieß er doch? Es wäre klüger gewesen, wenn ich ihn geheirathet hätte, statt des andern. Aber er wollte nicht, er mochte keine Kinder leiden. Wenn man so lange an der Schloßtafel gesessen hat, fallen Einem die Namen nicht mehr ein. Seiner Frau erinnere ich mich wohl, sie war eine gute Bekannte von mir und hieß Mademoiselle Véronique. Man muß aber nicht von ihr reden — sie ist“ —

Sie deutete mit dem Finger auf ihre Stirn und saß wieder eine Zeitlang, die Augen groß und reglos auf den Todten heftend. Dann stieß sie plötzlich einen furchtbaren Schrei aus, warf sich über ihn und preßte ihre Lippen auf seinen kalten Mund.

So blieb sie unbeweglich liegen, wohl eine halbe Stunde lang. Da wälzte sich ein neues Handgemenge herüber, flüchtende Franzosen und wuthbrüllende Verfolger, und sie fuhr auf, starrte den Herankommenden entgegen und rief erschreckt: „Die Wächter — die Wächter! Sie wollen ihn lebendig machen und mich wieder von ihm trennen!“ Und aufschnellend, sprang sie wie ein gescheuchtes Thier hastig in den Busch zurück, lief,

athemlos durch's Untergesträuch brechend, geradaus vorwärts in die Waldtiefe des Lußhard und keuchte vor sich hin: „Ich muß nach Hause, sonst kommt er und findet mich nicht — und dann könnte er meinen, ich sei eine Favoritin des großen Edelhirsches" —

„Favoritin — Favoritin" — verhallte es wunderlich durch das Dickicht weiter, doch der klagende Ruf ward rasch von dem überall tobenden Gelärm und Getümmel übertäubt. Tausende von Franzosen suchten jetzt ihr Heil in der Flucht, alle aufgelöst, jeder Einzelne nur mehr auf die eigene Rettung bedacht. Hoch von oben herab gesehen, mochte es wie ein Hin- und Herwimmeln zweier, sich allerorten kreuzender, feindlicher Ameisenzüge erscheinen, so irrten die Zersprengten im Wald und in den Lichtungen, durch Feld, Moor und Sumpf des ganzen Bruchrhein hin und wieder. Hunderte deckten erschlagen den Boden, Hunderte versanken im Schlamm der morastigen Ufer der Kraich, des Salzbachs, der Pfinz und der zahlreichen Nebenarme des Rheines.

Da irrt auch ein junger Bursche mit umher, als ein kleines lebendiges Mosaikstückchen des bunten Getümmels. Er trägt eine Hiebwaffe am Gürtel, doch sie läßt sich nicht an, als ob er sie schon benutzt habe, und seine Miene erweckt ebenfalls keinen nach Blutvergießen trachtenden Eindruck. Niemand besitzt heut' Zeit und Augen, auf irgend einen Nebenmann zu

achten, doch an einem andern Tage würde vielleicht noch sonst Manches an dem jungen Gesellen auffällig erscheinen. Die blaue Fuhrmannsblouse fällt ihm von befremdlich schmächtigen Schultern, und jedenfalls trägt er nicht für ihn angefertigte Beinkleider, denn er hat sie, als um Vieles zu lang, an den Knöcheln hoch umschlagen müssen, um nicht im Gehen behindert zu sein, und es sehen, wenn auch in groben Schuhen, doch für einen Bauernburschen merkwürdig kleine Füße unter der Zwilchhose hervor. Seinen Kopf deckt, tief herabgedrückt, ein breitkrämpiger Filzhut, unter dem man kaum die Augen gewahrt; ein Tuch, breit und locker umgeschlungen, als ob er sich sorglich gegen den Zugwind zu schützen trachte, verhüllt völlig Nacken und Hals, zumeist taucht das Kinn sich noch mit hinein. So läuft er, suchenden Blickes, schon seit Langem umher und fragt, wo er kann, nach dem Reichsfreiherrn von Sinsburg. Doch die Meisten wissen nichts von demselben oder haben es zu eilig, sich mit einer Antwort aufzuhalten; dann und wann nur deutet Einer kurz in eine Richtung, und der Fragesteller eilt dorthin weiter. So wird es Mittag und später Nachmittag, überall knattert es von Schüssen und fahren kleine weiße Wolken hervor, als würde eine große fürstliche Treibjagd im Lußhard abgehalten. Zuweilen pfeift auch eine Kugel an dem Umhersuchenden vorbei; er zuckt jedoch nicht, hält nicht an, er fürchtet sie offenbar

nicht. Aber an dem Kampf sucht er auch nirgendwo Antheil zu nehmen, seine Waffe ist sichtlich nur ein Täuschungsmittel, um sein Mithiersein zu begründen. Er hat es zu Hause nicht ertragen, eine Unruhe, ein Drang hat ihn hergetrieben, vielleicht etwas ihm selbst nicht Deutliches, und treibt ihn unverkennbar so weiter.

Nun fällt die Sonne schräg auf eine Waldlichtung, über die er fortläuft. Niemand ist um ihn her, um zu sehen, daß etwas Seltsames an ihm geschehen, und er selbst ahnt es nicht. Doch die Hast seiner Bewegung hat an seinem Kopf gerüttelt, und vom Hinterhaupt ist ihm unter dem Hut, unter dem Tuch goldbraunes Haar bis auf die Hüften heruntergerollt. Im leicht beginnenden Abendwind flattern die feinen Fäden desselben auf, und die untergehende Sonne wirft einen röthlich märchenhaften Glanz darüber.

Vor ihm rinnt ein träger Arm der Kraich durch den Grund, nicht breit, doch augenscheinlich traut er sich den Uebersprung nicht zu und folgt dem Wasser entlang, um einen, unweit sichtbaren grauen Holzsteg zum Hinübergelangen zu benutzen. Aber wie er diesen erreicht und den Fuß auf das morsche Brett setzt, stutzt er. Drüben flammt es aus dem kaum zehn Schritte entfernten dichten Buschwald roth hervor, und im nächsten Augenblick verwandelt der Schimmer sich in eine französische Uniform. Es muß die eines Reiters

sein, dessen Pferd muthmaßlich unter ihm getödtet worden, denn er trägt Sporen an den Füßen; seine Epaulettes über dem zerfetzten Waffenrock lassen ihn als Colonel erkennen. Hastig will er an der andern Seite des Wasserlaufs dem Steg zu, tritt darauf, stutzt ebenfalls, reißt eine Pistole vom Gurt und richtet sie auf den deutschen Bauern, der ihm den Uebergang streitig zu machen scheint. Instinctiv fährt der Letztere vor der Mündung des drohenden Feuerrohrs zurück, es rettet sein Leben, denn die Kugel des krachenden Schusses pfeift neben ihm vorbei, doch durch die jähe Bewegung stürzt der Hut ihm vom Kopf. Dann verzieht sich eine leichte Rauchwolke zwischen den Beiden, die sich eine Secunde lang starr in's Gesicht blicken. Und plötzlich fliegt ein Doppelruf von ihren Lippen:

„Arnulf Wendemar!"

„Verena Schwanfeld!"

Einige Minuten lang haben sie sich im Schwetzinger Park wieder gesehen gehabt, sonst würden sie sich schwerlich hier erkennen. Und um einige rasche Herzschläge sehen sie sich noch sprachlos an, dann zuckt dem jungen Oberst ein bitterer Hohn um den Mund und er ruft:

„Sind die Weiber auch mit bei der fürstlichen Hetzjagd? Dein Treibercostüm steht Dir gut, Verena Schwanfeld? Wo ist Dein Galan, daß er Dich d'rin bewundert! Fort von dem Brett, Hofdame oder Hofdirne,

daß mein Arm Dich nicht berührt! Du hast ja Deinen alten Abscheu vor den Revolutionären bewahrt, sagtest Du!“

Er macht eine Bewegung, vorwärts über den Steg zu dringen; in Verena's Wangen ist ein purpurnes Roth aufgeschlagen, ihr Fuß zittert, als wolle er kraftlos zurückweichen und die Bahn freigeben. Es ist, als ob eins seiner Worte sie getroffen und tödtlich gelähmt habe, doch nur einen Moment. Dann schleudert sie es gleichsam mit einem Ruck der Stirn stolz von sich ab, tritt ihm, festaufgerichtet, auf dem schmalen Uebergang in den Weg. Dem Umhersinnen Mademoiselle Véronique's ist es damals gekommen, womit sie ihn zu kränken, zu verletzen vermocht hätte. Und es sind die nämlichen Gedanken und Worte, die ihr jetzt über die Lippen strömen, doch nicht in eitlem Spiel einer stichelnden Replik, sondern aus tiefstem, heißklopfendem Herzen herauf:

„Tödte mich auch, Arnulf Wendemar, wie Du das Blut Tausender Deiner deutschen Brüder zu vergießen geholfen! Und heiße mich, wie Du willst — ich weiß, daß ich ein thörichtes, eitles, ein armseliges Geschöpf war, doch der Name, den Du mir gegeben, fällt an mir ab. Du aber bist des Hasses und des Abscheues werth, den mein Herz gegen Dich hegt, denn Deines trägt nichts in sich, was ihm heilig ist! Dein Name ist Verrath am Vaterland, und ob Deine Genossen

Dich als Schlachtenhelden preisen mögen, mir bist Du ein Feigling, der sich um Rang und Gold an den Todfeind seines eigenen Volkes verkauft hat. Nicht den Revolutionär verabscheue ich, denn ich bin keine Hofdame und kein Fürstengünstling. Aber ich bin eine Tochter Deutschlands und verachte Dich, Arnulf Wendemar, der Du die Hand zum Mord gegen Deinen Vater heben würdest, wie gegen Dein Vaterland! Nun ziele zum zweiten Mal besser — mir hat's wohlgethan, Dir das noch einmal sagen zu können, und ich verlange nichts mehr vom Leben."

Sie steht, noch immer die Wangen von brennender Glut bedeckt, doch sein Gesicht hat sich todtenweiß entfärbt. Seine Hand hat die zweite Pistole aus dem Gurt hervorgerissen und hält sie auf Verena Schwanfeld gerichtet, aber er kann nicht zielen, denn seine Augen müssen den ihrigen dabei begegnen, und das vermögen sie nicht. Scheu irrt sein Blick von ihrem furchtlosen Antlitz ab, er hat nur Eins gesehen, daß sie die Wahrheit gesprochen, sie bangt nicht vor der Kugel. Um seine Lippen zerrt sich ein Krampf, sie ringen halbverständlich herauf: „Ein Vater- und Brudermörder, sagst Du — da wärest Du die Dritte dazu, Verena Schwanfeld!" und er will in ein Lachen dazu ausbrechen. Aber sein Mund weigert sich, wie die Augen, wie die Hand, aus der die Pistole ihm zu Boden schlägt.

Da bricht Halloh über die Lichtung herein, eine Rotte von Bauern, und mit dem Sprung des Instincts eines verfolgten Wildes wirft Arnulf Wendemar sich wieder in das bergende Walddickicht. Er hat keinen Laut mehr ausgestoßen, nur sein Blick ist jetzt einmal, einen Herzschlag lang, nicht vorbeigeirrt, sondern in die Augen Verena's hineingefahren. Sie steht wieder allein an dem Steg, die Bauern stürzen heran, sie haben etwas Rothes schimmern gesehen und schreien:

„Hier war ein Franzose, wohin ist der Hund gelaufen?“

Einen Moment blickt sie die Fragenden antwortlos an, als müsse sie sich besinnen; dann hebt sie deutend die Hand: „Ja, dort!“ und die Wüthenden stürmen in der entgegengesetzten Richtung in den Wald fort.

Zehntes Kapitel.

Mit Noth und Mühe hatte sich kaum ein Viertel der flüchtenden Franzosen über den Rhein, zum größten Theil nach der schützenden Festung Kehl gerettet, und die deutschen Lande waren von ihren wilden Bedrängern erlöst. Doch nur für kurze Spanne Zeit; was einst der römische Kaiser Augustus nicht gekonnt, vollbrachte die französische Republik. Sie stampfte neue Armeen aus dem Boden, und sie schuf einen neuen Cäsar, sich selbst zum Untergang. Die Zeit brach heran, in welcher der verborgen aufgewachsene Sohn des Kronos die Hand nach dem Blitze zu strecken begann, um seinen Kinder-verschlingenden Vater vom Thron herab zu schleudern; noch trug er nicht den Namen, die olympische Allmacht und die Embleme des Zeus, doch er hieß schon, obwohl erst siebenundzwanzigjährig, als oberster Feldherr der Armee Frankreichs in Italien, der General Buonaparte.

Ruhlos hin und her schwankten die Wagschalen des Krieges und des Friedens. Verhandlungen wurden

angeknüpft und zerrissen, Waffenruhen vereinbart und gebrochen. Es schien, daß am Ausgang des Jahres 1798 der Friedensschluß zu Rastatt gesichert sei, da zertrümmerte die Ermordung der französischen Gesandten bei dieser Stadt wiederum jede Hoffnung. Iliacos intra peccatur muros et extra, und auf's Neue wälzten sich die Heermassen am Rheinufer auf und ab. Sie drangen nicht auf die deutsche Seite herüber, doch vom Main bis zum Schwarzwald blieb die Lage derselben eine ungesicherte, stets von neuem Einbruch bedrohte, und die größeren und kleineren Souveraine der westdeutschen Staaten hatten sämmtlich dauernd ihre Residenzen verlassen und im Innern des Reiches Zuflucht gesucht. Auch der Kurfürst Karl Theodor kehrte nicht wieder nach Schwetzingen, noch in die Pfalz zurück. Bei dem Vordringen der Franzosen bis Baiern war er nach Sachsen geflohen, dann hatte er, durch den Sieg des Erzherzogs Karl bei Würzburg beruhigt, wieder sein Residenzschloß in München bezogen. Doch trotz diesen mannigfachen Unbequemlichkeiten war er außerordentlich heiteren Gemüthes; er zeigte stets, wie der Weise widrige Schicksalsfügungen „aequa mente“ lächelnd zu ertragen befähigt sei, und übte bezaubernde Wirkung auf seine weniger philosophisch begnadete Umgebung.

Im alten Hause zu Sinsburg aber saßen seit Langem wieder der Reichsfreiherr und Verena Schwan-

feld und ließen das wilde, wechselvolle Sturmgebrause des neu angebrochenen Weltalters fern um sich verhallen. Sie hatten sich bei der „Jagd“ im Bruhrhein nicht angetroffen gehabt, sondern erst hier wieder zusammengefunden, und Verena hatte gesagt, die Sorge um ihn habe sie ihm nachgetrieben, um bei ihm zu sein, falls er verwundet werden sollte. Sie glaubte auch selbst, das sei allein der Grund gewesen, der ihr unruhvoll das Herz durchklopft und ihr das Zurückbleiben unmöglich gemacht, das Bangen um ihn und der Trieb in ihr, die Ausübung rächender Vergeltung an den verhaßten Feinden und Verwüstern ihres Vaterlandes mit Augen zu gewahren, und der alte Freiherr schloß sie zum ersten Mal, wie ein Vater sein Kind, in seine Arme.

Es war ungesprochen selbstverständlich, daß sie bei ihm blieb, sie gehörten zusammen und hatten Beide nichts sonst auf der Erde. Eine unsäglich stille Welt war's, in der sie saßen, wenn auch von jenseits des Rheines manchmal das dumpfe Rollen der Kanonen bis zu ihnen herüberdrang. Zuweilen kam ihnen eine Nachricht, daß der vielbeschäftigte Schnitter Tod seine mähende Sichel auch nach einem ihnen bekannten Haupte geschwungen. Im Schlosse Freudenhain war der Fürstbischof Damian August von Speier in trostloser, dumpfbrütender Gemüthsversunkenheit aus dem Leben geschieden. Der Reichsfreiherr sprach nur: „Auch ein Verräther am Reich — bei den Pfaffen-

kronen ist wenigstens Eins gut, daß sie, ohne Brut zu hinterlassen, aussterben." Verena hörte es gleichgültig; ihr einstmaliger Landesherr, der Fürstbischof von Speier, ging sie so wenig an, wie — der Kurfürst von der Pfalz. Das speierische Domcapitel aber erwählte aus seinem Schooße ein neues Oberhaupt, den Capitularherrn Philipp Franz Wilderich Nepomuk, Grafen von Walderdorf. Als „Fürstbischof Wilderich" bestieg er den geistlichen Thron; es sollte der letzte Souverain des Bisthums Speier und der letzte Titularlandesherr der Reichsgrenzfestung Philippsburg sein.

Eine andere Botschaft dagegen weckte bei dem Reichsfreiherrn kaum ein Interesse, während sie Verena mit einem schreckhaften und seltsamen Schauer durchrann. In den französischen Anlagen des menschenleer verlassen daliegenden Schwetzinger Schloßparkes hatten die Gärtner in einer kleinen, von Weidengezweig verhängten Laube einen Todten aufgefunden. Eine neben ihm belegene Pistole ließ kaum eine zufällige unglückliche Entladung annehmen, sondern fast mit Gewißheit schließen, daß er sich selbst mit ihr den Tod gegeben habe. Hinzukommende Schloßaufseher hatten ihn als einen der bis zuletzt zurückgebliebenen Emigranten, den Vicomte Arnould d'Andilly erkannt, und einige Leute erinnerten sich, ihm bei Sturm und Regen an Herbsttagen begegnet zu sein, wie er mit einem schwermuthsvoll irren Gesichtsausdruck oft einsam, einem

Schatten ähnlich, ruhelos durch den Park umhergewandert sei. Die Aussichtslosigkeit, jemals in sein Heimathland zurückgelangen zu können, mochte ihn zu dem Entschluß getrieben haben; die ihn gekannt und davon vernahmen, erinnerten sich jetzt auch, daß er immer einen poetisch-elegischen Zug in seiner Natur besessen. Aber Niemand hatte länger über den Vorfall gedacht, am wenigsten diejenigen, die ihn an der Mauer des kleinen Dorfkirchhofes in die Erde gegraben. Die Zeit begrub so viele Todte, und gar Manchen erschien es kaum ein Glück, selbst noch zu leben.

Zu diesen gehörte Verena Schwanfeld, welche die Zeit an sich vorübergehen sah, ohne einen Zweck und einen Wunsch des Weiterlebens in sich zu fühlen. Es war wohl eine sehr stille, doch mehr noch eine schwermüthige Welt, in der sie mit ihrem Beschützer auf Sinsburg saß. Trostlos zerfiel draußen überall das Reich, kein Schimmer der Hoffnung besserer Zukunft war irgendwo; siech, im Innersten zerrüttet, harrte Deutschland unverkennbar nur dem Tage entgegen, an dem ein Stoß von außen es in Trümmer zerschlagen werde. Doch ebenso hoffnungsleer auch war Verena's Seele. Sie suchte sich zu verhehlen, daß der Selbstmord Arnould d'Andilly's sie tief erschüttert habe; aber die Täuschung fruchtete nicht. Sie wußte, daß sie den Anlaß seines Todes gebildet, und er war der Einzige auf Erden gewesen, der sie wahrhaft geliebt. Sie trug

keine Schuld und hatte nicht anders handeln können, hätte es auch jetzt nicht vermocht. Aber das Leben war grausam, frostig und unheimlich, und sie neidete den Todten oft um seine Ruhe. Von Pamela Fitzgerald hatte sie nie wieder Kunde erhalten, unbekanne Fremde trennte sie Beide auseinander, keine von ihnen hätte mit einer Benachrichtigung zu der andern gelangen können. Häufig kam Verena die Erinnerung an Pamela's plötzliches Verschwinden, und vor ihrem jetzt anders und schlimm erhellten Auge tauchten Bilder der Vermuthungen über jene abschiedslose nächtliche Fortreise der Freundin auf. Aber sie scheuchte sie aus der Vorstellung, wollte nicht darüber denken.

So blieb der einzige Zweck ihres Daseins die treue Sorge für den edelsinnig-großmüthigen Behüter ihrer Verlassenheit, der sich ihrer vatergleich angenommen, und an dem auch sie mit einem Gefühl kindlicher Liebe hing. Doch der Reichsfreiherr, bis dahin, trotz seinen sechziger Jahren, von kraftvollster Rüstigkeit, war in der letzten Zeit stark gealtert und es lag etwas Gebrochenes in seinem Wesen. Auch ihn mußte die Hoffnung auf bessere Tage für das deutsche Reich verlassen; aber nicht das allein zehrte an ihm. Wie Verena suchte er sich ebenfalls etwas zu verhehlen und konnte es nicht. Der Tod, den seine Hand Cajus Castorius gebracht, nagte doch in seinem Innern. Auch er hatte nicht anders gekonnt, Pflicht und

Vaterlandsliebe ihm so zu handeln geboten; er hätte es wieder gemußt, wenn es noch einmal so gekommen wäre. Aber es war doch zwanzigjährige, wenn nicht innerlichste Freundschaft, so doch vertraute Gemeinschaft und Gewöhnung gewesen, und daß sie einmal so enden sollte, hätte keiner in der langen Zeit geahnt, und es schnitt in's Mark des Lebens hinein, ließ sich nicht aus dem Gedächtniß tilgen. Auch Bodo von Sinsburg neidete oftmals Cajus Castorius um seine Ruhe und hätte gern eingewilligt, mit ihm zu tauschen; nachdem die glühende Aufregung seiner Sinne und Seele zergangen, war die „Jagd im Bruhrhein" doch ein herb am Herzen krampfender Abendtraum seines Tags. Nur wenn sein Blick auf Verena fiel, erhielt sein Weiterathmen noch einen Werth, den, ihre Jugend nicht völlig allein und heimatlos in der Welt zu lassen. So saßen die Beiden mit trübziehenden Gedanken, die sie allein verscheuchten, um sich wechselseitig liebevoll anzublicken. Er lebte nur noch für sie, und sie nur noch für ihn; Keiner sprach's dem Andern aus, doch geheim empfanden sie's Beide.

Mehr als zwei Jahre waren so vergangen, und es donnerte wieder oftmals und lang über den Rhein her. Da stand der alte Freiherr eines Morgens nicht aus seinem Bett auf, und als Verena zu ihm kam, sah er sie mit etwas irrglänzenden Augen an. Er bat sie, das Fenster zu öffnen, und streckte die Hand

nach ihr und zog sie zu sich auf seinen Lagerrand. Sein Ohr horchte auf das dumpfe Rollen der Kanonen, das durch den sonnigen Augustmorgen herüberdröhnte, um seinen Mund ging ein Lächeln, und er sprach ein wenig verworren: „Das sind die Reichstodtengräber, sie schaufeln die Erde auf. Castorius hatte doch wohl recht, auch das Reich lohnt sich nicht der Mühe. Ich sah ihn heut' Nacht, er winkte mir, und seine Augen waren vernünftig und mild. Hab' keine Furcht, mein liebes Kind, wenn wir wieder zusammenkommen, wir werden uns nicht mehr erzürnen. Nur um Dich ist's mir leid — ich hätte gern schon an Deiner Wiege gesessen — die Tochter kam etwas spät. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Brief für Dich — was für närrische Musik sie auf Erden machen, um das Reich mit Ehren zu begraben. Es ist Alles eitel außer der Liebe — die Hand halten, mein Kind — halten" —

Der Reichsfreiherr Bodo von Sinsburg legte den Kopf zurück, athmete noch einige Male etwas mühsam auf und zählte nicht mehr zu den vom Widerstreit des Lebens hin und her Geworfenen. Die Hand Verena Schwanfeld's haltend, war er friedlich in den letzten Schlaf gefallen.

Ueber die Zurückgebliebene kam eine müde Traurigkeit. Sie hatte diese Stunde herannahen gesehen und konnte sie beweinen, doch kaum beklagen. Sie hätte

nicht den Muth gehabt, den Todten zurückzurufen, wenn es in ihrer Macht gestanden. Es war besser, mit dem Leben abgeschlossen zu haben.

Dann hatte sie den Alten in die Erde gebettet und wußte nicht, was nun. Er hinterließ keine Verwandten, keine Erben, und Niemand konnte sagen, wem der Besitz von Sinsburg zufalle. Aber es bekümmerte sich auch Niemand darum; es ging Keinen nah an, und Jeder, Kaiser und Reich vor Allem, hatten an Anderes zu denken, als an ein paar Schollen reichsunmittelbaren Landes. Nur Verena ordnete Alles im Hause für den unbekannten Eigenthümer; es war eine Beschäftigung halb des Pflichtgefühls, halb des mechanischen Dranges, etwas zu thun, um ihren Gedanken zu entrinnen.

Dabei fand sie auf dem Schreibtisch des Freiherrn einen großen, versiegelten Brief, der die Aufschrift ihres Namens trug. Sie hatte nicht mehr an eines der letzten Worte des Sterbenden gedacht, das davon gesprochen, nun kam's ihr in's Gedächtniß. Wie sie den Umschlag öffnete, enthielt derselbe ein Testament, in welchem der Reichsfreiherr Bodo von Sinsburg Mademoiselle Verena Schwanfeld, die illegitime Tochter des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern und der Demoiselle Veronika von Schwanfeld, später verehelichten Pastorin Bibermann, als seine Tochter adoptirte und zu seiner alleinigen Erbin einsetzte.

Das sei ohne Zeugen und richterliche Beglaubigung kraft seiner reichssouverainen Befugniß durch diesen Ausdruck seines Willens, sein Siegel und seine Unterschrift legaliter befestigt.

Eine Thräne fiel aus dem Auge Verena's auf das Blatt. Nicht der unerwartete Besitz entpreßte sie ihr, noch die Sicherung ihres äußeren Lebens, nur das Gefühl einer Liebe, die ihr noch aus dem Grabe die Hand heraufreichte.

Freudig und beruhigt war der Alte mit dem Gedanken eingeschlafen, sie werde diesen Brief finden. Das stand in den nüchternen Zeilen der Urkunde deutlich zu lesen; sie sollte wenigstens einen todten Vater besitzen, damit ihr das Leben wärmer sei.

Nun war sie Herrin auf Sinsburg, und die wenigen Unterthanen desselben erkannten sie freudig als solche an, denn sie hatte sich während der Jahre ihres Hierseins die Liebe und Dankbarkeit Aller erworben. Sonst fragte in dem Sturm der Tage Niemand nach dem Besitzwechsel, erfuhr kaum Jemand etwas davon, und es kam Verena nicht in den Sinn, einen Zweifel in die souveraine Vollberechtigung des Reichsfreiherrn zu setzen, über seine Hinterlassenschaft zu verfügen.

Aber es war noch stiller in dem Hause geworden, noch zweckloser und schwermüthiger. Sie hatte für nichts mehr zu sorgen, als für sich selbst, und jeder

innere Antrieb fehlte ihr dazu. Unthätig saß sie jetzt zumeist, durch's Fenster in die Weite hinausblickend, wohl jung noch und in ihrem einfachen dunklen Trauergewand von einer stillen, märchengleichen Schönheit; doch ein tiefer, melancholischer Ernst konnte den Eindruck erregen, als ob leise unjugendliche Schattenfurchen ihre Stirn zu durchziehen begännen. Es war nicht wirklich, aber es schien; in den Augen lag etwas Leeres, das verstärkte die Täuschung. So sah sie auf das kleine Stückchen Erde hinunter, auf dem ihr Leben sich abgespielt hatte. Das Silberband des Rheines blinkte da und dort als Grenze des Winkels zwischen ihm und dem Neckar auf; daraus war sie nie herausgelangt, und doch wie seltsame bunte Würfel waren ihr darin gefallen. Ein Spiel mit falschen Würfeln von ihrer Geburt an — das Schloß von Schwetzingen konnte sie nicht gewahren, es lag durch den hohen Wald zwischen ihm und Bruchhausen verdeckt. Aber drüben hob die blaue Bergwand sich über Heidelberg, manches Gedächtniß in ihr weckend, westwärts deuteten einzelne hohe Spitzen die Lage Mannheims, und dort rheinauf stieg, einem Kinderfinger gleich, über dem Lußhard der Kirchthurm von Philippsburg empor.

Philippsburg! — Wäre es nicht besser gewesen, sie hätte es nie verlassen, säße noch bei der alten Brigitte Fellnast, bildungslos, im abgetragenen Rock,

hungernd und frierend — besser selbst, wie als Herrin auf Sinsburg, so in den Trug, die Werthlosigkeit der Erdendinge hinaussehend?

Eine Sehnsucht faßte sie nach den zerfallenen, stillsonnigen Wällen, über denen die Lerchen trillernd in der Luft standen. So seltsam es klingen mochte, sie fühlte, es war das Beste in ihrem Leben gewesen, dort in Sonne und Wind zu gehen. Und eines Morgens wachte sie mit einem fremdartigen, süßheimlichen Herzklopfen auf, und wie sie sich besann, war sie im Traum auf den alten Wällen Philippsburgs gegangen und hatte Veilchen gepflückt.

So bedurfte es nur eines Anstoßes für sie, um dem wachsenden Verlangen, ihre Kinderheimat einmal wiederzusehen, nachzugeben, und ein solcher kam. Eine Nachricht sagte, daß die Festung drüben jammervoll an ihrem uralten Erbübel, der Noth und dem Hunger ihrer Bewohner, darniederliege.

Da besann sich Verena nur kurz, ließ eilig Brode von allem Mehlvorrath auf Sinsburg backen, belud einen Wagen damit, sowie mit sonstigen vorhandenen Nahrungsmitteln, nahm, was die Schatulle des Freiherrn an baarem Gelde hinterlassen, zu sich und fuhr gen Philippsburg. Zum ersten Mal regte sich in ihrer Brust ein Hauch von Freudigkeit, sie konnte ihrer Kinderheimat einen Dank abtragen, den dürftigen Ebenbildern ihrer Vergangenheit dort Gutes anthun.

Es war in der Morgenfrühe eines ersten Septembertags, und wunderlich rauschten die Wipfel des Lußhards über ihr.

Doch Enttäuschung befiel sie bei dem Anblick Philippsburgs. Wohl lagen noch die alten Sümpfe ringsumher, aber, von außen wenigstens, erschienen diese ihr fast als das einzige Bekannte. Nur die Kirche und das alte Schloß ragten vertraut herüber, sonst starrten ihr überall, statt der zerfallenen Wälle, neue, geschützbedeckte, scharfzackige Bastionen und Contreescarpen entgegen.

Auch in der Festung selbst hatte sich an oberster Stelle eine Veränderung vollzogen. Der tapfere Obrist von Skal war abberufen und statt seiner der Befehlshaber der fränkischen Reichscontingentstruppen, der Generalfeldmarschall-Lieutenant, Rheingraf Karl August von Salm-Grumbach zum Commandanten von Philippsburg ernannt worden. Doch hatte die Sicherung des letzteren dadurch keinen Schaden erlitten, ein gleich tüchtiger, unerschrockener und deutschgesinnter Mann war an die Stelle des Andern getreten, selbstverständlich nicht ohne daß der neue Fürstbischof Wilderich ihm möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg zu wälzen suchte und lautes Beschwerdegeschrei in Regensburg über die abermalige Vergewaltigung seiner landesherrlichen Rechte erhob.

Allein Regensburg und Philippsburg waren daran

seit Jahrhunderten gewöhnt und der Rheingraf von Salm ebensowenig, wie der Obrist von Skal, der Mann, die Sache Deutschlands durch irgend welche Rücksicht auf die zweideutig achselträgerische Politik des Fürstbisthums Speier gefährden zu lassen. Er hatte eine treue und erprobte Besatzung unter seinem Befehl und leistete nach jeder Richtung als Commandant Unübertreffliches. Auch als Mensch indeß trat er in die Spuren seines Vorgängers und strebte auf's Eifrigste, die bitterliche Noth der Stadtbevölkerung zu lindern. Aber Eins konnte er gleichfalls nicht, Holz und Steine zu einer Nahrung für ihren nagenden Hunger machen.

So war er über die unvermuthet von Verena dargebotene Hülfsleistung sehr erfreut. Sie hatte nicht lange vor dem äußeren Festungsthor zu warten gebraucht, sondern erhielt bald Einlaß, und ihr Wagen rollte sie langsam durch die Kronenwerkstraße, der Wohnung des Commandanten zu. Dieser empfing sie artig und dankbar, doch vielbeschäftigt, ertheilte ihr bereitwilligst die Erlaubniß, sich in der Festung nach Belieben aufzuhalten, war indeß so in Anspruch genommen, daß er zu weiterem Redeaustausch keinerlei Zeit besaß. Ueberall in den Bastionen ward mit außerordentlichem Eifer noch an einer Verstärkung der Werke gearbeitet, und die treibende Hast dieser allge=

meinen Thätigkeit kennzeichnete sich am stärksten in den Augen des Rheingrafen von Salm.

Da befand Verena Schwanfeld sich in Philippsburg. Wie seltsam und unglaubhaft! Es waren acht Jahre, seitdem sie es verlassen, doch ihr erschien's wie aus einem andern Leben.

Sie hatte ihre Nahrungsmittel rasch an die Bedürftigsten vertheilen lassen und ging wie in einem Traum umher. In umgekehrter Weise, als es sonst gemeiniglich zu sein pflegt, kam ihr Alles weitläuftiger, länger gedehnt vor; ihre Erinnerung hatte den Ort und die Straßen enger zusammengerückt. Allerdings war Manches verändert und neu, aber auch im Altverbliebenen fühlte sie sich hier und da beinahe fremd. Eines jedoch hatte sich ganz wie früher erhalten, ja offenbar sein Maß noch erhöht, wenigstens in den armseligsten Quartieren. Es gab dort fast mehr Häuser oder Hütten, als Bewohner, die Noth hatte sie fortgetrieben, „in's Elend", und ihre Herdstelle war nicht wieder besetzt worden. Ab und zu sah man es deutlich an einem zerfallenen Dach, zerbrochenen Fenstern und Thüren, daß sich Niemand mehr in der leeren Behausung barg. Dächer gab es zu viel in Philippsburg, denn es gab zu wenig drunter zu essen. Das alte Erbübel starrte sie überall aus hohlen Augen der Menschen und Häuser an.

Nun ging Verena Schwanfeld durch das Weiße

Turmthor und zur Linken, in die äußere Stadt hinaus, die alte Kirchgasse hinunter. Wie unzählbar oft war sie hier gegangen, zum letzten Male, um nicht wieder zurückzukehren, als sie zu der seltsamen Abendmahlzeit im alten Schloß gewandert. Lang Vergessenes kam ihr bei dem vertrauten Anblick in's Gedächtniß. Dort unter der Thorwölbung hatte sie im Finstern unwillkürlich die Hand nach ihrem Begleiter ausgestreckt und Arnulf Wendemar dieselbe gefaßt und sie weitergeführt.

Und da lag das Haus, das ihre Kinderheimat gewesen —

Ein Ton, wie ein leiser Schrei, kam aus Verena's Brust. Die armselige Hütte war unverändert, nur wohl noch zerfallener und herabgekommener, als damals. Die Hinzuschreitende hielt beklommen den Fuß, ihr war's, als habe sie drinnen beim Eintritt eine Strafrede über ihr langes Ausbleiben zu befürchten. In der Nähe stand eine Frau, auf die trat sie zu und fragte, ob die alte Brigitte Fellnast wohl zu Hause sei. Sie kannte das Gesicht und den Namen der Frau noch, doch diese starrte sie wie eine wildfremde, räthselhafte Erscheinung an, und ihre Antwort ergab, die alte Brigitte Fellnast sei längst anderswo zu Hause, in einer noch kleineren Bretterhütte im Boden des Kirchhofs, und seit ihrem Tode wohne Niemand mehr in dem Häuschen.

Wie Verena in's Innere hineintrat, war es in der That völlig leer. Was von der elenden Ausstattung benutzbar gewesen, hatten die Nachbarn fortgetragen, nach Art Philippsburger Erbschaftsregulirung in verlassenen Wohnungen. Nur der aus Steinen aufgemauerte, kalte Herd stand noch; auf den setzte Verena Schwanfeld sich. Sie war müde. Sie hatte einen weiten Weg gemacht und war heimgekommen.

Dies Gefühl blieb ihr, sie wollte nicht aus der Hütte fort, sondern, solange sie in Philippsburg bleibe, darin wohnen. Mit ziemlicher Anstrengung gelang es ihr, sich noch im Laufe des Tages eine nothdürftige Lagerstatt zu verschaffen, die sie an der Stelle herrichten ließ, wo einstmals ihr Bett gestanden. Sie nannte jetzt den Leuten ihren Namen, aber Niemand erinnerte sich ihrer; die Blicke Aller drückten aus, daß man sie als nicht richtig im Kopf betrachte, doch Alle nahmen begierig den von ihr reichlich für die Dienstleistungen vergüteten Lohn. So streckte sie sich am Abend auf das Lager in der einsamen Hütte. Die Thür ließ sich nicht verschließen, aber das galt ihr gleich, wovor hätte sie sich fürchten sollen? Nur das halbzerbrochene Fenster hatte sie mit einem Tuch verhängt. Ihr war's gewesen, bunte Träume müßten ihr kommen, die alte Brigitte, Gott weiß, was sonst noch. Aber sie fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Sie war nach Philippsburg gegangen, um der

Noth und dem Hunger zu helfen, wo sie könne, und dies that sie am folgenden Tage. Die Hütten der schreiendsten Armuth aufsuchend, theilte sie Unterstützungen aus, nahm indeß bald zu ihrem Kummer gewahr, daß ihre Hülfsmittel nur ein Tropfen in dem großen Meer allgemeinster trostlosester Dürftigkeit seien. Die Preise aller Lebenswaaren waren unerschwinglich hoch und sie mußte peinlich mit ihrem beschränkten Geldvorrath haushalten, um nicht zu früh mit demselben an's Ende zu gelangen. Doch sie war rasch unter den Bedürftigen bekannt geworden, die hungernden Kinder liefen schon auf der Gasse hinter ihr drein. Es bereitete ihr Schmerz, sie nicht nach Wunsch befriedigen zu können; um ihnen aus den Augen zu kommen, wandte sie sich rasch auf die Festungswälle hinaus.

Diese waren ihr fremd, doch der Blick von ihnen in die Weite bot noch das Gleiche, wie einst. Der Tag neigte sich, und röthliche Abendsonne lag über der Ebene draußen, den von blühender Haide bedeckten Sumpfniederungen und dem graugrünen Weidengestrüpp des Rheinufers. Hie und da arbeiteten Soldaten am Schanzwerk. Langsam wanderte Verena an ihnen vorüber. Trotz aller Veränderung kamen die alten Kindergedanken und Empfindungen mächtig flutend über sie. Es war, als hätten sie sich hier zu Boden gekauert und auf ihr Kommen gewartet.

Und da geschah etwas Seltsames. Vereinzelt stand

ein Soldat und vollzog angestrengt eine ihm übertragene Befestigungsarbeit. Seine Stirn glänzte feucht von schwerer Mühsal; um einen Moment zu rasten, richtete er sich, zufällig den Kopf hebend, auf, und es war Arnulf Wendemar.

Verena Schwanfeld sah ihm aus kurzer Entfernung in's Gesicht, und im ersten Augenblick fiel ihr nichts daran befremdlich. Es war natürlich, daß sie ihn hier auf den Wällen antraf, er gehörte ja hierher.

Aber dann ward es plötzlich ebenso unbegreiflich, als müsse es eine phantasmagorische Täuschung, nur ein Bild der Erinnerung sein, das sogleich vor dem Auge zerrinnen werde. Er war ja französischer Oberst, vielleicht jetzt bereits General; denn der Rangvorschritt im republikanischen Heere konnte bei militairischer Auszeichnung ein gar rascher sein. Der hier vor ihr stand, aber trug den von Staub und Nässe verschossenen Waffenrock eines gewöhnlichen deutschen Soldaten.

Und dennoch war es Arnulf Wendemar — er sah auch ihr in's Gesicht, und sein Blick sprach, daß er sie ebenfalls erkannte.

So schauten sie sich entgegen, wie sie sich vor Jahren zuletzt da drüben nach Osten irgendwo auf dem kleinen Holzsteg gegenüber gestanden. Sie wußten Beide, daß es der Andere sei, aber nicht, wer er sei; sie kannten sich von Angesicht, doch nicht das, was sich darunter barg. Hohn und Feindschaft, Abscheu und

Verachtung hatten zum letzten Mal von ihren Lippen widereinander geredet, wie eigentlich immer, von jeher. Und nur ein Zufall war's, daß seine Kugel sie damals nicht getroffen; er dachte daran und sie auch, vor Beiden stand's, als sei es noch die nämliche Begegnung.

Was war denn auch anders geworden, um Anderes zu thun, als damals? Nichts, als etwas für die Gedanken im Moment nicht Auffaßbares und ein jähes Aufwachen peinlicher Erinnerungen, dort und hier. Dieser stumme Blick war unerträglich, besaß etwas quälend Brennendes. Vielleicht eine halbe Minute lang hatten die Augen sich so angesehn, nun ließ Verena lautlos die ihrigen vorübergehn und setzte langsam ihren Weg fort. Und hinter ihr scholl das Werkzeug des Zurückbleibenden, der seine Arbeit wieder gleichmäßig aufnahm.

Weiterschreitend ummaß sie gegen den Rhein zu den äußersten Rand der Festung. Es zog sie, nach Plätzen ihrer Kindererinnerung hinüberzuschauen, aber sie konnte dieselben nicht gewahren. Oder wenigstens mußte sie mit einer Willensanstrengung einen Schleier vor den Augen zerreißen, um deutlich zu sehen.

Ja, dort lag seitab die alte Berwickschanze, an deren Böschung Arnulf Wendemar, mit einem Säbel Sperlinge köpfend, gesessen. Sie sah ihn noch, lang und trotzig in's flimmernde Gras hingestreckt.

Arnulf Wendemar —

Sie fühlte, das webte ihr den Schleier vor den Blick, ein Gedanke, der sie nicht ließ, eine Frage. Arnulf Wendemar war nicht mehr französischer Officier, sondern ein gemeiner deutscher Soldat in Philippsburg.

Warum das? Warum war er nicht General im Heere der Republik? Er hätte es zweifellos sein können.

Doch so lange Verena über die Frage nachdenken mußte, kam ihr keine erklärende Antwort darauf. Es begann leise zu dämmern, und sie schritt zurück.

Plötzlich sah sie eine Gestalt vor sich gehen, die ein Reisigbündel auf dem Kopf trug. Sie wußte, es sei keine Wirklichkeit, nur eine vom Gedächtniß erzeugte Vision, doch sie gewahrte darum den Träger nicht minder deutlich und ihn allein ohne jede Verschleierung des Blicks. Und zugleich schlug ihr Herz mit einer ängstlichen Schnelligkeit, er werde das Bündel in den Graben hinunterwerfen, denn nur zu dem Zweck habe er es aufgerafft.

Doch er that's nicht, sondern ging gleichmäßig vor ihr und sie folgte ihm nach. Die Bastionen zackten sich in Wirklichkeit unbekannt um sie her, doch ihr war's, als sei Alles ihr fremd und er müsse ihr den Weg zeigen, sonst komme sie nicht nach Hause.

Dann verschwand er doch, denn eine andere Figur deckte sich über ihn. Es war der Rheingraf von Salm,

er schritt noch besichtigend umher. Im Vorüberkommen erkannte er Verena, begrüßte sie artig und sprach sie kurz an. Er rathe ihr, die Festung womöglich noch heut' Abend zu verlassen, denn er habe Benachrichtigung empfangen, daß die Franzosen muthmaßlich einen Angriff auf Philippsburg beabsichtigten. Sie versetzte unerschreckt rasch: „Muß ich fort, oder darf ich bleiben? Ich bin ja ein Kind der Erde hier und kann vielleicht meiner Mutter und meinen Geschwistern noch etwas nützen."

Der Rheingraf hörte nur halb, Eile drängte ihn. Er erwiderte: „Sie ein Kind Philippsburgs? Das ahnt man nach Ihrem Aussehen nicht. Wenn Sie den Muth haben — das ist ja freilich auch ein altes Erbtheil des Philippsburger Blutes. Wir schulden Ihnen schon Dank und werden die Schuld gern noch vermehren."

Er grüßte achtungsvoll, schritt hastig weiter, und Verena begab sich in ihre Hütte, aß ein Stück trocknen Brodes und legte sich zur Ruhe. Sie war sehr ermüdet, doch sie schlief nicht, wie in der vorigen Nacht. Ein Halbträumen nur nahm ihr die deutliche Besinnung, darin mischte sie viel thörichte Dinge durcheinander, Gestalten, die durch ihr Leben gegangen und sich rastlos vor ihren Augen veränderten. Die erste von ihnen war Arnulf Wendemar, und er sagte es auch: „Ich bin der Erste," sah sie eine Weile unbe-

weglich an und zerging in Luft oder Wasser, das ließ sich nicht unterscheiden, Walddickicht lag ringsumher. Dann kamen Cajus Castorius, der Kurfürst Karl Theodor und der Reichsfreiherr von Sinsburg, auch viele Andere noch, und sie verwandelten sich Alle in Arnould d'Andilly. Der blickte ihr mit tiefliegenden schwermuthsvollen Augen in's Gesicht und schüttelte langsam den Kopf hin und her. Dann zog er etwas hervor, es blitzte auf, und ein Krachen folgte, schreckvoll fuhr sie zusammen, da war es Arnould Vendémiaire, der ihr jenseits des Holzstegs gegenüberstand und die auf sie abgeschossene Feuerwaffe noch in der Hand hielt. Er lächelte sonderbar dazu und sagte: „Es war nur, weil auch er Arnould hieß." Aber nun ging ein Farbenspiel über ihn hin, es lief roth und blau durcheinander, daß lange nichts mehr erkennbar blieb. Dann stand auf einmal Arnulf Wendemar wieder ebenso wie im Beginn vor ihr und sprach: „Ich bin auch der Letzte; ich war immer, denn ich bin Anfang und Ende, und Alles dazwischen war ich gleichfalls, Du kanntest mich nur nicht."

Doch während dieses verworrenen Halbträumens wußte Verena stets, sie liege in der Hütte der alten todten Brigitte Fellnast und ihr Ohr höre ab und zu draußen vor dem Fenster leise Töne, die in Wirklichkeit seien. Was, konnte sie sich nicht sagen, dann und wann ein Geräusch, etwas Unbestimmtes, aber sie

fürchtete sich davor. Zuletzt preßte sie sich die Decke fest auf die Ohren, um es nicht zu hören.

Als sie am Morgen vor die Thür trat, hatte dieser Eindruck sich noch nicht in ihrem Gedächtniß verwischt. Sie blickte umher, doch draußen war Alles, wie es gestern gewesen. Nur in dem Sandboden unter ihrem Fenster befand sich eine leichte Ausschürfung, als ob ein Thier, vielleicht ein Hund sich dort in der Nacht ein Lager gesucht gehabt und einen Eindruck seines Körpers im weichen Grunde hinterlassen. Der mochte durch Bewegung oder leise Laute im Schlaf das Geräusch, das sie erschreckt hatte, verursacht haben.

Sie ging den Tag hindurch wieder der Aufgabe nach, die sie sich gestellt, und wandte sich erst gegen Abend abermals zu einem Gang auf die Wälle hinaus. Von Arnulf Wendemar sah sie nichts, und sie vermied, die Richtung einzuschlagen, wo sie ihn gestern getroffen. Es war ihr gekommen und steigend zur Gewißheit geworden, Arnulf Wendemar hasse sie. Sonst hätte er ihr wohl, wie es eigentlich doch natürlich gewesen, einen Gruß zugerufen, ein Wort mit ihr geredet.

Aber er hatte mit ihr getauscht, sie besaß keinen Grund mehr, ihn zu hassen, und nun that er's um so mehr. Und ob es sich auch nicht klar begründen ließ, sie trug immer gewisser die Empfindung in sich, er habe nur aus Haß gegen sie seine Oberstuniform und

sein Franzosenthum von sich geworfen, um ihr einen Stachel damit einzudrücken.

Heut' war es schon zu spät, aber morgen früh wollte sie doch nach Sinsburg zurückkehren. Sie hatte ihre Geldmittel vertheilt, was sollte sie noch in dem fremd gewordenen Philippsburg? Es war ihr unheimlich leer darin und trotz dem warmen Septemberbeginn frostig überlaufend.

Nun lag sie wieder zum Schlaf, der nicht kommen wollte, auf ihrem harten Bett hingestreckt, schon stundenlang, sie mochte nichts denken und konnte die über sie einströmenden bitteren Gedankenwellen doch nicht zurückdämmen. Unsäglich thöricht war es von ihr gewesen, nach Philippsburg zu kommen — es blühten dort an den neuen Bastionwällen keine Veilchen mehr.

Das war wieder Halbtraum, denn wie sollten im September Veilchen blühen?

Da scholl ein Klopfen am Fenster und es sagte laut von draußen:

„Verena Schwanfeld!"

Sie flog auf, es war Arnulf Wendemar's Stimme, und genau wie an dem Abend, als sie ihn nicht mehr erwartet und er plötzlich doch im Dämmerlicht mit der Frage: „Bist Du fertig?" vor ihr gestanden, um sie in's alte Schloß abzuholen. Die Worte klangen ihr, wie eben gesprochen im Ohr, als sie, mechanisch aufgesprungen, sich zitternd ans Fenster tastete. Ihre

Hand zog das Tuch vor demselben an einer Seite etwas zurück, doch die Nacht war zu dunkel, sie gewahrte nichts, und stotternd fragte sie:

„Was willst Du?“

„Verlaß die Festung heut’ Nacht noch, wenn Dein Leben Dir lieb ist. Morgen früh ist’s zu spät.“

Kurz und trocken kam die Antwort, auch wie mit verhaltenem Hohn klang’s ihr. Ein Schritt entfernte sich draußen — sie wollte ihm durch die zerbrochene Scheibe etwas nachrufen, und dann war er schon zu weit. Sie tastete sich wieder an ihr Lager zurück und warf sich hin.

Aber sie fror nicht mehr, es war ihr heiß, beinahe fiebernd. Nein, jetzt wollte sie nicht fort! Sein Haß gegen sie verfolgte die Absicht, sie aus Philippsburg davon zu scheuchen, er hielt sie für feig, wollte es ihr beweisen und dann über sie lachen, daß er für Deutschland kämpfe und sie fortlaufe. Warum sollte das Leben ihr lieb sein? Er täuschte sich in Allem, es war ihr niemals werthloser, verhaßter gewesen. Wenn sie es hier enden könnte, hätte sie sich nicht umsonst so nach Philippsburg gesehnt.

Vor Erregung zitternd lag sie; sie hatte nicht geglaubt, daß etwas sie noch derartig aus der dumpfen Ruhe ihres Daseins aufrütteln könne. Ihr Herz klopfte zornig, ihre Seele und ihre Sinne befanden sich in einer krankhaften Spannung.

Was für ein leises Geräusch tönte draußen vor dem Fenster? Sie horchte; nun war es still. Vermuthlich wieder der umherstreifende Hund, der gewohnheitsmäßig sein Lager von der vorigen Nacht aufsuchte.

Doch nun klirrte es sacht wie von einem Metallstück. Wahrscheinlich trug er ein Halsband.

Verena hörte nicht mehr, sie war doch eingeschlafen. Dann fuhr sie in die Höh' und sah verwirrt in grauem Morgenschimmer um sich. Etwas hatte sie gewaltsam aufgeweckt, sie wußte nicht, was.

Da kam's nochmals, ein Kanonenschuß, und betäubend rollte ein Donner wie aus hundert Geschützen hinterdrein.

Es war der Morgen des 6. September des Jahres 1799, die französische Armee unter dem General Bernadotte hatte bei Mannheim den Rhein überschritten, und ein Corps derselben, vom General Leval befehligt, umlagerte Philippsburg. Der Kanonenschuß war ihr Weckruf gewesen, dem dumpfen ersten Anschlag einer Todtenglocke gleich. Von diesem Moment an hörte die Stundenrechnung auf, wußte Niemand mehr, was geschah, blieb Jedem nur der Gedanke an sich selbst. Ein unausgesetzter Regen von Vollkugeln, Bomben und Granaten schüttete sich auf die Stadt herab, wie ein Hagelschlag von glühenden Meteorsteinen mähte er rasselnd die Häuser zusammen, und wo sie

niederfuhren, schlugen Flammen auf. Betäubung faßte Auge und Ohr; Alles, was Leben besaß und nicht der militairischen Besatzung angehörte, flüchtete in die Keller hinunter, über deren Zugängen bald brennendes Gebälk zusammenstürzte. Doch ruhig stand der Rheingraf von Salm zwischen den heulenden Geschossen, unerschütterlich und furchtlos, wie seine tapferen Truppen. Er wußte, daß seine Wälle stark genug waren, dem Angriff zu trotzen, und die Franzosen wußten gleichfalls, daß der Erzherzog Karl mit einem Entsatzheere heranrücke, daß sie die Festung Philippsburg nicht zu erobern vermöchten. Aber aus alter Nachbarfreundschaft wollten sie wenigstens die Stadt Philippsburg in einen Aschenhaufen verwandeln.

Keine Minute unterbrochen, dauerte die Beschießung bei Tag und Nacht fort. Es ward nicht Nacht, denn überall loderten Riesenfackeln in den Himmel, Alles taghell mit blutrothem Schein übergießend. Es war die nächtliche Beleuchtung, die Philippsburg Jahrhunderte lang oftmals über den Bruhein ausgeströmt.

Von der ganzen Stadtbevölkerung befand sich allein Verena Schwanfeld über dem Erdboden. Sie war nur kurz vor die Thür getreten, dann saß sie in der Hütte, in der sie als Kind gelebt. Doch nicht mehr fiebernd erregt, sondern ganz ruhig. Sie hörte das Krachen einschlagender Kugeln da und dort in den verlassenen Häusern der Gasse, Qualm und Rauch

wälzten sich an dem Fenster vorüber. Reglos sah sie hinaus und wartete. Eine Kugel mußte auch hierher kommen, und dann war Alles gut. Es lag etwas groß Ruhevolles darin, unter dem Schutt von Philippsburg begraben zu sein. So saß sie, nicht anders als an dem Fenster zu Sinsburg, und überdachte noch einmal ihr Leben, das hier begonnen und nun hier endete. In jedem Augenblick konnte es geschehn; das verlieh ein sonderbares schönes Gefühl, als sei es schon vorbei und der Gedanke schwebe körperlos über allem bereits Gewesenen und Vergangenen. Und als Ergebniß dieser von der Erdenschwere abgelöst hingleitenden Empfindung kamen Verena die letzten Worte des alten Reichsfreiherrn: „Es ist Alles eitel, außer der Liebe“. Das war's — ihr Leben hatte keine Liebe besessen, weder eines Vaters noch einer Mutter, eines Bruders noch einer Schwester, keines Menschen wahre Liebe. Und doch hatte ihr Herz immer, auch wenn es in eitler Verblendung selbst nichts davon geahnt, nur diese eine große, unsägliche Sehnsucht nach Liebe in sich getragen und trug sie noch. Und deshalb war es freudig, hier auf den Tod zu warten, der dies wehvolle Verlangen still zu machen kam.

War sie selbst ganz schuldlos an dieser Leere ihres Lebens gewesen? Oder hatte es eine Menschenbrust gegeben, die wirkliche Liebe für sie enthalten und die von ihr nicht beachtet, vielleicht nicht erkannt, nicht ge-

sucht und nicht gefunden worden? Wer der Erde schon nicht mehr angehörte, konnte sich das ja gestehen.

Sie saß seit vielen Stunden, den Kopf in die Hände gestützt, und dachte.

Da riß sie noch einmal etwas auf, daß sie fast mit einem körperlich schmerzhaften Ruck ihr Dasein noch empfand. Ein laufender Schritt scholl draußen, die Thür flog auf und eine Stimme rief:

„Du bist wirklich noch hier? Weiber gehören heut' unter die Erde!"

Rauchgeschwärzt, die Uniform von einem Granatsplitter zerrissen, stand Arnulf Wendemar vor ihr. Kam er, um sie nochmals zu höhnen? Mit einem bitteren Zucken der Lippen wiederholte sie: „Ja, unter die Erde — deshalb bin ich hier."

Der Ton ihrer Antwort klang so eigenartig, daß er stutzte. Dann sagte er kurz: „Du willst sterben?" Sie erwiderte nichts, und nach einer Pause setzte er hinzu: „Komm mit, ich habe Dich gesucht und weiß einen Schutz für Dich."

Doch sie schüttelte lautlos die Stirn, und es lag eine feste Verneinung darin. Einen Moment durchrüttelte es ihm krampfhaft die Arme, als wolle er sie gewaltsam fassen; dann setzte er sich stumm ihr gegenüber nieder. Offenbar wollte er gleichfalls in dem Hause bleiben.

Es verging lange Zeit, ohne daß ein Ton durch den kleinen Raum kam. Nur das Herz Verena's fing wieder an, unruhvoll zu klopfen. Sie wollte ihren Gedanken wie zuvor nachhängen, doch konnte sie es nicht. Seine Gegenwart machte es ihr unmöglich, ließ sie nicht mehr frei schweben, sondern zog sie noch einmal schwer und müde zur Erde herab.

Warum saß er da? Nur um ihr diese letzte Stunde zu verbittern, wie er es einst mit den frühen ihrer Kindheit gethan?

Sie wollte es ihm sagen, ihn durch ein Wort forttreiben. Aber der Haß gegen ihn war in ihrer Brust erloschen, und sie konnte das Wort nicht finden. Sie fand nichts, als daß auch er immer ein armes, verlassen und liebeleer- in die kalte Welt hinausgestoßenes Geschöpf gewesen sei. Das hatte ihn zu dem machen müssen, was aus ihm geworden; sie waren sich eigentlich völlig gleich gewesen. Nur hatte er sich niemals nach Liebe gesehnt.

Da erschütterte ein Krachen die Wände des Hauses, unverkennbar hatte eine Bombe das Nebengebäude getroffen und entzündet. Man hörte die Flammen gierig am dürren Gebälk knattern, noch einige Secunden, und dichter Qualm wälzte sich athemraubend herein. Und noch ein paarmal schlug das Herz Verena's hastig hin und her, dann drang es ihr gewaltsam über die Lippen:

„Geh! Du erstickst!“

„Habe ich nicht das Recht, zu sterben, wo Du stirbst?“

Eine ruhig gelassene Antwort war's, aber ebenso bestimmt, wie zuvor ihre wortlose Verneinung. Er blieb, wenn sie blieb.

Nun brach der Rauch so verfinsternd in das Zimmer, daß sie von seinem Gesicht fast nichts mehr gewahrte. Die Brust begann zu keuchen, vielleicht noch ein Dutzend Athemzüge, dann mußte es vorüber sein.

Plötzlich sprang Verena Schwanfeld auf und eilte auf die Thür zu. Nicht um ihretwillen, doch sie wollte nicht die Schuld an Arnulf Wendemar's Tode tragen. Wenn sein alter Trotz — denn das mußte es sein — ihn zu sinnlosem Handeln trieb, war es ihre Pflicht, ihm durch ihre Vernunft, durch Aufgabe ihres Eigenwillens das Leben zu erhalten. Sie athmete draußen unwillkürlich einmal tief die befreiende Luft ein, dann wandte sie den Kopf zurück.

Er war ihr gefolgt und stand neben ihr. Einen Augenblick zauderte er, dann sagte er: „Komm!“ und faßte ihre Hand.

Sie ließ ihm dieselbe, ein Gefühl des Dankes klopfte in ihr, daß er ihr nachgekommen sei. Wenn er zurückgeblieben wäre —

Taghelle, rothe Nacht lag um sie, fast durch die ganze Gasse wälzte der Brand sich bereits fort. Verena

ging geschlossenen Auges, sie fühlte sich fortgezogen und folgte willenlos, beinahe ohne Gedanken. Manchmal kam es heulend über ihnen durch die Luft und zerplatzte mit ohrbetäubendem Gekrach, doch sie blieben unverletzt.

Dann stand Arnulf Wendemar still und sagte: „Hier!“

Wie sie die Lider zum ersten Mal aufschlug, befand sie sich vor einer kleinen Aushöhlung, rund aus Backsteinen gemauert, der Oeffnung eines unterirdischen Ganges gleich. Zehn Fuß hohe Erde lagerte sich drüber und sicherte vor allen Geschossen, es war in Wirklichkeit ein verschütteter niedriger Gewölbegang eines der altehemaligen Festungswerke. Mechanisch trat Verena hinein, doch zugleich entfuhr ihr:

„Was willst Du?“

Er hatte den Fuß schon weitergesetzt und antwortete kurz: „Meine Pflicht thun — verzeihe, daß ich sie um Dich versäumt.“ Dann war er verschwunden.

War das Hohn oder Ernst gewesen, daß sie ihm seine Entfernung vom Kampfe verzeihen sollte? Sie wußte es nicht, und ihr Kopf war unfähig, darüber zu denken.

Auf dem Boden der Höhlung sitzend sah sie vor sich hinaus. Ganz Philippsburg stand in Flammen, als riesige Feuersäulen loderten über dem Glutmeer

das alte Schloß und die Kirche. Wie unaufhörlicher Donner umbrüllte es die Festung, doch dann und wann wimmerten vernehmlich die Glocken des brennenden Thurmes, sich durch die Hitze von selbst bewegend, hindurch.

Plötzlich schoß es Verena jäh, nicht allein durch den Kopf, wie durch's Herz mit. Wo war Arnulf Wendemar?

Er stand im Kugelregen auf den Wällen — sie hatte ihn hineingetrieben, damals, als sie auf dem Weg ihm ihre Verachtung entgegengeschleudert. Deshalb war er nicht französischer General, sondern deutscher Soldat.

Warum erschrak sie so tödtlich bei dem Gedanken? Sie wollte aufspringen, ihn suchen und ihm sagen —

Doch wo sollte sie ihn finden, und was wollte sie ihm sagen?

Da kam er selbst in Hast gelaufen, hielt etwas in der Hand, das er ihr im Vorübereilen auf den Schooß warf, und er rief: „Ich komme vorbei, Du mußt Hunger haben,“ und er war wieder fort.

Ein Stück grobes Soldatenbrod lag auf ihren Knieen, und ihre Hand zog sich krampfartig darum zusammen. So hatte er ihr einst auch sein Brod in der Verwickschanze zugeworfen — von ihrer Wimper quoll eine Thräne darauf nieder. In der That hatte sie

seit dem vorigen Abend nichts genossen und besaß Hunger. Aber nicht der des Körpers war's, der sie ihre Zähne in das Brod graben ließ. Sie that es zum Gedächtniß, ihr war, sie sei ganz wieder das hungernde Philippsburger Mädchen. Und von allen Menschen hatte allein Arnulf Wendemar ihres Hungers gedacht.

Sie aß und starrte auf das Glutmeer Philippsburgs. Stunden vergingen, es gab keine Zeit mehr, doch es mochte gegen Mitte der Nacht sein.

Was war's daß Verena Schwanfeld auf einmal mit der Hand nach dem Herzen fuhr, als ob einer der in der Luft umhersausenden Granatsplitter sie dort getroffen? Ihr Gesicht, obwohl von dem rothen Geloder angestrahlt, war blutlos weiß, und nun brachen ihre Augen in einen unhemmbaren, heißen Thränenstrom aus. Vornüberschwankend glitt ihr Kopf haltlos zur Erde, und sie lag krampfhaft schluchzend da.

Sie hörte nicht, daß nach einer Weile jählings das Krachen und Knattern um die Festung verstummte. Noch ein rollender Schuß, dann war es still.

Erst ein Anruf hob ihr den Kopf: „Schläfst Du?" Sie sah sinngelähmt auf, Arnulf Wendemar stand vor ihr und sprach: „Der Erzherzog rückt heran, und sie gehn zurück über den Rhein! Komm! Diese Höllenluft erstickt Dich."

Sie stieß angstvoll aus: „Nein!" Doch zu Weiterem

besaß sie nicht Kraft. Er hatte ihre Hand ergriffen und zog sie wie am Abend mit sich, und auch so ging sie mit geschlossenen Augen. Wohin, wußte sie nicht, er brachte sie abermals an irgend einen Platz, diesmal um sie dem versengenden Glutanhauch zu entziehen. Die Brust vermochte die Luft des ungeheuren Scheiterhaufens kaum mehr zu athmen, manchmal war es Verena, als gehe sie selbst in Flammen. Dann ward es langsam etwas kühler, vor ihr, schien's, der Rücken blieb noch immer wie mit Kohlen bedeckt. Aber sie konnte nicht mehr gehen, ihr Fuß sank jetzt bei jedem Schritt in etwas, ihn zäh' Festhaltendes ein, kraftverlassen fiel sie in die Kniee. Dabei öffneten sich einen Moment ihre Lider, und sie sah ein unermeßliches wogendes Feuermeer hinter sich.

Dann war sie wirklich von ihrem Körper befreit und schwebte über der Erde. Flügel trugen sie fort, ein wundersam köstliches Gefühl ohne jedes Wissen und Denken. Nur ihre äußeren Sinne nahmen einige Eindrücke auf; sie empfand, daß sie eine reine, herrliche Luft einathmete, und sie hörte ein leises Summen und Rauschen über sich. Und nun schwebte sie sanft abwärts und lag wie zu ewigem Schlaf auf ein weiches, wonnevolles Lager hingestreckt.

Arnulf Wendemar hatte sie durch Sumpf und tiefe Wiesenniederung einem dunkeln, weithingedehnten Waldrand zugetragen. Er ging angestrengt, schwer

athmend unter der Bürde, aber trotzdem entledigte er sich derselben noch nicht, sondern schwankte, umsuchenden Blickes, am Saume des Lußhards noch weiter. Dann trat er zwischen die Stämme hinein; noch immer folgte das rothe Geleucht des brennenden Philippsburg ihm wie das Licht einer Riesenfackel nach und hob alle Dinge umher erkennbar aus der Nacht. Etwa hundert Schritte in den Wald, da flog ein halb erstickter Freudenlaut aus seiner keuchenden Brust. Zwei alte, schräg gebogene Stämme legten sich beinahe wie ein Schutzdach über knietiefem Moos zusammen. Darauf ließ er die schlafende Verena behutsam niedergleiten und häufte ihr ein Kissenpolster von Moos unter den Kopf. Sie wachte nicht auf; nun suchte sein Auge wieder und er setzte sich in kurzer Entfernung von ihr, an einen Baum gelehnt, auf den Boden. Leise murrten über ihm die Wipfel im Nachtwind, tiefschwarze Schatten lagen umher, aber ein rothes Streiflicht fiel über das Gesicht der Schläferin, auf das er unbeweglich den Blick geheftet hielt. Nur einmal überflog's seine Züge mit einer Regung, wie von einer plötzlichen Erinnerung. Er stand hastig auf, zog seine zerrissene Uniform aus und breitete sie über Verena, deren Hände er unter den wärmenden Deckenschutz bog. Dann saß er wie zuvor. —

Weit hinüber im Osten saß in dieser Stunde im Residenzschlosse zu München der Kurfürst Karl Theo-

dor von Pfalzbaiern. Es war späte Nacht, doch er befand sich noch am L'hombretisch, denn das Glück lachte ihm heut' wie noch nie und thürmte einen hohen Goldhaufen neben dem andern vor seinem Sitz. Aber jetzt sagte er: „Il est tard, encore une fois, messieurs, alors il faut finir.“

Die Karten wurden zum letzten Mal um den hohen Einsatz des „Pots“ gegeben, Karl Theodor nahm die seinigen, doch er legte sie sofort ausgebreitet auf den Tisch zurück, und ein Lächeln ging um seinen Mund:

„Solo de couleur, messieurs — cinq matadors, la vole annoncée. En effet, j'ai la main heureuse.“

Er streckte die Hand nach dem Einsatz, allein auf dem halben Wege hielt sie reglos inne.

„Geruhen Eure Kurfürstliche Hoheit noch fortzuspielen?“

Er antwortete nicht, sein Kopf neigte sich nur langsam auf die Brust. Der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern war von einem Schlagfluß getroffen und bereits nicht mehr unter den Lebenden.

Man erschrak heftig, doch man besaß kein Recht, wider die Weltordnung und das Schicksal zu murren, und Niemand that's. Er hatte seine Zeit erfüllt, sein vierundsiebzigstes Jahr vollendet gehabt. Prachtvoll aufgebahrt, unter einem Baldachin von Palmen, Lorbeer und Blumen lag der „Vater seines Volkes“ mit

geistvollem, ungealtertem, nur jetzt wie aus Marmor gebildetem Antlitz, doch ein Lächeln schien noch auf den Lippen zu ruhen. Flüstern umraunte ihn: „Ein begnadetes Leben und ein begnadeter Tod!“ Und ob es von Höflingslippen kam, es sprach seltsame Wahrheit.

Nichts aber regte die ruhig ausgestreckten Glieder Verena Schwanfeld's in dem Augenblick, als der Kurfürst Karl Theodor aus dem Leben schied. Sie schlief fest; nur in Einem begegneten Vater und Tochter sich, es war, als husche ab und zu im Traum zum ersten Mal ein Lächeln um ihre seit Langem schwermüthig ernst gewordenen Lippen.

Manche Stunden der Nacht waren's noch, die Arnulf Wendemar, stumm auf die Schläferin hinblickend, saß. Aber dann übermannte der Zwang der Natur doch selbst die wogenden Gedanken seines Kopfes, das stürmische Schlagen des Herzens. Seine Lider nickten herab, er sah nicht mehr, daß grauer Dämmerschein um ihn zu wehen anhub und zum Tageslicht wuchs, in dem das Flammenmeer von Philippsburg gelber verblaßte. Als er die Augen aufschlug, fielen Goldstrahlen der Morgensonne durch's Gezweig auf Verena Schwanfeld's Gesicht.

Eine Weile verging noch, dann regte sie sich und öffnete gleichfalls die Augen. Sie erwachte mit einem Seufzer und sah über sich.

Wo war sie? Ein grünes Laubdach wölbte sich droben — wie kam sie hierher?

Ihr Blick ging langsam weiter — diese beiden grauen Stämme, die sich über ihr halb zusammenbogen, kannte sie, hatte sie schon einmal gesehen, wie in einem anderen Leben. Tastend glitt ihre Hand über das Moos neben ihr — das war ein Gefühl, als habe sie es eben erst gehabt.

Sie richtete sich halb empor. Was war das? Da saß Jemand, sie anblickend, am Baumstamm.

Was war das Alles? War sie hier in der Nacht nach ihrer Flucht vor den Philippsburger Amtsdienern eingeschlafen und hatte alle Thorheit, alle Angst, allen bitterlichen Frost ihres Lebens nur geträumt und wachte jetzt draus auf?

Sie hatte sich auf die Füße erhoben und stand taumelnd. Durch ihren Kopf ging ein unentwirrbares Gewoge, sie fühlte nur, daß ihr Herz wie zum Zerspringen hämmerte. Und sie sah nichts, als zwei Augen, die ihr entgegenblickten — lautlos, doch nicht mit Haß — groß und traumhaft glänzend, von einer angstvoll fragenden Erwartung durchzittert.

Und plötzlich stieß Verena Schwanfeld einen trunkenen Schrei aus: „Arnulf Wendemar — wir haben uns immer geliebt!“ und warf sich an seine Brust.

*　　*
*

Sie schritten in eine neue Welt hinaus, hinter ihnen aber versank eine alte. Unter Flammen begraben bis auf das letzte Haus lag die Stadt, in der sie ihre Kindheit verlebt; wohl um sich neu wieder zu erheben, doch das „unselige" Philippsburg sollte für immer vom Erdboden verschwunden sein. Die blutige Geschichte seit den Tagen Philipp's von Sötern hatte ihren Abschluß gefunden; durch einen Waffenstillstandsvertrag den Franzosen ausgeliefert, ward von diesen die alte, vielumstrittene, deutsche Reichsgrenzfestung geschleift. Sie hatte im letzten Jahre des alten Jahrhunderts noch einmal, riesenhaft auflodernd, die Augen Europas auf sich gelenkt; das erste Jahr des neuen Jahrhunderts sah die Werke und Wälle, die Bastionen und Contreescarpen vergehen, als seien sie nie gewesen. Doch der Mensch ist gewöhnt, und vor Allem war es der Philippsburger, sich zwischen Ruinen stets wieder anzusiedeln, und im Jahre achtzehnhundertzwei begannen neue Häuser und Hütten sich aus Asche und Brandschutt zu erheben. Eine Posse spielte sich dabei ab. Der zu Luneville zwischen Oesterreich, dem Reich und Frankreich abgeschlossene Frieden führte noch einmal den Fürstbischof Wilderich in sein Bisthum Speier zurück. Die Tage der Krummstabherrschaft in Deutschland waren gezählt und nur wenige mehr von ihnen übrig. Einen von diesen aber benutzte der Fürstbischof, um beim Anlaß des beginnenden Neuaufbaues

Philippsburgs sich hier zum ersten Male — und zugleich zum letzten Male — in seiner landesherrlichen Hoheit zu zeigen. Fünf Tage freilich mußten seine getreuen Unterthanen zu Fuß und zu Pferde Tag und Nacht hindurch auf die Ankunft Seiner fürstlichen Gnaden warten, dann erschien, von prachtvoll costümirter Leibgarde umringt, der Wagen Celsissimi, und der Vater seines Volkes fuhr unter einem hochgewölbten Triumphbogen zum neuen Amthause hinan. Daran prangte das fürstliche Wappen, von Sonnenstrahlen umschlossen, byzantinische Hand hatte die Inschrift: „Sol noster rediit“ daruntergesetzt, und eine andere das Bildniß eines wieder aufgrünenden alten Baumes mit dem herrlichen Superlativ: „Revivissimus“ hinzugefügt. Denn die Albernheit, die Kriecherei und die Begier nach einem allergnädigsten Lächeln lassen sich nicht unter Schutt und Asche begraben.

Seine fürstbischöfliche Gnaden lächelten indeß nur wenig, die Schatten der unabwendbar heranrückenden Säcularisation fielen schon zu stark auf das wohlgenährte Prälatenantlitz. Celsissimus betrachtete nur kurz die gerettete Schaufel, mit der einstmals sein Vorgänger Philipp von Sötern die erste Rasensode zur Befestigung Philippsburgs von der Erde gehoben, dann wandte er seinen getreuen Unterthanen wieder den Rücken und kehrte unter Vivatrufen und „Schäferliedern“ der Schuljugend und ihrer geistlichen Hirten

zur Tafel in sein Lustschloß Waghäusel zurück. Um ein Jahr später fiel bei der großen Neuvertheilung deutscher Länder Philippsburg an das neue Großherzogthum Baden.

Auch Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen gingen an Baden über. Die Kurpfalz, einer der ältesten, ruhmreichsten und unseligsten Staaten des Reichs, hatte ihre Geschichte beendet. Die linksrheinischen Theile nahm Frankreich in Besitz, das Uebrige gewannen die angrenzenden deutschen Landesherrn zur Entschädigung für andere Einbußen oder als Belohnung ihrer Willfährigkeit, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem neuen französischen Herrscher, der die Revolution unter seine Füße zu Boden getreten, als gekrönte Vasallen von Frankreichs Gnaden, abzuschließen. Alle waren sie bereit dazu und die Tage des Rheinbundes gekommen.

Eine winzige Episode war's, daß bei dem großen Länder- und Unterthanenhandel das Recht des letzten Reichsfreiherrn von Sinsburg, sein Besitzthum zu vererben, nicht anerkannt wurde. Das Reich erinnerte sich der alten, halbtausendjährigen Lehenseigenschaft desselben und zog es zu einem vortheilhaften Schacher ein. Und Arnulf und Verena Wendemar zogen wie einst hablos und heimatlos in die wildtobende Welt davon. Doch sie waren zwei Philippsburger Kinder,

die sich nicht vor dem Hunger fürchteten, und sie gingen diesmal Hand in Hand und lächelten.

Ueber Europa aber funkelten, zischten und donnerten die Blitze, die der neue Zeus von Paris aus schleuderte. Er war der Sohn des unterirdischen Feuers und er stürzte Alles zusammen, was gewesen. Das tausendjährige deutsche Reich brach unter seiner Hand in Trümmer; von ihm zerschmettert lagen Preußen und Oesterreich. Er war der ein Jahrzehnt andauernde Sturm, der über vermodertem Boden wüthete. Seine Stimme war das Rollen von tausend Geschützen; es gab keinen Besitz, keine Macht, kein Recht, keinen Willen mehr, als das, was er verlieh und gebot.

Da war's ein Octobertag, und die gelben Blätter fielen im Schloßpark zu Schwetzingen. Wundersam, fast unbegreiflich hatten die Jahre eine schützende Hand darüber gehalten und unter dem Vorbeiheulen so vieler hundertfältiger, sonst Alles vernichtender Unwetter waren Schloß, Park und Dorf unversehrt geblieben. Die Vasen und Obelisken, die Tempel und griechischen Götter standen in ihrer ewigen Ruhe und Heiterkeit wie einst, Keiner von ihnen fehlte, nur die Wipfel hoben sich höher über ihnen in's Blau. Und nur lagen die Gänge von anderem Fuß, als dem der Gärtner, verlassen, und die Wasser stäubten und wallten nicht. Die Zeit war zu ernst für das bunte Spiel der Fon-

tainen und berief keine Augen hierher, sich daran zu ergötzen.

Wie geisterhaft leer lag die weite Rotunde in der Gold darüber schüttenden, flimmernden Herbstsonne! Sie hatte etwas Gespenstisches vor dem hinausgerichteten Blick, ebenso wie nach rückwärts die mit grauen Vorsatzläden verriegelten Fenster des Schlosses. Kein Gewimmel von Fürsten und Marquis, von Cavalieren und rauschenden, hochtoupirten Damen, von goldbestickten Galauniformen, silberbetreßten Läufern, Mohrengesichtern, Scharlachröcken — nichts. Nichts als die ungeheure Einsamkeit, der geisterhafte Athemzug der Vergänglichkeit.

Jemand dachte und empfand es in durchschauerter Seele. Eine einsame, hohe Frauengestalt in dunkler Kleidung schritt langsam über die Rotunde, nicht jung mehr, doch vielleicht jünger, als sie erschien. Frühzeitig hatten die Jahre sich ernst und schwer in ihr Antlitz eingezeichnet, wenig freudiges Licht, doch viel tiefe Schatten mußten in die Augen gefallen sein, die Lippen regten den Eindruck, als habe das Leben sie niemals lächeln gelehrt. Aber kein herber Zug lag in dem Gesicht, trotz seiner Schwermüthigkeit besaß es etwas Mildes. Ihm war kein Glückesloos aus der Lebensurne gefallen, nur eine Urne selbst mit Asche der Erinnerung, doch es war ruhig und neidete nicht das Glück Anderer.

Ja, wie Gräberurnen und Aschenkrüge standen die Marmorvasen ringsum in der tiefen Stille des melancholischen Herbstsonnenglanzes.

Ein Wagen hatte sie von Norden her gebracht, und sie ging, manchmal leise nickend, unter den niederschwebenden Blättern des breiten Baumganges. In dem Herabfallen des Laubes war etwas Ruhevolles; keine Gewalt, eine unsichtbare sanfte Hand löste es von den Zweigen. Wieder die große Hand der Vergänglichkeit, die das Ueberlebte in ihre unermeßliche Scheuer einerntete.

War sie wirklich hier einmal mit einem grünen Kranz auf den schon leise silbern durchäderten Haaren gegangen, oder hatte sie nur davon geträumt?

Sie nickte und sagte vor sich hin: „Was ist alles Menschenleben Anderes, als ein Träumen von Glück und Leid?"

Da tönte ihr doch noch der Schritt eines anderen Umwanderers in der Parkstille entgegen. Sie sah auf, und von ihren Lippen kam ein Ruf:

„Dalberg!"

Stumm blickte sie einen Moment den Herangekommenen an, dann setzte sie hinzu: „Verzeihen Eure Königliche Hoheit —"

„Pamela!"

Er hielt ihre Hand; es war der Großherzog Karl Theodor von Frankfurt. Sie trafen sich nicht un-

vorbereitet, nur an dieser Stelle unvermuthet. Ein Brief aus Paris, wo Pamela Fitzgerald seit langen Jahren in tiefer Zurückgezogenheit lebte, hatte ihn benachrichtigt, daß sie ihn in seiner Residenz Frankfurt aufzusuchen gedenke. So führte der Zufall sie hier nur um einen Tag früher zusammen; sie hatte ihre Reise vorüber gebracht, und er war von einer Regierungsangelegenheit nach Heidelberg gerufen worden.

„Pamela — meine liebe Pamela! Ja, Sie sind's — und ich bin derselbe, der einst hier mit Ihnen ging. Nur ist's später am Tag —"

Seine Stimme bebte leis, schmerzlich streifte sein Blick über ihr zu früh erbleichendes Haar, und sie standen einige Secunden lang schweigend nebeneinander.

Die unerwartete Begegnung an dieser Stelle brachte wohl ein seltsames Aufklopfen der Erinnerung mit sich, und seltsam auch war's, daß ein anderer Karl Theodor hier heute als deutscher Fürst stand, dem solche Hoheit nicht in die Wiege gelegt worden. Rastlos aufwärts hatte ihn der Sturm des letzten Jahrzehnts getragen. Er war Erzbischof von Konstanz, dann Kurfürst von Mainz und Erzkanzler des Reiches gewesen; dann hatte er als souverainer Herrscher den Thron des neugeschaffenen Großherzogthums Frankfurt bestiegen und bildete als Fürstprimas das Oberhaupt des „Rheinischen Bundes".

Das Alles aber war er von der Gnade des einzigen allmächtigen Willens in Europa, Napoleon's I., Kaisers der Franzosen. Und wie die Freunde des Vaterlandes, das Volk Deutschlands den fremden Gewalthaber und Bedrücker haßten und verabscheuten, so fluchten sie dem neuen Großherzog Karl Theodor als einem Günstling des schreckensvollen Eroberers, als einem schmachvollen Werkzeuge desselben und Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes. Und er wußte es wohl, kannte die stummen Anklagen, die tausend und abertausend patriotische Herzen gegen ihn erhoben, und sie gruben auch ihm vor der Zeit schwere Furchen in die Stirn. Und es war selbst, als habe die Worte Pamela Fitzgerald's: „Verzeihen Eure Königliche Hoheit —“ ein Hauch der Befremdung durchweht.

Nun brach er das kurze Schweigen und fuhr fort: „Ja, es ist wieder anders, Pamela, und doch das Gleiche geblieben. Als wir zuletzt dort“ — er deutete mit der Hand über die leere Rotunde — „zusammen standen, war es Nacht, vom bunten Scheinglanz bengalischer Flammen durchleuchtet. Wissen Sie noch, womit wir Abschied nahmen? Daß wir, was kommen möge, uns bereit halten wollten, auf dem Posten auszuharren, den das Leben uns angewiesen. Wir ahnten damals noch nicht, wie der Orcan heulen werde — doch besser, dünkt mich, ist's, wenn der Führer eines

Schiffes in dem großen Wirbelsturme nicht muthlos das Steuer verläßt, sondern das kleine Häuflein Leben, das er behüten kann, durch die Brandung hindurch zu retten trachtet. Wenn das Unwetter einst ruht und er sein Fahrzeug in dem Hafen einer besseren Zukunft geborgen hat, wird man es ihm vielleicht auch danken. Doch trotzdem ist dieser Sturm das Heil der Nothwendigkeit, er mußte das alte Reich zerstören, um die Möglichkeit, den Bodengrund eines neuen zu bereiten. Eine andere Hand wird den Neubau beginnen, als diejenigen, welche Wunder fürstlicher Willkür und Gewissenlosigkeit, gleich diesen hier, um uns geschaffen. Nur eine solche Hand gibt es für Deutschland, die von dem wiedererstehenden Haupt des großen Friedrich gelenkt wird, und ich hoffe auf sie, wenn ich sie auch nicht mehr sehen werde. Die Welt aber urtheilt nach dem Schein des vergänglichen Augenblicks und nöthigt uns, Allem zu entsagen, als der Ruhe und Tröstung des eigenen Gewissens. Sie haben still und ohne Begehr nach Anerkennung Ihre Pflicht im Leben gethan, Pamela — glauben Sie mir, auch der Großherzog von Frankfurt steht als der Nämliche wie einst auf dem Ehrenposten des Lebens, der allein das Ende lohnt.“

Er umschloß mit einem festen Druck ihre Hand, und fest und überzeugt sah sie ihm in die Augen. Unwillkürlich hob sein Arm sich um ihre Schulter, und

sie legte eine Weile ihren Kopf mit dem silberdurchflimmerten Scheitel schweigsam an seine Brust.

Auch in ihrem Herzen klopfte, was die Lippe eines der Besten jener Tage laut und verständnißvoll über den scheinbaren Verräther am Vaterlande, Karl Theodor von Dalberg, sprach:

„Edler, dem in biedern deutschen Herzen
Ewig der Verehrung Denkmal steht,
Längst schon fühltest Du mit tiefen Schmerzen,
Wie die Deutschheit schmählich untergeht.

O wie würdig schön'rer, beſſ'rer Zeiten,
Strebt in seltnem Kampf Dein hoher Geist,
Sie der deutschen Nachwelt zu bereiten,
Da der Mitwelt Glück ein Sturm zerreißt.

Streue Samen, Edler, pflege Blüthen!
Das Gedeihen gibt die Vaterhand,
Die mit Weisheit hieß die Stürme wüthen
Und zum Trost der Menschheit Dich gesandt."

Verse auch eines Bischofs von Konstanz, des edlen Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg, waren es, den das Papstthum in Rom wegen seiner religiösen Duldsamkeit, seiner hohen, schönen Menschlichkeit und unbestechlichen Charakterstärke mit tiefem Haß weit über das Grab hinaus verfolgte. Wahre und schöne Erkenntniß des Großherzogs Karl Theodor sprachen die Worte aus, und auch das Herz Pamela Fitzgerald's klopfte sie — und noch etwas mehr.

Nun gingen sie miteinander durch den blätter-

raschelnden Park, und viel verwehtes Gedächtniß auch kam über ihre Lippen herauf und tönte halblaut eigenartig in Sonnenlicht und Schatten des Schwetzinger Parkes hinein. Dann tauchten in einer der langen geraden Alleen noch zwei Gestalten vor ihnen empor. Fast erstaunt fragte Pamela: „Wer kommt da zwischen Gräbern so fröhlichen Schrittes gegangen?"

Dalberg sah auf. „Ich vergaß, daß Sie die Beiden auch um einen Tag früher hier begrüßen. Sie sind mit mir gekommen, ebenfalls einmal den Schatten seltsamer Erinnerungen in's Gesicht zu nicken."

Es war noch zu weit, um die Züge der Herankommenden zu unterscheiden. „Wen soll ich begrüßen? Wer sind die Beiden?" fragte Pamela verwundert.

Ein ernstes Lächeln ging um Dalberg's Mund: „Zwei Kinder, die das Reich nicht anerkennen wollte, sondern auch des Erbes beraubte, das eine Gunstlaune des Schicksals ihnen zuzuwenden gesucht. Durch Zufall vernahm der Kurfürst von Mainz, noch ehe man ihn Großherzog von Frankfurt hieß, von ihnen, daß sie sich auch ohne irdisches Hab' und Gut tapfer und freudig durch die Welt schlügen. Da lag es ihm wohl nahe, gut zu machen, so weit es nöthig fiel, was die Väter an ihnen versäumt."

Die Antwort war Pamela immer noch nicht verständlich geworden, doch jetzt stieß sie freudig überrascht aus:

„Verena!“

Die Angerufene stutzte vor einem ihr im ersten Momente fremden Gesicht, zaudernd sah sie einen Augenblick in die ernsten, überschatteten Züge vor ihr, dann stieß sie den Namen Pamela's aus und lag in ihren Armen. Der Abstand an Jahren zwischen ihnen war nur ein geringer, aber Glück und Liebe lassen nicht vorzeitig altern, und auf den ersten Blick erkennbar, fast unverändert hatte Verena noch alle Anmuth, selbst den Frühlingsschmelz der Jugend noch auf den Wangen bewahrt. Doch neidlos sah Pamela Fitzgerald auch darauf.

In schöner stattlicher Mannheit stand Arnulf Wendemar neben ihr. Nur seine Kleidung als großherzoglich frankfurtischer Amtmann hätte vor zwei Jahrzehnten für die Augen hier im Park etwas sehr Verwunderliches, wohl zum Lachen Reizendes gehabt. Hohe Stulpstiefel reichten ihm bis an die Kniee, der vorn völlig weggeschnittene Rock fiel nach hinten in zwei langen Schößen herab, oben am Hals schlug der steife Kragen sich, Scheuklappen eines Pferdes ähnlich, bis über die Ohren herauf. Es war die Tracht der „Kaiserzeit“.

Aber in seinen Augen lag ein unvergängliches und unerhöhbares Glück, wenn sie auf seine noch immer jugendschöne Frau blickten, und ebenso redete es aus den Scillaaugen Verena's. Ein Schatten war wohl

heut' vor einer Stunde über ihr freudiges Antlitz geglitten, doch auch schon wieder von der Sonne ausgelöscht. Sie hatten, wie seit Jahren schon manchmal, am Rande des Dorfes Schwetzingen das kleine Asylhaus, das der Kurfürst Karl Theodor für Geisteskranke erbaut, und eine alte, nur kurze Zeit daraus entfernt gewesene, dann von selbst zurückgekehrte Insassin desselben besucht. Verena wußte wohl, daß jede Hoffnung vergeblich sei, sie jemals anders anzutreffen; nur die Jahre legten Schritt um Schritt Runzeln des Alters auf ihr Gesicht, doch ihr Körper bot dem Fortschritt der Zeit noch ungeschwächt Trotz. Und wie immer hatte sie sich auch heute zierlich verneigt und gesagt:

„Ich bin die Pastorin Bibermann, es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Früher besaß ich einen viel höheren Rang, aber ich trug zu viele mouches auf dem Herzen und war deshalb nicht mehr courfähig. Wenn Eure Kurfürstliche Hoheit den Herrn sehen sollten — den Herrn — ja, wie heißt er doch? — mit dem weißen Gesicht, ich glaube, er ist todt — so bitte ich, einen Gruß an ihn zu bestellen, ich dächte zuweilen an ihn. Aber er möchte excüsiren, daß ich's nicht öfter kann, denn ich habe zu viel für meine Tochter zu thun, die sich nächstens verheirathen wird. Sie sehen's mir nicht an, doch ich bin schon Mutter."

Von dem ganzen unermeßlich prangenden Glanz-

leben Schwetzingens war nichts geblieben, als der Wahnsinn. —

Nun schritten nach langem Austausch Arnulf und Verena Wendemar zartfühlend zu einem Rundgange durch den Park voran und ließen Pamela und Karl Theodor von Dalberg nachfolgen. Und mit einem melancholischen Lächeln deutete der Letztere vor sich auf:

„Zwei Fürstenkinder des alten Jahrhunderts.“

Pamela Fitzgerald legte ihren Arm in den seinigen. „Drei, Dalberg — lassen Sie das Dritte heut' mit einem Fürsten des neuen Jahrhunderts gehen, das eine bessere Wiege für seine Kinder werden mag, als das alte.“

* * *

Das ist's geworden, eine bessere Wiege für die Kinder eines neuen deutschen Reiches, die nicht mehr mit banger Erwartung gegen Westen hinüber zu blicken brauchen, ob von dort ein Unwetter heraufdroht. Und eine bessere Wiege schon ward es für die Nachkömmlinge der beiden Philippsburger Kinder, an denen der Väter Sünden sich einmal nicht gerächt. Wohl warf die große Sturmflut, die über Europa auf und nieder rollte, sie noch manches Jahr lang unruhvoll hin und her, und in dem letzten gewaltigen Brandungsschwall auf den Feldern Leipzigs traf eine Kugel Frankreichs lähmend den linken Arm Arnulf Wendemar's, der als

schlichter Soldat wiederum in den Reihen seines Volkes stand. Doch es verringerte sein Glück nicht, er nahm's als späte Sühne früher, irrer Verschuldung an seinem Vaterlande, und seine Frau blickte mit freudigem Stolz auf den unter ihrer liebreichen Pflege von seiner Wunde Genesenen. Für ihr äußeres Leben blieb Dalberg mit Freundesvorsorge bedacht; der Sturz Napoleon's endete seine weltliche Macht und beschränkte ihn, seinem eigenen höchsten Wunsch gemäß, auf sein Erzbisthum zu Regensburg, wo er im Jahre 1817, gleich einem Gott von allen Bedrängten verehrt, betrauert von allen Edlen Deutschlands, starb. Sein letzter Wille auch hinterließ Arnulf und Verena, die bei ihm geblieben, die Hülfsmittel zur Führung eines einfachen schönen Lebens, in dem der Erstere sich zufrieden an Stelle des einst erstrebten Marschallstabes mit dem Regiment in der Bewirthschaftung eines kleinen Landgutes begnügte. Aus der großen Urne des Glücks und Leides war ihnen doch noch das beste Menschenloos gefallen, neidlos und unbeneidet sich selber zu leben. Ihre stille Heimat ward eine gute Wiege auch für ihre Kinder und Enkel, die heute — immer noch mit dem Namen Arnulf Wendemar — unter uns gehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Und um zwei Menschenalter später als die drei Fürstenkinder des achtzehnten Jahrhunderts und der

Großherzog von Frankfurt, ging wieder an einem letzten Octobertag Jemand durch den lautlos einsamen Schwetzinger Park. Er kam von dem kleinen badischen Landstädtchen Philippsburg.

Wie still liegt dieses da, weltab, ein verklungener Name, über den Umkreis weniger Meilen hinaus fast von Niemandem in Deutschland mehr gekannt, verschwunden wie das alte Reich. Die Zeit hat die Wälle und Schanzen spurlos fortgeebnet, vom alten Schloß, vom Rothen und Weißen Thor steht kein Stein mehr. Kein Haus ragt mit seinem Ursprung über das Jahr achtzehnhundertundzwei hinaus; nur Straßennamen — Kronenwerkstraße, Weiße und Rothe Thorstraße, Skalstraße, Pulverthurmstraße — erhalten ein Gedächtniß der Vergangenheit. Die Sümpfe rund umher sind ausgetrocknet und in fruchtbares Ackerland verwandelt; friedlich und freundlich, verhältnißmäßig weit gedehnt, liegt die alte Ansiedlung des sagenhaften Udo in ihrer letzten heutigen Gestaltung. Sie theilt sich noch wahrnehmbar in den festeren Kern der ehemaligen inneren Stadt und in die mehr auseinanderfallende äußere; mit Glücksgütern scheinen beide auch heut' nicht überreich gesegnet. Eine Eisenbahn von Bruchsal nach Germersheim führt vorüber, doch der Stationsruf: „Philippsburg!“ läßt wenig Leute und wohl selten nur einen fremden Besucher aussteigen.

Und es ist fast, als werde dies beabsichtigt, so wunderlich ist der Anschluß der Züge dorthin.

. Zum großen Theil auch sind aus dem Bruchein die dichten Wipfel des Lußhardwaldes verschwunden; gegen Philippsburg indeß tritt er noch immer nahe heran, bald tannendunkel, bald grünbelaubt, mit tiefen, stillen Lichtungseinschnitten und hoch vom Moos überdecktem Boden.

Nun ging der Wanderer dieser Tage durch den Schwetzinger Park. Mit lädenversetzten Fenstern standen das Schloß und die Halbbogen der Zirkelhäuser leblos, die weite Rotunde lag ohne irgend eine Regung. Eine müde, schwermüthige Sonne goß ihr Licht darüber.

Aber sonst war Alles unverändert, nur hoch und alt hoben jetzt die vom Kurfürsten Karl Theodor gepflanzten Bäume sich in den Herbsthimmel auf, waren zu dichten Wäldern geworden, machten die dunkle Einsamkeit der zahllosen Haine und Labyrinthe geheimnißvoll tiefer.

Sonst nichts verwandelt. Auf allen Wegen lag ein hoher goldgelber Laubteppich, so dicht, daß der Fuß völlig lautlos darüber schritt, und überall standen bewegungslos die Urnen, Vasen, Sinnbilder und Obelisken, die Tempel und Moscheen, die griechischen Götter, die ganze unzählbar-unermeßliche steinerne Gestaltenwelt des achtzehnten Jahrhunderts. Sie schimmerten,

lauschten, lächelten durch das halb entblätterte Gezweig. Gespenstisch athemlos.

Noch immer blies die Riesengestalt Pan's auf der Hirtenflöte, hob Galathea die Marmorglieder eben aus dem Weiher herauf, lagen die Sphinxe als schweigende Räthsel hingestreckt, breitete zwischen Säulen hoch herab Apollo die gehobene Hand aus.

Welche immer neu wechselnde Fülle, eine scheinbar endlose und unerschöpfliche Welt. Es lag doch etwas Gewaltiges darin, daß der Wille eines Menschen das Alles geschaffen. Das Einzige, was von der Kurpfalz geblieben, gleichsam ihr Gedenkmal.

Viele Stunden lang durchschritt der heutige einzige Gast die weiten Einöden, jeden verborgensten Winkel des Parks. Als die Sonne untergegangen, kehrte er noch einmal über die hochgeschweifte chinesische Brücke an den See und setzte sich müde auf eine gleichfalls mit goldenem Laubteppich bedeckte Ruhebank. Ihm war's, als habe er das achtzehnte Jahrhundert durchwandert.

Kein Hauch in der Luft des sinkenden Tags, ringsum schwebten die Blätter, von selbst gelöst, überlebt aus den hohen Wipfeln hernieder. Kein Menschenlaut, nur Fische schnellten im See.

Es dämmerte. Nun rief von einer Pappel herab ein Rabe zweimal einen krächzenden Ton über die

herbstlich versinkende, abendlich auslöschende Welt. Dann wieder Grabesstille.

Und nun zog über den dämmernden Seespiegel lautlos ein Schatten hin. Es war das Wiederbild eines weit seine Flügel spannenden Reihers; geisterhaft, wie etwas Wesenloses schien der große Schatten über dem Wasser zu schweben.

Undeutlich verschwammen schon die steinernen Kolossalgestalten des Rheines und der Donau, doch ein leises Säuseln rann jetzt durch ihr hohes Schilfbett. Wie ein Stimmengeflüster kam's durch das Dunkel herüber — ging der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern dort mit Pamela Fitzgerald, der jungen „Königin von Irland?"

Der Rastende stand von der Bank auf und schlug den Heimweg ein. Und er schrieb eine Geschichte aus Wahrheit und Dichtung verflochten, doch zugleich ein Stück Geschichte „vom Ausgang des Reiches".

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

C. HAUSLER's NACHF.
BUCHBINDEREI

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jensen, Wilhelm,

Am Ausgang des Reiches ein Roman

Bd.: 2. Band

1886

P.o.germ. 678 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11670679-7